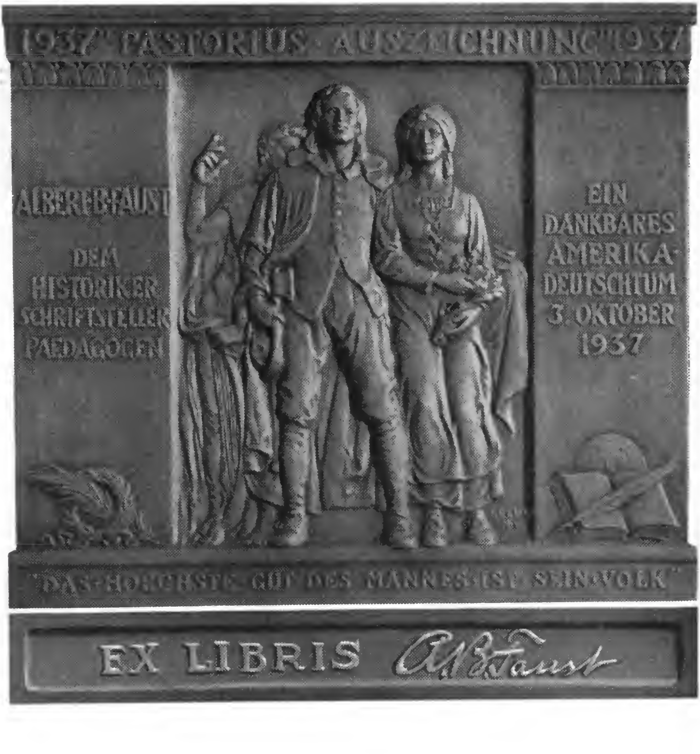
DIE ANSIEDLER AM COTTONWOOD FLUSSE: ERZÄHLUNG AUS DEM...

Richard C. Michaelis


1937 "PASTORIUS AUSZEICHNUNG" 1937
ALBERT B. FAUST
DEM
HISTORIKER
SCHRIFTSTELLER
PAEDAGOGEN
EIN
DANKBARES
AMERIKA-
DEUTSCHTUM
3. OKTOBER
1937
"DAS HOECHSTE GUT DES MANNES IST SEIN VOLK"
EX LIBRIS A.B. Faust

Otto L. Schmidt

Die Ansiedler

am

Cottonwood Flusse.

Erzählung aus dem amerikanischen Leben

von

Richard Michaelis.

Verfasser von „Ein Blick in die Zukunft.“

Chicago. Illinois.

1903.

Die Ansiedler am Cottonwood Flusse.

Einleitung.

Den Hintergrund für diese Erzählung bildet der furchtbare Indianeraufstand, welcher im Jahre 1862 die weiße Bevölkerung des Staates Minnesota mit Tod und Verderben bedrohte, aber an der heldenmüthigen Vertheidigung der deutschen Stadt Neu-Ulm seine Kraft brach.

Die Ereignisse jener denkwürdigen Zeit habe ich streng geschichtlich dargestellt; denn vor vierzig Jahren lebte ich an der Indianergrenze, wohnte lange Zeit in den Wäldern des Nordwestens und ich kenne deshalb aus eigener Anschauung das Grenzler- und Ansiedlerleben. Auch begab ich mich vor einiger Zeit nach dem Theile Minnesota's, in welchem 1862 in zwei Wochen mehr als 890 Weiße (meist Deutsche und Norweger) durch die Indianer getödtet wurden, um amtliche Berichte und mündliche Aussagen noch lebender Augenzeugen über diese Schreckenszeit zu sammeln.

Die Schilderung jener Ereignisse ist also eine durchaus wahrheitsgetreue, die Thaten hervorragender Männer sind ebenfalls streng historisch dargestellt worden und alle anderen Gestalten, die ich dem Leser vorführe, sind nach dem Leben gezeichnet.

Ich bin dem Rathe Goethe's gefolgt, welcher sagt:

Greift nur hinein in's volle Menschenleben;
Denn wo Ihr's packt da ist's interessant.

Das Leben in den Vereinigten Staaten ist ja deshalb so fesselnd, weil so viele der thatkräftigsten Bewohner europäischer Länder sich von der Heimath losrissen, um hier den Kampf mit neuen Verhältnissen und oft auch mit Indianern aufzunehmen. Diese europäischen Einwanderer entrissen Amerika den früheren Herren, verwandelten eine ungeheure Wildniß in blühende Ansiedlungen und in dieser gewaltigen Kulturarbeit hat sich ein thatkräftiges Volk entwickelt, reich an eigenartigen Gestalten.

Hoffentlich ist es mir gelungen, in dieser Erzählung die Mühen und Gefahren, sowie die Poesie und die Freuden des amerikanischen Grenzerlebens so zu schildern, daß die Leser dadurch befriedigt werden.

Chicago, den 1. October 1903.

Richard Michaelis.

Erster Abschnitt.

Nicht fern von der oft sturmumbrausten Küste liegt in Pommern ein Dorf von mäßigem Umfange, das meist von Fischern bewohnt ist und auf den ersten Blick die Armuth seiner Insassen erkennen läßt. Bunt durcheinander gewürfelt stehen die dürftigen, aber reinlichen Hütten der Bauern und Fischer; nur in der Mitte des Dorfes, da, wo die Kirche ihren kleinen Thurm durch die umstehenden Linden in die blauen Lüfte streckt, ist ein Platz frei geblieben, um welchen sich die nächstliegenden Gebäude in einiger Ordnung schaaren.

Zu diesen gehört das mit Weinlaub umsponnene Pfarrhaus; bescheiden im Umfange, aber mit freundlichen Zimmern. Das Ziegeldach und das Gärtchen vor der Thüre heben die Pastorenwohnung vortheilhaft aus den umliegenden Gebäuden empor und verleihen ihr den Anstrich einer gewissen Behäbigkeit.

Vor wenigen Wochen hatte man den alten Herren, der so manches Jahr in dieser bescheidenen Wohnung gehaust, hinausgetragen und auf dem stillen Friedhof neben seine Vorgänger gebettet. Sein Nachfolger, Pastor Werner, sah sich jetzt endlich, nachdem er zehn Jahre lang als Privatlehrer auf eine Anstellung geharrt, in der Lage, seine Jugendliebe nach vieljährigem Brautstande heimzuführen und nachdem in der kleinen benachbarten Stadt die Hochzeit gefeiert worden, zog er mit seiner lieben Frau und seiner hochbetagten Mutter in das neue Heim.

Die würdige alte Dame überlebte nicht lange die Einführung ihres Sohnes in das Pfarramt; aber der tiefe Schmerz, welcher den Zurückgebliebenen dieser

herbe Verlust bereitete, wurde bald durch die Geburt eines Sohnes gemildert.

Aus diesem Anlaß entstand aber zum ersten Male eine kleine Meinungsverschiedenheit zwischen dem guten Pastor und seiner Gattin. Er war sonst aller Welt und namentlich seiner lieben Frau gegenüber die Nachgiebigkeit selbst. Als sie aber den Erstgeborenen mit dem Rufnamen Ernst getauft sehen wollte, bestand der Hausherr darauf, daß der Knabe Donatus (der Geschenkte) heißen sollte. Um den ersten ernstlichen ehelichen Zwist zu vermeiden, gab die junge Mutter nach und Herr Werner hatte seinen Willen, soweit seine Ehehälfte in Betracht kam.

Nun waren aber noch die in Aussicht genommenen Pathen, ein benachbarter Rittergutsbesitzer Behrend und der Oberförster Grunert zu berücksichtigen, welch letzterer die Aufsicht über die Staatswaldungen führte.

Behrend hatte gemeinschaftlich mit Werner studirt und diesen mit seinen reichlicheren Mitteln häufig in eben so liebenswürdiger wie rücksichtsvoller Weise unterstützt, wenn das Honorar für die Privatstunden, welche der arme Werner ertheilte, gar zu kümmerlich floß. Später hatte Behrend sich verheirathet und nach dem Tode seiner Gattin und seines Vaters als kinderloser Wittwer ein Leben geführt, an welchem der Theologe Werner keine Freude haben konnte. In der That verkehrte letzterer mehr mit dem ebenfalls verwittweten und kinderlosen Oberförster; aber die Dankbarkeit des Pastors und das liebenswürdige Wesen des leichtfertigen Sünders hielten die Freundschaft zusammen; zumal Behrend, wenn Werner ihm scharf in das Ge-

wissen redete, in der That Reue über sein Thun empfand.

Nun begab es sich, daß Grunert und Behrend als in Aussicht genommene Pathen sich für den Namen Donatus nicht begeistern konnten und den Namen Hans vorschlugen. Nach deutscher Art wurde über die Namensfrage heftig debattirt und endlich wurde in Folge einer langen Sitzung der Beschluß gefaßt, den Knaben Donatus, Ernst, Hans zu nennen. Behrend nannte sein Pathenkind später immer Hans, während sonst Jedermann den Knaben Donatus rief.

Der Kleine wuchs heran als ein kräftiger blondköpfiger Junge mit guten Anlagen, die vom Vater mit großer Umsicht gepflegt und entwickelt wurden, während die Mutter in dem lebhaften Knaben den Sinn für die Häuslichkeit heranbildete,—die Grundlage für ein glückliches Familienleben.

Diese Art der Erziehung hätte aber immerhin an einer gewissen Einseitigkeit gelitten, weil Vater und Mutter durch langes Dulden und Hoffen mehr zu passiver Ergebenheit, als zu thatkräftigem Handeln neigten. Zum Glück für den jungen Donatus sollte aber in ihm die dem Manne nöthige Thatkraft von anderer Seite entwickelt werden.

Grunert und Behrend waren in diesem Sinne thätig. Der Oberförster unterrichtete den Knaben im Schießen und Schwimmen, der flotte Gutsbesitzer im Reiten, Fechten und in den geselligen Umgangsformen.

Obgleich Donatus Ernst Hans mehr Lust am Leben im Freien hatte, als an der Thätigkeit in der Studirstube, so machte er doch in den Wissenschaften befriedigende Fortschritte und war mit siebenzehn Jahren im

Stande, das Abiturienten-Examen zu bestehen. Er fügte sich auch den Wünschen seiner Eltern, die seinen Eintritt in ein kaufmännisches Geschäft wünschten, als ihr Liebling nun doch einmal von Hause scheiden mußte.

Durch seinen Pathen Grunert erhielt er bei einem Vetter desselben in Hamburg eine Stellung, wo er bis zu seinem einundzwanzigsten Jahre blieb, in dieser Zeit eifrig das Englische pflegte und dann seiner Dienstpflicht als „Einjähriger" genügte. Er trat darauf wieder in das Geschäft der angesehenen Firma, die ihn wegen seines Pflichteifers und seiner guten Lebensgewohnheiten hoch schätzte und wahrscheinlich hätte er dort langsam die Stufenleiter bis zum Prokuristen erklommen, wenn nicht eine typhöse Krankheit schnell hintereinander seine Eltern und den Oberförster dahingerafft hätte.

Behrend erwies sich in dieser schweren Zeit als ein treuer Freund seines Pathen. Er lud ihn ein, auf sein Gut zu kommen und dort die Landwirthschaft zu erlernen; ja er gab Donatus das Versprechen, ihn zum Erben der ansehnlichen Besitzung zu machen. Aber der junge Mann fand nicht an den Männern und noch weniger an den Frauen Gefallen, welche den Umgang des Lebemannes bildeten und er wies dessen freundliches Anerbieten mit herzlichem Dank, aber mit der Erklärung von der Hand, daß er mindestens auf einige Zeit nach Amerika reisen und dort „sein Glück versuchen" wolle.

Behrend begriff diesen Freiheitsdrang des jungen Mannes und sagte: „Nun, mein lieber Hans, dann ziehe in Gottes Namen nach dem großen Freiheitsstall.

Wenn es Dir einmal an Geld fehlen sollte, oder Dich der Wunsch überkommt, nach Deinem Vaterlande zurückzukehren, dann versprich mir, Dich an Deinen Dir von Herzen zugethanen Pathen zu wenden."

Die Beiden schieden. Der junge Werner regelte den Nachlaß seiner Eltern und trat die nicht ganz unerhebliche Erbschaft an, welche der Oberförster ihm vermacht hatte. Dann kehrte er nach Hamburg zurück.

Der Kaufherr bemühte sich ernstlich, dem jungen Manne seine Reiselust auszureden. Er habe eine gesicherte, aussichtsvolle Stellung in einem großen heimathlichen Geschäft. Das „Auswandern" sei nur etwas für Unbeschäftigte und für Abenteurer.

In der That hatte die Thätigkeit in dem großen Geschäfte manchen Reiz für Werner. Wenn er auf die Buchhalter, Kassenbeamten, Agenten, Gehülfen, Lehrlinge und Hausknechte blickte, welche in den weiten Geschäftsräumen am Wandrahm arbeiteten und sozusagen den Generalstab des über alle Theile der Erde verzweigten großen Kaufmannshauses bildeten, dann fühlte er sich nicht ohne einen gewissen Stolz als tüchtigen Theil eines großen Ganzen; zumal ihm Alle mit Achtung und Freundlichkeit begegneten.

Aber das Comptoir war so düster, daß an trüben Tagen schon um Mittag Gasflammen benutzt werden mußten. Wenn Donatus dann die „Geschätzten" und „Werthen" der Geschäftsfreunde beantworten mußte, dann wanderten trotz seiner Pflichttreue seine Gedanken doch mitunter sehnsüchtig hinaus nach den Wäldern an den Gestaden der Ostsee und öfter noch nach den Prärien, Wäldern und großen See'n Nord-Amerika's.

Er träumte dann von Jagden, von Kämpfen gegen

die Indianer, die er sich nach den Cooper'schen Romanen ausmalte und zuweilen sah er im Geiste am Walderrande ein Blockhaus, vor dem sich geklärtes Land erstreckte, auf welchem Pferde und Rinder weideten.

Eine Herrin hatte dieses bescheidene Luftschloß noch nicht; denn Donatus hatte noch kein weibliches Wesen kennen gelernt, in dessen Nähe sein Herz schneller schlug.

Nun deckte die kühle Erde fast Alle, die ihm im Vaterlande besonders lieb und theuer gewesen waren. Sein Sehnen in die Ferne ward übermächtig und selbst die freundlichen Worte seines Chefs konnten dieses Sehnen nicht bannen. Aber er schied doch mit schwerem Herzen von dem Kaufmanne und von seinen Mitarbeitern. Er riß sich gewaltsam von der alten Heimath los und wenige Tage später befand er sich auf der „Borussia", welche mit voller Dampfkraft dem Hafen von New-York zueilte.

Zweiter Abschnitt..

Die „Borussia" galt damals für ein eben so stolzes Schiff, wie heut die besten und größten Dampfer der Bremer und Hamburger Linie. In der That stellte das schmucke Fahrzeug einen gewaltigen Fortschritt dar gegenüber den Segelschiffen, welche früher den Verkehr zwischen Europa und Amerika vermittelt hatten. Aber verglichen mit den Ozean-Windhunden unserer Tage war die gute „Borussia" doch nur ein langsames Schiff, mit dem so mancher Reisende an drei Wochen für die Ueberfahrt brauchte. Sie hatte drei Masten und der

Kapitän empfahl sich seiner Gesellschaft, wenn er recht oft Segel führte und dadurch Kohlen ersparte.

Die aufgehende Sonne lachte heiter auf das Meer hernieder, dessen nur leicht gekräuselte Wellen schmeichelnd den stolzen Bug der „Borussia“ umspülten, als dieses Schiff die letzten Kreidefelsen von Altengland passirte. Donatus stand an das Schiffsgeländer gelehnt und blickte gedankenvoll nach der allmälig verschwindenden Küste hinüber, nach den letzten Felsen, die Europa den Scheidenden zeigte.

Wie so viele beim Anblick des letzten europäischen Landes der Heimath und ihres vergangenen Lebens recht lebhaft noch einmal gedenken, so blickte Donatus im Geiste auf die schönen Tage zurück, welche er im Pfarrhause nahe der Ostsee und in den Wäldern verlebte, die unter der Aufsicht seines Pathen Grunert gestanden hatten und in stiller Wehmuth versenkte er sich in die Erinnerung seiner so schnell nacheinander dahin geschiedenen Lieben.

Als Donatus sich umwandte, erblickte er an eines der acht Rettungsboote gelehnt, einen Mann, welcher ihm von allen seinen Reisegefährten die meiste Theilnahme eingeflößt hatte.

Wolfgang Brenneck war ein schlank und kräftig gebauter Mann von etwa fünfundvierzig Jahren. Tiefe durchgeistigte Gesichtszüge und das Grau, welches sich hier und da in dem schwarzen kurzgeschnittenen Bart- und Haupthaar zeigte, sprachen von einem reichbewegten Leben. Sein Benehmen war höflich, aber sehr zurückhaltend; nur Donatus schien seine Theilnahme erweckt zu haben.

„Recht so“, sprach Brenneck; „schließen Sie ab mit

der alten Welt; versenken Sie Ihre Erinnerungen in's Meer, sobald jene Felsen ganz verschwunden sind und wenn Sie dem Rathe eines Welterfahrenen folgen wollen, binden Sie Ihren Geburts-, Tauf-, Impf-, Konfirmations- und Militärschein sammt Ihrem Paß — welche für den reisenden Deutschen unentbehrlichen Papiere Sie jedenfalls bei sich haben—fein säuberlich zusammen, thun Sie Alles hinzu, was Sie etwa an Grundsätzen mit sich herum tragen, und werfen Sie den ganzen Trödel den Erinnerungen nach. Man thut nie gut daran, unnützes Gepäck mit sich zu schleppen.

Donatus hatte in der kurzen Zeit ihres Beisammenseins bereits erkannt, daß bei Brenneck die herbe Schaale einen edlen Kern umgab und er entgegnete daher lächelnd: „Jene unter Umständen sehr nützlichen Dokumente will ich zwar nicht in das Meer, aber doch auf den Grund meines Reise-Koffers versenken. Man weiß nie, ob man die Papiere nicht noch einmal brauchen kann. Was dagegen meine Grundsätze betrifft, so hoffe ich, daß es sich mit denselben auch in den Ver. Staaten und in Kanada wird leben lassen."

„Ohne Zweifel werden Sie mit den Ansichten, welche Sie bisher mir gegenüber entwickelt haben, auch in der Union leben können; falls aber meine Annahme begründet ist, daß Sie, wie so viele Hunderttausende vor Ihnen die Heimath aufgaben, um schneller ein Vermögen zu erwerben, das Ihnen eine unabhängige Stellung in der menschlichen Gesellschaft sichert, so werden Sie in diesem Bestreben mit etlichen Millionen smarter Yankees und Angehörigen fast aller Völkerschaften der Erde konkurriren müssen. Ihre Konkurrenten, so weit Sie die moralischen Rücksichten ver-

schmähen und jedes gesetzlich erlaubte Mittel benutzen, werden Ihnen natürlich weit überlegen sein."

So sprach Brenneck und sein Antlitz, auf welchem sonst ein gewisser Humor den Ernst der Züge mäßigte, zeigte eine fast finstere Strenge.

„Sie meinen also, daß ich jeden Grundsatz und dasjenige aufgeben soll, was wir Gewissen zu nennen pflegen, um mit allen Mitteln dem goldenen Kalbe nachzujagen", fragte Donatus und er fügte hinzu: „Und was sollte mir den nöthigen Halt geben, den ich bisher in der Stimme meines unsichtbaren inneren Rathgebers fand?"

„Der Mensch muß nie zuviel auf einmal wollen", entgegnete Brenneck und der humoristisch-satyrische Zug um seinen Mund kehrte zurück. „Wenn Sie mit Millionen von Strebern konkurriren wollen, dann lassen Sie Ihre Grundsätze laufen. Wollen Sie dagegen Prinzipien reiten, dann hätten Sie sich um einen Sitz in dem preußischen Abgeordnetenhause bewerben sollen. Man soll nie Haare und Butter untereinander mischen. Was Ihre zweite Frage betrifft, so ist die Antwort sehr einfach: Studiren Sie das Strafgesetzbuch des Staates, in welchem Sie Ihren Wohnsitz aufschlagen, hüten Sie sich gegen irgend einen Paragraphen jenes nützlichen Buches in der Art zu verstoßen, daß der Staatsanwalt Sie belangen kann, und vor aller Welt werden Sie alsdann besser bestehen, als mit dem vorzüglichsten Gewissen."

„Ich weiß nicht, ob Sie Familienvater sind, Herr Brenneck", entgegnete Donatus, im Stillen erheitert durch die Rathschläge des Deutsch-Amerikaners. „Wür-

den Sie, wenn Sie Kinder hätten, diesen dieselben Lehren geben" ?

„Bis jetzt habe ich mich noch nicht zum Eintritt in den Ehestand entschließen können", antwortete Brenneck ausweichend.

„Und w e n n Sie Kinder hätten, würden sie jenen Grundsätzen gemäß erzogen werden?"

„Der Fall, den Sie annehmen, wird niemals eintreten und es lohnt sich deshalb nicht, über die muthmaßliche Erziehung von Kindern zu grübeln, welche nicht vorhanden sind und niemals existiren werden. Die Frage, wie man ungeborene Kinder erziehen soll, ist ein „Stoff", in welchen sich ein Dutzend deutscher Pädagogen versenken könnten. Wir wollen hier lieber mit lebenden Wesen und mit wirklichen Zuständen rechnen. Es giebt übrigens auch im geschäftlichen Leben Deutschland's viele wohlangesehene Leute, die ihr Gewissen längst in Ruhestand versetzt, und an Stelle dessen das Strafgesetzbuch als Richtschnur für ihr Handeln angenommen haben. Bei uns in der Union sind in manchen Staaten die Grenzen des Rechts sehr undeutlich und ein kühner Mann mag schon gelegentlich einen Sprung über diese undeutliche Grenze wagen. Denn die Justitia ist in Amerika nicht nur blind , sie leidet auch häufig an Podagra und ist in Folge dessen sehr langsam in ihren Bewegungen."

„Trotz meiner Jugend und meiner geringen Lebenserfahrung habe ich doch in meiner kurzen geschäftlichen Laufbahn leider die Wahrnehmung gemacht, daß auch im wirthschaftlichen Leben unseres Vaterlandes viel Unehrlichkeit herrscht. Aber eben deshalb sollte jeder wackere deutsche Mann nach Kräften bemüht sein,

unserm Volke den durch Jahrhunderte bewahrten Ruf der Biederkeit zu erhalten."

„Aendern Sie die Richtung des Windes, wenn Sie gegen denselben blasen", fragte Brenneck mit leichtem Spott.

„Die Macht, Wind und Wetter zu ändern, ist uns nicht gegeben; wohl aber können wir die Handlungen unserer Mitmenschen beeinflussen durch Ermahnungen und Beispiele. Jedermann muß auf seinem Posten seine Schuldigkeit thun. Nur so kann das Uebel mit Aussicht auf Erfolg bekämpft werden." So sprach Donatus und Jemand, der seinen frommen Vater einmal auf der Kanzel gehört, würde eine Aehnlichkeit in der Redewendung und in dem etwas salbungsvollen Tonfall der Stimme erkannt haben.

„Mein junger Freund", sagte Brenneck zwar ernst, aber mit einem so wohlwollenden Blick, wie ihn Donatus noch nie im Auge seines Reisegefährten bemerkt hatte. „Sie kennen die Welt noch sehr wenig, wenn Sie glauben, der Eigennutz der Menschen sei leichter niederzukämpfen, als die Kraft der Elemente."

„Die Erziehung vermag viel", betheuerte der Sohn des alten Werner hartnäckig, „und ich für meine Person werde den Lehren treu bleiben, die meine Eltern und der gute Förster Grunert mir ertheilt."

„Geben wir also die Bekehrungsversuche auf", sprach Brenneck freundlich. „Ich glaube, Sie werden Ihrer Erziehung Ehre machen; nicht minder werden aber die Jungen der Egoisten Ihnen so begegnen, wie dieselben es von ihren Alten gelernt haben und ich fürchte, Sie werden mitunter schlecht fahren bei der Anwendung der empfangenen Lehren."

„Jedermann muß auf seinem Platze seine Schuldigkeit thun. Nur so kann das Uebel mit Aussicht auf Erfolg bekämpft werden", wiederholte der unerschütterliche Donatus.

„Ich werde versuchen, unter strenger Wahrung meiner Grundsätze, gestützt auf Empfehlungen meines früheren Hamburger Chefs, in New York eine Stellung zu erlangen, obschon ich am liebsten nach dem Westen gehen und mir dort eine Farm kaufen würde. Ich möchte die mir zur Verfügung stehenden Mittel durch weitere Ersparnisse noch vermehren."

„Auch die Erreichung dieses bescheidenen Zieles dürfte Schwierigkeiten haben", meinte Brenneck. „Auf Grund europäischer Empfehlungen erhält ein junger Kaufmann nur in seltenen Fällen in New York eine Stellung. Die Chefs haben eine so große Auswahl unter den zahlreichen Buchhaltern und Gehülfen, welche mit dem amerikanischen Geschäftsbrauch vertraut sind, daß sie nur selten neu Eingewanderte anstellen.— Hoffen wir indeß, daß diese Erfahrung Ihnen erspart bleibt."

„Ein Paar Stiefelsohlen will ich an meine Empfehlungen wagen. Ihnen aber, Herr Brenneck, sage ich meinen aufrichtigen Dank für Ihre freundliche Theilnahme an meinem ferneren Schicksal, das ich der Vorsehung anheim stelle."

Brenneck nahm die dargebotene Rechte des jungen Werner an und sagte: „Sollte nicht Alles nach Wunsch gehen, so wenden Sie sich getrost an diese Adresse. Vielleicht läßt sich dann die Langsamkeit der Vorsehung beschleunigen."

Mit diesen Worten überreichte er Donatus eine Karte, auf welcher zu lesen war: Wolfgang Breneck, No. 15 Madison Avenue, New York."

Damit endete diese Unterredung, deren Gegenstand in späteren Unterhaltungen der beiden neuen einander so ungleichen Freunde nicht wieder berührt wurde.

Dritter Abschnitt.

Nach einer glücklichen und für damalige Verhältnisse schnellen Fahrt lief die „Borussia" an einem schönen Junitage des Jahres 1861 in den Hafen von New York ein und bald waren die Cajüten-Passagiere ausgeschifft. Donatus empfing in Castle Garden eine Marke für sein zurück gelassenes Gepäck und betrat dann den Platz vor diesem Gebäude.

Da von den Hotelagenten weder die Schiffe noch Castle Garden betreten werden durften, so nahmen die „Hotel Runners" vor letzterem Aufstellung und stürzten sich auf die neuen Ankömmlinge, sobald diese das schützende Gehege verließen.

Donatus war erstaunt zu sehen, wie bedeutende Kenntnisse diese Angestellten der Gasthäuser besaßen. Meist erkannten sie wie den Vogel an den Federn die Passagiere an der Tracht der Heimath und redeten diese Ankömmlinge in der heimischen Mundart an. War es an dem Anzuge nicht zu ermitteln, woher der „Grüne" kam, so wurde er Englisch angesprochen und aus der Antwort erkannte der „Runner" dann sofort die Mundart, in welcher er eine Unterredung begann. Er sprach das Plattdeutsche der Mecklenburger, Holstei-

ner, Ost-Preußen, das Schwäbische, Bayerische, Berlinerische, das Sächsische und Rheinische, das Westfälische und Hannoveranische; kurz jede deutsche Mundart. Ja, mehr als Das! Der Mann besaß an das Wunderbare grenzende Kenntnisse von den Städten und Dörfern Deutschlands und wußte sich nach kurzer Unterhaltung mit den neuen Ankömmlingen stets als deren engerer Landsmann aus einem benachbarten Ort anzupreisen, wodurch er alsbald das Zutrauen der „Grünen" gewann.

Daß dieses gewonnene Vertrauen nur zu oft gemißbraucht wird, ist doppelt zu beklagen; einmal deshalb, weil so viel Wissen und Findigkeit an eine so schlechte Sache gesetzt wird und dann, weil das schöne Empfinden landsmannschaftlicher Zusammengehörigkeit durch Gaunereien aller Art eine Schädigung erleidet, die niemals wieder gut gemacht werden kann.

Donatus arbeitete sich nur langsam durch den Menschenhaufen hindurch, welcher bei der Ankunft eines großen Dampfers vor Castle Garden hin- und her zu wogen pflegte und er lenkte seine Schritte nach dem „Prescott House", welches Brenneck ihm als anständig und preiswürdig empfohlen hatte.

Er hinterließ den Auftrag, sein Gepäck von Castle Garden abzuholen und begab sich dann auf sein Zimmer, um sich auf die Besuche bei den Geschäftsleuten vorzubereiten, an welche er Empfehlungen hatte.

Während dieser Stellenjagd fand er in den nächsten Tagen leider das bestätigt, was Brenneck schon auf dem Dampfer über die Schwierigkeit gesagt hatte, auf solche Weise eine Anstellung zu erlangen. Ueberall wurde er höflich empfangen. Man sagte ihm, daß der

Andrang junger Kaufleute nach Stellungen sehr groß wäre; auch der eben eingewanderter Handlungsbeflissener, daß die betreffende Firma zur Zeit keine Vakanz habe, daß sie ihn aber sofort benachrichtigen werde, sobald sie von einer für Herrn Werner geeigneten Stellung etwas erfahren würde. — Dasselbe Lied wurde überall gesungen, bis auch der letzte Brief abgegeben war. Donatus kehrte muthlos in sein Hotel zurück.

Er schämte sich, nach nur dreitägigem Aufenthalt in New York zu Herrn Breneck zu gehen und diesem von der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen zu berichten. Er wollte es zunächst noch einmal mit Zeitungs-Annoncen versuchen und rückte denn auch eine Anzeige in mehrere Blätter, in welcher gesagt wurde, daß ein gründlich gebildeter Kaufmann, welcher der deutschen, französischen und englischen Sprache mächtig sei, unter bescheidenen Bedingungen eine Stelle suche. Aber außer einigen Stellenvermittlern meldete sich Niemand und daß diese Herren in Wirklichkeit keine Vakanzen zu füllen hatten, wurde dem guten Donatus bald klar. Sie Alle wollten sich aber gegen eine mäßige Gebühr eifrig bemühen, für den Mister Werner einen guten Platz zu finden.

Schon wollte er sich zu Breneck begeben, da redete ihn der Besitzer des „Prescott-House" an, der an der niedergeschlagenen Mine seines Gastes wohl erkennen mochte, daß dieser nichts als Enttäuschungen erlebt hatte.

„Irre ich nicht, so wünschen Sie eine Stellung in einem Comptoir der Stadt", fragte der elegant gekleidete Mann mit dem bei Hotel-Leuten häufigen großen Diemnaten im Vorhemde.

„Sie irren nicht", entgegnete Donatus.

„Sind Ihre Schritte von Erfolg gewesen?"

„Bis heute allerdings nicht. Doch was veranlaßt Sie zu diesem Interesse?"

„Vielleicht kann ich Ihnen von Nutzen sein. Ich kenne den Chef einer größeren Firma, der Ihnen entweder selbst einen Platz anbieten oder Ihnen anderswo eine Stellung verschaffen kann, wenn Sie ein Schreiben von mir an ihn abgeben wollen."

Werner war natürlich hoch erfreut über diese unerwartete Aussicht, nun doch eine Stellung zu erlangen. Von Mißtrauen konnte gegenüber einem Manne von der Stellung des Herrn Georg Adams nicht die Rede sein; zumal Brenneck ihn nach diesem Hotel empfohlen hatte. Dennoch fragte er nach kurzem Besinnen:

„Und welche Bedingungen würden Sie mir für den Fall stellen, daß Ihre freundliche Vermittlung von Erfolg gekrönt ist."

Herr Adams sah den jungen Deutschen lächelnd an und entgegnete: „Ich bin kein Stellenvermittler und stelle gar keine Bedingungen. Mein Wunsch ist nur, Ihnen zu helfen."

Werner sprach von Dankbarkeit; aber der Amerikaner entgegnete kurz: „Schon recht; aber versäumen wir keine Zeit. Nehmen Sie dieses Schreiben und geben Sie es an seine Adresse ab. Vergessen Sie nicht, daß mit jedem Tage, an welchem Sie den Brief in der Tasche behalten, Ihre Aussichten schlechter und Ihre Finanzen nicht besser werden."

Donatus fand die letzte Redewendung etwas unzart, konnt aber deren Richtigkeit nicht bestreiten.

„Darf ich nicht wenigstens wissen, was mir Ihre thatkräftige Theilnahme verschafft hat“, fragte er.

„Wenn Sie ohne Grund nicht zufrieden sind, will ich Ihnen einen nennen, der so gut ist wie zehn andere. Ich wünsche, daß es jedem Einwanderer wohl ergehe; denn jeder Vogel, der ein warmes Nest gefunden hat, zieht zehn andere nach sich. Die Chance, die ich Ihnen bieten kann, wäre jedem Andern zu Theil geworden, den sein Geschick gerade um diese Zeit in dieses Hotel geführt hätte. Uebrigens ermahne ich Sie nochmals, den Apfel zu essen, ehe er faul wird. Offene Plätze für deutsche Kaufleute sind sehr selten.“

Bei dieser Erklärung beruhigte sich unser junger Landsmann, obschon sich allerdings die Annahme anscheinend als irrig erwies, daß der Amerikaner sich für ihn besonders interessirt hätte. Schnell begab er sich auf sein Zimmer, um sich auf den Besuch bei dem Herrn vorzubereiten, von dem er eine Anstellung erwartete.

Als Donatus das Hotel verließ, sagte der Wirth zu ihm: „Wenn Sie nach Deutschland schreiben, vergessen Sie nicht, Ihren Freunden das „Prescott House“ zu empfehlen und sie auf dessen Eigenthümer aufmerksam zu machen.“

„Soll geschehen“, entgegnete Werner, etwas belustigt durch das Talent des Eigenthümers, aus seiner Gutthat für das Hotel und sich selbst Reklame zu machen.

Donatus begab sich schleunigst zu Herrn Roberts in der Wall Street, dem Chef der gleichnamigen großen Firma, um sein Empfehlungsschreiben abzugeben.

Als er das Comptoir betrat, bemerkte er sofort, daß er sich in einem großen Bankhause befand. In

den weiten Räumen herrschte reger Verkehr. Er wandte sich an einen der Buchhalter, welcher den Brief des Herrn Adams an den Chef sandte. Nach einigen Minuten wurde Werner vorgelassen.

Herr Roberts wies ihm einen Stuhl an und begann eine kurze Unterhaltung. Donatus bemerkte alsbald, daß der Amerikaner mit ihm in zwangloser Form aber gründlich ein Examen veranstaltete.

Das Ergebniß befriedigte den Bankier. „Ich habe selbst keine Stelle frei; aber in einigen Tagen werden Sie als deutscher Korrespondent in ein großes Geschäft treten können."

Werner dankte lebhaft.

Haben Sie hier Familienverbindungen", fragte Herr Roberts.

„Keine."

„Dann werde ich Sie Ihrem neuen Chef so angelegentlich empfehlen, daß Sie zuweilen Einladungen in dessen Haus erhalten werden."

Roberts warf nun einige Zeilen auf ein Blatt Papier, adressirsite dasselbe an M. Eastman & Co. in der Wall Street und gab es dem jungen Manne, der sich mit warmen Dankesworten verabschiedete.

Donatus fand Herrn M. Eastman in seinem Comptoir, das an Umfang dem des Herrn Roberts nichts nachgab. Dieser Herr machte den Eindruck eines vorzüglichen Geschäftsmannes. Seine grauen Augen blickten klug unter scharf geschwungenen Brauen. Aus den markirten Zügen sprachen Kaltblütigkeit und Entschlossenheit. Haltung wie Kleidung waren untadelhaft und elegant.

Er las den Robert'schen Brief aufmerksam und er-

Härte dann, sein deutscher Korrespondent habe den Entschluß ausgesprochen, nach Deutschland zurück zu kehren, wo er ausgezeichnete Verbindungen besitze, und auf die Empfehlungen seines Freundes hin, nahm er keinen Anstand, unsern Donatus ohne Weiteres zu engagiren. Dieser möge sich bei dem Disponanten, Herrn Quick, als engagirt melden und dann sich mit Herrn Weber, dem jetzigen Korrespondenten, darüber verständigen, wann dieser sein Pult räumen wollte. Das Gehalt werde dasselbe sein.

Donatus fand Alles nach Wunsch. Herr Weber, welcher nur nach New York gekommen war, um das dortige Geschäft praktisch kennen zu lernen, wünschte sobald wie möglich seine Stellung zu verlassen, um die Vorbereitungen zur Heimreise zu treffen und die Gehaltsbedingungen waren vorzügliche.

Donatus trat, nachdem er sich bei den Herren Roberts und Adams für ihre erfolgreiche Verwendung bedankt hatte, seine neue Stellung an.

Vierter Abschnitt.

Herr Quick, der Disponent von M. Eastman & Co., war ein Original der besten Art. Er war unvermählt geblieben und lebte nur dem Geschäft, welchem er großentheils vorstand. Er war nicht unbemittelt und bei seiner großen Tüchtigkeit wäre es ihm leicht geworden, ein eignes großes Unternehmen aufzubauen. Aber Herr Quick war mit Eastman befreundet und da er keine Familie besaß, so blieb er bei diesem, in dessen Hause er viel verkehrte.

Der alte Herr hielt eine musterhafte Disciplin aufrecht. Seinem eisernen Ordnungsscepter mußten sich Alle bis auf Einen beugen; von Herrn Eastman selbst natürlich abgesehen. Alle Geschäfte der Firma waren in seinem Kopfe so genau verzeichnet, wie in dem Hauptbuche. Wenn eines Tages dieses musterhaft geführte Hauptbuch auf fabelhafte Weise verschwunden wäre, so hätte das ehrenwerthe Haus M. Eastman & Co. dadurch nicht sonderlich in Verlegenheit gerathen können, falls nur Herr Quick nicht gleichzeitig abhanden kam.

Es gab, wie gesagt, außer Herrn Eastman nur einen Menschen in dem Comptoir, der sich mitunter Ungehörigkeiten herausnahm, ohne daß Quick dies zu beachten schien. Das war Herr William Bunsen, Sohn des einst reichen Bankiers Bunsen. Dieser hatte im Laufe der Jahre wiederholt schwere Verluste erlitten und sich mit dem noch immer ansehnlichen Reste seines Vermögens als stiller Theilhaber in die Firma M. Eastman & Co. begeben, weil, wie er sagte, der Teufel sein Spiel mit ihm trieb und er seit Jahren keinen glücklichen Coup mehr führen könne. Der alte Bunsen hatte täglich gegen Mittag eine kurze Besprechung mit Eastman und kümmerte sich sonst nicht um die Geschäftsführung.

William Bunsen war ein verschmitzt und verlebt aussehender Dandy von etwa 20 Jahren. Er war zur Zeit eifrig bemüht, mit Spielen, Wetten und mit den Damen von der leichten Kavallerie dem Vermögen seines Vaters stark zuzusetzen und wiederholt geschah es, daß er am Morgen nach einer durchschwärmten Nacht später auf dem Comptoir erschien, als er sollte. An-

fangs hatte Herr Quick dagegen Einspruch erhoben und es versucht, dem jungen Manne begreiflich zu machen, daß alle Buchhlater, Gehülfen und Lehrlinge der Firma M. Eastman & Co. sich gefälligst zu der bestimmten Stunde auf das Comptoir zu verfügen hätten. Er werden solche Nachlässigkeiten nicht dulden. Bunsen war darauf entrüstet in das Zimmer des Chefs gegangen und seit jener Zeit hatte Quick nicht wieder seinen Unwillen beim Zuspätkommen des jungen Mannes geäußert und sich darauf beschränkt, die Arbeiten Bunsen's streng zu überwachen.

Selbstverständlich bestand zwischen Beiden eine gegenseitige starke Abneigung.

Donatus Werner nahm an seinem Pulte Platz und war nach Kräften bemüht, die Stelle seines Vorgängers gut auszufüllen; ein Streben, das ihm in kurzer Zeit die Gunst des alten Quick und somit einen angenehmen Verkehr mit seinem Vorgesetzten erwarb. Das Wohlwollen des alten Herrn stieg noch, als Werner ihm sein Vermögen gegen einen Depositenschein zur Aufbewahrung anvertraute.

Der nächste Sonntag brachte ihm eine Einladung in die Familie des Herrn Eastman, wo er außer der Schwester dieses Herrn, dessen Tochter Mary, die beiden Bunsen's und Herrn Quick antraf.

Miß Alice, die bejahrte Schwester Eastman's, war eine etwas säuerliche Dame. Obschon fromm und an mehreren Wohlthätigkeits-Anstalten betheiligt, erschien sie Donatus nicht übermäßig wohlwollend und er merkte sofort, daß sie von den Deutschen eine sehr geringe Meinung hatte. Neben den Amerikanern ließ sie allenfalls noch die Engländer und Franzosen gelten.

Die Deutschen betrachtete sie als eine politisch und gesellschaftlich sehr niedrig stehende Nation. Von dem, was dieses Volk auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Künste und der besseren Geselligkeit geleistet hatte, besaß Fräulein Alice keine Ahnung. Nach ihrer Vorstellung lebten die Landsleute Goethe's und Schiller's fast ausschließlich von Pretzeln, Bier und Sauerkraut und gingen meist in Holzpantoffeln einher.

Herr Eastman war schon seit vielen Jahren Wittwer und der stets vielbeschäftigte Mann hatte seiner Schwester Fräulein Mary's Erziehung ganz überlassen. So waren auf diese viele Ansichten ihrer Tante übergegangen. Das übrigens wohl erzogene junge Mädchen war daher etwas überrascht, als sie in dem jungen Deutschen, der sehr gegen den Wunsch der Tante Alice eine Einladung erhalten hatte, einen hübschen, gut gekleideten jungen Mann kennen lernte, der, ein fließendes Englisch sprach und über ein gediegenes Wissen verfügte, dessen Umfang das ihrige wie das des Herrn William Bunsen übertraf.

Sogar Fräulein Alice konnte sich der Erkenntniß nicht entziehen, daß der „Mister Werner“ ein gut aussehender, wohlerzogener Gentleman sei; zumal Donatus der alten Tante die Aufmerksamkeiten erwies, die man der Herrin des Hauses schuldig, welches man besucht.

Einiges Gewicht hatte bei der alten Dame übrigens auch der Umstand, daß Herr Eastman ihr mittheilte, Werner sei ein warm empfohlener Schützling des hoch angesehenen Herrn Roberts.

So gestaltete sich denn die Behandlung des jungen Deutschen von Seiten der beiden Eastman'schen Damen besser, als diese selbst erwartet hatten. Dagegen streifte

das Benehmen der beiden Bunsens gegen Donatus stark an Ungezogenheit. Sie hatten offenbar die Absicht, dem jungen Manne den Aufenthalt im Eastman'schen Hause zu verleiden. Aber ihr Verhalten hatte eine Wirkung, welche sie gewiß nicht erwarteten.

Zunächst wurde der sonst so sauertöpfische alte Herr Quick noch um mehrere Schattirungen umgänglicher gegen Werner. Wir würden sagen liebenswürdiger, aber damit hätten wir uns einer Uebertreibung schuldig gemacht und das darf nicht sein. Quick widmete sich seinem Schützlinge und bemühte sich, diesen mit Fräulein Mary in nähere Berührung zu bringen.

In dem Herzen dieser jungen Dame regte sich das echt weibliche Gefühl, welches für Diejenigen Partei nimmt, denen Unrecht geschieht. Sie bemerkte recht wohl das Bestreben der beiden Bunsens, dem deutschen Gaste den Aufenthalt in der Familie unangenehm zu machen und sie empfand das zunächst als eine Verletzung der Gastfreundschaft, sodann aber auch als ein Unrecht gegen den Fremden, der Niemandem Anlaß zu Anfeindungen gegeben hatte. Das hübsche junge Mädchen ließ daher dem jungen Deutschen mehr Freundlichkeit zu Theil werden, als unter gewöhnlichen Verhältnissen geschehen wäre und der junge Bunsen wurde dafür entsprechend kühler behandelt.

Donatus besaß genug natürlichen Verstand, um die Stellung der verschiedenen Personen zu einander richtig beurtheilen zu können. Er bemerkte, daß William Bunsen sich um die Gunst der Tochter vom Hause bewarb und da ihn das Benehmen der beiden Bunsen's gekränkt hatte, so widmete er, von Quick unterstützt,

sein bestes Unterhaltungstalent den beiden Damen; namentlich aber Fräulein Mary.

Bald wurde die Unterhaltung eine allgemeine und wenn auch Donatus die Zurückhaltung beobachtete, welche ihm seine Jugend und seine Stellung im Geschäfte Eastman's auferlegte, so nahm er doch Theil an der Conversation. Als von den verschiedenen Großstädten des Landes die Rede war, wollte der junge Mann auch sein Scherflein beitragen und er sagte:

„Ich entsinne mich der Aeußerung eines von mir hochgeschätzten Landsmannes, der seit mehr als zwanzig Jahren in dieser Republik lebt. Von einem Menschen,—sagte er—für den man sich interessire, begehre man in New York zu wissen, wie viel Geld er habe, in Philadelphia erkundige man sich nach seiner Familie, in Boston aber frage man nach seinen Kenntnissen. Falls diese Charakteristik zutreffend ist, würde sie den Beweis liefern, daß auch in einer großen Handelsstadt wie Boston die Wissenschaften in hohem Ansehen stehen können."

Eastman lächelte, als er sagte: „Die Aeußerung Ihres Landsmannes zeugt von scharfer Beobachtungsgabe und ist nach meiner Ansicht zutreffend. Darf man den Namen Ihres Bekannten erfahren? Vielleicht kenne ich ihn."

„Er heißt Brenneck", entgegnete Donatus unbefangen.

Die Wirkung, welche die Nennung dieses Namens hervorbrachte, war ebenso wunderbar wie für Donatus überraschend. Der alte Bunsen erbleichte und seinen zusammengepreßten Lippen entstieg schließlich ein Gemurmel, welches fast wie eine Verwünschung klang.

William Bunsen schoß einen finstern Blick auf den Deutschen und machte, da er sich weniger als sein Vater beherrschen konnte, eine nicht sehr schmeichelhafte Bemerkung über Brenneck. Quick zog die Augenbrauen in die Höhe und spitzte die Lippen, als wolle er ein vielsagendes Pfeifen hören lassen. Eastman zeigte sich am wenigsten erregt, aber auch er warf den Kopf zurück und sein Mienenspiel schien zu sagen, daß ihm durch die Nennung jenes Namens Manches klar werde.

Nur die Anwesenheit der Damen verhinderte wahrscheinlich lebhaftere Gefühlsausbrüche. Mary nahm indeß die Erregung wahr, welche Brenneck's Namen hervorgebracht hatte und sie blickte nun, gleichsam Aufklärung erwartend, auf Donatus und auf ihren Vater.

Eastman ergriff zuerst das Wort und wandte sich mit der höflichen Frage an Werner: „Herr Brenneck war es wohl, der Sie an Herrn Roberts wies?"

Donatus war zornig erregt durch die halbunterdrückten Aeußerungen der Bunsen's gegen den Abwesenden und er entgegnete mit einem trotzigen Seitenblick auf die beiden Männer: „Obgleich Herr Brenneck, den ich für einen sehr ehrenwerthen Gentleman halte, mir während der Reise von Hamburg nach New York, wo ich ihn kennen lernte, viel Theilnahme erwies, so verdanke ich doch nicht ihm die Empfehlung des Herrn Roberts. Allerdings forderte Brenneck mich auf, ihn zu besuchen, wenn es mir nicht gelingen sollte, eine Comptoirstelle zu erhalten; da ich aber durch Herrn Roberts an Sie empfohlen wurde, so habe ich den Besuch bei Brenneck bis heute aufgeschoben, werde meinen Landsmann aber in den nächsten Tagen aufsuchen, um

ihm das Ergebniß meiner bisherigen Bemühungen mitzutheilen."

Eastman, Quick und die beiden Bunsen's ersahen aus der Antwort des jungen Deutschen, daß dieser die Wahrheit sagte und die Aufregung legte sich alsbald. Die letztgenannten beiden Herren gingen auf die entschiedene Erklärung des jungen Werner für Brenneck nicht weiter ein und die Unterhaltung wendete sich gleichgültigeren Gegenständen zu.

Wir haben nur noch zu berichten, daß Fräulein Mary fortfuhr, Donatus auszuzeichnen zum offenbaren großen Mißvergnügen von Bunsen Vater und Sohn, welche durch ihr Benehmen sich das Mißfallen der jungen Dame zugezogen hatten.

Fünfter Abschnitt.

Als Donatus nach dem Besuche bei Eastman's in die Privatwohnung zurück kehrte, welche er nach seiner Anstellung bezogen hatte, fand er auf dem Tische seiner Stube einen Brief, welcher folgendermaßen lautete:

„Mein junger Freund!

„Als Mahomed zum Berge sprach: „Komm her", und der Berg kam nicht, da ging Mahomed zum Berge. Auch Sie haben meiner Aufforderung, Ihren Landsmann zu besuchen, nicht Folge geleistet; ich habe Sie deshalb in Ihrem Hotel aufgesucht und dort mit Ihrer Adresse gleichzeitig die Nachricht erhalten, daß Sie, ein Schooßkind des Glückes, durch Ihr ehrliches Antlitz eine erfolgreiche Fürsprache erlangten.

„Die Kreise, in welchen Sie sich jetzt bewegen, sind auch mir bekannt; doch ersuche ich Sie, meinen Namen dort nie zu nennen. Denn obgleich ich keine Veranlassung habe, mich vor irgend Jemandem wegen meines Thuns und Lassens zu schämen, so verbietet doch die Lebensklugheit, überall Alles zu sagen, was man weiß.

„Sein Sie pünktlich in dem, was Quick Ihnen aufträgt; höflich, aber selbstbewußt, gegen Eastman; zurückhaltend gegen Alles, was Bunsen heißt, und liebenswürdig gegen Fräulein Mary, die ein so gutes Mädchen ist, wie sie es unter der Erziehung der etwas verschrobenen Alice werden konnte. Letztgenannte Dame behandeln Sie aufmerksam, aber auch mit Selbstbewußtsein; denn sie ist ein Wesen, das die gebildeten Deutschen ungefähr so ansieht, wie ein verzogenes Stubenhündchen die Jagdhunde. Imponiren Sie der Rosine, die einstmals eine saure Weintraube war, durch Ihre Aufmerksamkeit, die aber, wie gesagt, immer selbstbewußte Ueberlegenheit durchfühlen läßt.

„Diesen Brief verbrennen Sie, damit nicht etwa unberufene Augen denselben erblicken. Seien Sie thätig und aufmerksam, dann werden Sie ohne allzu großes Wagen eine sichere Stellung erringen.

„Sollten Sie meines Raths oder meiner Hülfe bedürfen, so wenden Sie sich an Ihren

Wolfgang Brenneck,
care of H. Wells & Co., Chatham Str.,
New York."

„Zu spät", dachte Donatus, als er sich an die Namensnennung bei Eastman's erinnerte. Er versank in Sinnen über die Beziehungen, welche offenbar zwischen Brenneck, den Bunsen's und Eastman bestanden, ohne

daß er dabei über gewagte Vermuthungen hinaus kam. Er gab schließlich das Grübeln auf, beschloß, den Rathschlägen Brenneck's zu folgen und den alten Quick über die Ursachen des Auftritts bei Eastman's nach Kräften auszuholen.

Quick war nicht nur sehr pünktlich, sondern auch fast immer der Erste wie der Letzte im Comptoir. Donatus begab sich am nächsten Morgen ungewöhnlich früh nach dem Geschäftslokal, fand dort in der That den alten Herrn bereits anwesend und versuchte sofort, diesen auszupumpen. Herr Quick sgate nur, daß Bunsen, der sehr am Gelde hing, mehrere Hunderttausend Dollars in Spekulationen verloren habe und diesen Verlust der Thätigkeit Brenneck's zuschrieb, der in der That das gewonnen, was Bunsen verloren hatte. Ob er noch mehr über die Feindschaft der genannten beiden Männer wußte, konnte oder wollte Quick nicht sagen.

Donatus machte sich Vorwürfe, daß er den seltsamen Mann, der ihm so viel Theilnahme erwiesen, noch nicht aufgesucht hatte und er ging deshalb gleich nach den Geschäftsstunden zu Wells & Co. nach der Chatham Street, erfuhr aber von den letzten noch anwesenden „Clerks“ nur, daß Herr Brenneck mit einer großen Lieferung Lebensmittel nach der Potomac-Armee abgereist sei. Man erwartete ihn nicht vor etlichen Wochen zurück. Werner ließ einen Brief an Brenneck zurück, den die Herren zu befördern versprachen, sobald der alte Herr Wells anwesend sein würde, dem der Aufenthalt Brenneck's bekannt sei. Am nächsten Tage empfing Donatus von Herrn H. Wells ein Schreiben, in welchem der Genannte ihm mittheilte, daß Brenneck ihn ersucht habe, Herrn Werner, wenn nöthig, mit Rath

und That zur Seite zu stehen und auch an ihn (Breneck) zu telegraphiren, falls Wichtiges geschehe. Bis nach erfolgter Ablieferung der Lebensmittel an das Proviantamt der Potomac-Armee wären seine Briefe an dieses zu richten.

Die nächsten Wochen vergingen ziemlich gleichmäßig. Von Brenneck hörte Werner nichts. Er verrichtete seine Arbeit mit größter Pünktlichkeit, die der alte Quick gegen Herrn Eastman rühmte. Die Folge waren häufigere Einladungen, die sich auch auf Wochenabende ausdehnten. Stets traf er dort mit dem jüngeren Bunsen zusammen und je freundlicher die braunen Augen der schönen Mary auf dem jungen Deutschen ruhten, desto finsterer blickte William drein, denn er betrachtete Werner bereits als einen ausgesprochenen Nebenbuhler.

Der alte Bunsen war überzeugt, daß Herrn Eastman ein Schwiegersohn wie Werner nicht genehm sein würde, aber er unterschätzte auch nicht den Eigenwillen Mary's, welche als einziges Kind unzweifelhaft nach Art der amerikanischen Mädchen ihren Willen bei der Auswahl ihres zukünftigen Gatten durchsetzen würde.

„Du darfst nicht vergessen, Billy“, sagte Bunsen zu seinem Sprößlinge, „daß dieser Dutchman ein guter Geschäftsmann und leider pünktlicher ist, als Du es bist. Eastman hat in Folge dessen auch keine große Vorliebe für Dich. Der alte Quick arbeitet für Werner gegen Dich. Deine Sache steht mithin durchaus nicht günstig und wenn der Dutchman Mary's Neigung gewinnt, so gebe ich Dir für Deine Aussichten, Eastman's Schwiegersohn zu werden, keinen Cent. Und mir scheint, daß

Mary auf dem besten Wege ist, sich über beide Ohren in den Deutschen zu verlieben."

William blickte eine Zeit lang finster vor sich hin. Dann sagte er: „Ich will mir die Sache überlegen. So lange ich lebe, wird dieses Grünhorn nicht der Mann Mary's. Ich habe das Mädchen gern. Mein Herz würde zwar nicht brechen, wenn sie sich einen anderen Mann aussuchte, aber dieser Dutchman, der Freund Brenneck's, darf es nicht sein. Darauf kannst Du Dich verlassen."

„Recht so", sagte der Alte. „Wenn Du meinen Rath und meine Hülfe brauchst, dann laß es mich wissen."

Donatus merkte wohl, daß Mary täglich wohlwollender gegen ihn wurde und er sah das nicht mit Befriedigung, sondern mit Besorgniß. Denn er hegte wohl freundschaftliche Gefühle für die junge Amerikanerin, aber keine Liebe und er dachte selbst angesichts der Reichthümer Eastman's an keine sogenannte Vernunftehe.

Er beobachtete deshalb Mary gegenüber eine gewisse Zurückhaltung, aber das junge Mädchen legte das als Schüchternheit aus, als die Scheu eines unbemittelten Fremdlings gegenüber der Tochter seines reichen Prinzipals und sie ermuthigte ihn in zwar mädchenhaft zarter, aber doch wahrnehmbarer Weise.

Diesem Zustande innerer Unzufriedenheit beschloß Donatus dadurch ein Ende zu machen, daß er seine ihm sonst angenehme Stellung aufgab und nach dem Westen ging, um dort eine „Farm" zu erwerben. Er hatte daheim auf dem kleinen Landbesitz, welcher mit dem Pastorat seines Vaters verbunden war, die Arbeit des Ackerbauers genügend geübt, um eine „Farm" be-

wirthschaften zu können. Und: „Lust und Liebe zum Dinge, macht alle Mühe geringe", pflegte der alte Grunert zu sagen.

Er schrieb in diesem Sinne an Herrn Brenneck, brachte den Brief zu H. Wells & Co. und begab sich dann auf den Heimweg.

In der Nähe seiner Wohnung traten einige Leute auf ihn zu, von welchen Einer ihn im Namen der Vereinigten Staaten als Deserteur aus der Bundesarmee verhaftete.

„Hier liegt offenbar ein Irrthum vor", sagte Werner. „Ich bin erst zwei Monate in den Vereinigten Staaten und seit dieser Zeit im Comptoir von M. Eastman & Co. in der Wall Street beschäftigt. Mein Paß und Herr Eastman werden die Richtigkeit meiner Angaben bestätigen."

„Obschon das Zeugniß dieser beiden Bürger Sie als Deserteur bezeichnet", sagte der Beamte, auf zwei ziemlich schäbig aussehende Biedermänner weisend, „so will ich Ihnen doch Gelegenheit zu Ihrer Vertheidigung gewähren. Lassen Sie mich Ihre Papiere sehen; beweisen Sie, daß dieselben Ihr rechtmäßiges Eigenthum und nicht gestohlen sind; lassen Sie Herrn Eastman eidlich erhärten, daß Sie erst zwei Monate in der Union verweilen und seit dieser Zeit ununterbrochen in seiner Office beschäftigt waren, dann werde ich Sie entlassen und diesen beiden Männern wegen Meineid den Prozeß machen."

„Ich wohne in diesem Hause. In dem Koffer, der auf meinem Zimmer steht, befinden sich alle meine Papigere und die Richtigkeit meines Passes wird der preu-

ßische Konsul bestätigen, bei dem ich das Papier nach meiner Ankunft visiren ließ."

Donatus und die vier Männer betraten das Haus und begaben sich nach seinem Zimmer. Der Deutsche öffnete seinen Koffer, auf dessen Boden er nach der von uns berichteten Unterredung mit Brenneck seinen Paß niedergelegt hatte und er lobte in Gedanken seine Vorsicht, die ihn die Papiere aufbewahren ließ. Alle seine Habseligkeiten lagen auf ihrem früheren Platz, aber der Paß war verschwunden. Vergebens durchsuchte Donatus mit steigender Hast mehrmals den Inhalt des Koffers.—Das Papier war nicht zu finden.

„Mein Paß ist mir gestohlen worden", rief Donatus, der die Ueberzeugung gewann, daß er das Opfer eines Bubenstückes werden sollte. „Ich stelle mich übrigens unter den Schutz des preußischen Gesandten, bis ich den Beweis geliefert haben werde, daß eine infame Verschwörung gegen mich vorliegt."

„Schon gut", sagte der Bundesmarschall mit der Miene eines Mannes. der die Ueberzeugung von der Lügenhaftigkeit der vorgebrachten Angaben gewonnen hat. „Ihr Gesandter kann sich nicht einmischen, wenn Jemand, wie Sie, die Landesgesetze verletzt hat."

„Zum Mindesten verlange ich, daß der „Clerk" des „Prescott-House" und der preußische Konsul vernommen werden, welch letzterer meinen Paß visirt hat; auch beantrage ich die Vernehmung des Herrn M. Eastman, sowie die des Herrn Brenneck, der gegenwärtig bei der Potomac-Armee weilt", sagte Donatus.

„Kann Ihr Chef bezeugen, daß Sie noch nicht zwei Monate im Lande sind?" fragte der Beamte.

„Nein. Er weiß das nur durch meine Aussage; wohl kann aber Herr Brenneck das beweisen.“

„Würde der preußische Konsul beschwören können, daß Sie der rechtmäßige Eigenthümer des Passes waren, welchen Sie bei ihm visiren ließen und daß dieser Paß nicht etwa gestohlen war?“

„Das kann ich nicht sagen; das käme auf den Herrn Konsul an.“

„Genug des Geredes“, sagte der Beamte. „Wir werden Sie an Ihren Truppentheil ausliefern und dort wird sich die Richtigkeit oder Unrichtigkeit Ihrer Angaben schon ergeben.“

Alle weiteren Einsprüche des entrüsteten jungen Mannes waren vergeblich. Er mußte dem Beamten folgen.

Vor der Hausthür trafen Sie auf Herrn Quick, welchen Werner mit wenigen Worten über die Lage der Dinge in Kenntniß setzte.

Herr Quick wendete sich mit großer Würde und Bestimmtheit an den Beamten.

„Hier liegt offenbar ein Schurkenstreich vor“, sagte er. „Ich kenne diesen Herrn, da ich der Desponent von M. Eastman & Co. bin, in deren Geschäft Herr Werner arbeitet. Ich beschuldige jene beiden „unbescholtenen Bürger“ des Meineides und fordere Sie auf, dieselben zu verhaften und unter Bürgschaft zu stellen.“

Der Beamte zögerte. „Ich kenne Sie nicht und kann auf Ihr Zeugniß allein den schwerverdächtigen Mann nicht freilassen.“

„So gehen Sie mit mir zum Bundesmarschallamt“, forderte Quick. „Dort werde ich mich ausweisen und jede verlangte Bürgschaft für diesen jungen Mann stel-

len. Herr Eastman ist ein persönlicher Freund des Präsidenten Lincoln und wenn Sie einen seiner tüchtigsten Leute wegschleppen, ohne unsere Bürgschaft anzunehmen, dann wird Ihnen das sicher Ihre Stelle kosten. Denn so lassen wir mit uns nicht umspringen, daß wir erlauben, einen unserer Clerks auf das Zeugniß zweier Bummler aus dem Wege zu räumen."

Der Beamte hielt es für das Beste, nach dem Bundesmarschallamte zu gehen und dort wurde die Bürgschaft Quick's für das Erscheinen des jungen Deutschen bei den bevorstehenden Verhandlungen entgegengenommen, nachdem der alte Herr den Nachweis seiner gesetzlichen Verantwortung geführt hatte. Auf Verhaftung der „unbescholtenen Bürger" bestand Quick übrigens nicht.

Von dem Bundesmarschallamte fuhren Quick und Donatus nach Herrn Eastman's Hause.

Unterwegs erzählte Quick, daß er nach dem Comptoirschluß noch im Sicherheitsgewölbe der Firma beschäftigt war, als die beiden Bunsen's vor demselben einige Worte wechselten, aus welchem der alte Herr entnahm, daß seinem jungen Freunde eine Gefahr zu drohen schien. Das habe ihn rechtzeitig nach der Wohnung unseres Donatus geführt. Quick sagte, die Aeußerungen, welche er vernommen, würden nicht genügen, die Bunsen's der Verschwörung gegen Werner zu überführen, aber es scheine ihm, daß Eifersucht William Bunsen zu einer Schandthat aufgestachelt habe.—Uebrigens sei ihm (Quick) jeder unnöthige Lärm zuwider und habe er deshalb auf Festhaltung der „unbescholtenen Bürger" nicht bestanden.

Donatus eröffnete nun seinem alten Gönner, daß er

für Fräulein Mary nur freundschaftliche Gefühle hege; er deutete in zarter Weise an, daß die junge Dame eine wärmere Neigung für ihn zu empfinden scheine, daß er deshalb entschlossen sei, seine Stellung aufzugeben und daß er in diesem Sinne an Herrn Brenneck geschrieben habe.

Quick entgegnete, daß Fräulein Mary eine liebenswürdige Dame und reiche Erbin sei und daß er glaube, Donatus werde ihre Hand erlangen können. Die Liebe würde sich in der Ehe schon einstellen. Wolle aber der junge Mann auf diese gute Partie verzichten, so entgehe er dadurch jedenfalls schweren Anfeindungen, denn William Bunsen werde auch wohl vor einem Morde nicht zurück schrecken, wenn es sich um die Beseitigung eines gefährlichen Nebenbuhlers handle.

Werner versicherte, daß er keine Gefahr scheue; obschon er nach den soeben gemachten Erfahrungen zugeben müsse, daß er allerdings auf Anschläge aller Art gefaßt sein dürfte. Wenn er Mary liebte, würde er um sie kämpfen; da dies aber nicht der Fall sei und auch eine reiche Heirath ohne Liebe keinen Reiz für ihn besitze, so werde er seine Stellung aufgeben und nach dem Westen ziehen.

Jetzt hielt der Wagen vor dem Eastman'schen Hause.

Sechster Abschnitt.

Herr Quick begab sich mit Donatus in das Bibliothek-Zimmer und ließ Herrn Eastman dorthin bitten. Als dieser erschien, nahm Quick ihn bei Seite und hatte eine kurze Unterredung mit ihm. Nach derselben trat

Herr Eastman auf Werner zu und sagte, er habe mit Bedauern vernommen, daß dieser New York verlassen wolle. Er könne aber den Entschluß des jungen Mannes nicht mißbilligen und er werde diesem stets ein freundliches Andenken bewahren.

Donatus bat um ein Abgangszeugniß. Eastman lächelte über das Methodische in dem Vorgehen unseres jungen Freundes, setzte sich aber und schrieb einige Zeilen, in welchen er bescheinigte, daß Herr Donatus Werner in seinem Geschäfte thätig war, daß Herr Werner auf seinen Wunsch scheide und daß er ihn Jedem empfehlen könne, der einen durchaus tüchtigen, gewissenhaften Mitarbeiter brauche.

Dann führte Herr Eastman Quick und Donatus zu den Damen und sagte: „Liebe Schwester, Herr Werner muß in eigenen Geschäften nach Minnesota reisen und er wünscht, sich zu verabschieden.“

Quick bemerkte, daß Mary bei diesen Worten erbleichte und er fügte deshalb hinzu, er hoffe, Herrn Werner bald wieder in New York zu sehen.

Donatus widersprach dieser wohlgemeinten Aeußerung seines Gönners nicht. Er verabschiedete sich und war bald in seiner Wohnung.

Als er am nächsten Morgen im Comptoir erschien, um zu erfahren, wann er seine Verbindungen mit der Firma lösen könne, hatte Quick bereits einen Ersatzmann gefunden, denn an deutsche Korrespondenten war in New York kein Mangel und Anmeldungen wurden von größeren Firmen stets „auf Lager gehalten.“

Die Nachricht von seinem Scheiden hatte offenbar auch Herrn William Bunsen erreicht, denn dieser legte dem Deutschen gegenüber eine Art von süßsaurer

Freundlichkeit an den Tag, die Donatus aber mit kühler Zurückhaltung erwiderte. Unser junger Freund nahm den Rest seines Gehaltes sowie seine Einlage bei Herrn Quick in Empfang, verabschiedete sich von seinen Mitarbeitern und begab sich dann nach dem preußischen Konsulat, wo man ihm nach Darlegung der im vorigen Abschnitt erzählten Vorgänge eine Bescheinigung ausstellte, welche im Verein mit den Angaben des Herrn Eastman eine ehrenvolle Entlassung aus der Haft bewirkte. Auf eine Verfolgung der beiden „ehrenhaften Bürger", die seine Verhaftung veranlaßten, verzichtete auch Donatus, weil für ihn daraus viele Weitläufigkeiten und erheblicher Zeitverlust entstanden wären.

Als er nach seiner Wohnung zurück kehrte, fand er eine Depesche von Brenneck, in welcher dieser seine bevorstehende Ankunft meldete und Werner ersuchte, seine Abreise solange aufzuschieben, bis sie einander noch einmal gesehen hätten.

Bei ihrem Zusammentreffen erzählte Donatus Alles, was sich zugetragen. Brenneck blickte eine Zeit lang sinnend vor sich hin und sagte dann: „Da es sich mit Ihren unwandelbaren Grundsätzen nicht verträgt, die schöne Mary zu heirathen, so wird es, wenn wir alle obwaltenden Umstände berücksichtigen, allerdings am besten sein, wenn Sie westwärts ziehen."

Donatus wollte von seinem älteren, welterfahrenen Landsmanne nicht als ein lächerlicher Phantast und Gefühlsduselpeter angesehen werden und er entgegnete daher ernst, aber mit großer Wärme: „Sie haben mir so viele unverdiente Theilnahme entgegen gebracht, daß ich Ihnen eine Rechtfertigung meiner Handlungsweise schuldig zu sein glaube."

„Durchaus nicht", wehrte Brenneck ab; Werner jedoch fuhr fort:

„Mary ist ein schönes und reiches Mädchen. Sollte sie mir zugethan und bereit sein, mein Weib zu werden, so würde sie mir ihr Herz und ihr Vermögen in die Ehe bringen; ich aber würde ihr keines von beiden geben können. Das ist, abgesehen von allen feineren Gefühlen, ein ungleiches Geschäft, wie Sie wohl zugeben werden."

„Wenn nun aber der andere Theil das Geschäft gern machen will", warf Brenneck lächelnd ein.

„So darf ich dennoch nicht zum Betrüger werden."

„Die Vernunftehen werden mitunter die glücklichsten", behauptete der Aeltere. „Bei Liebesheirathen halten die Leutchen einander für Engel und im Laufe der Jahre stellt sich dann heraus, daß sie Menschen mit sehr menschlichen Fehlern sind. Beide Theile sind enttäuscht und werden oft unglücklich. Bei einer sogenannten Vernunftehe erwarten die Betheiligten meist nicht übermäßig viel von einander; man findet dann aber in der Ehe liebenswerthe Eigenschaften bei der andern Hälfte und das Ergebniß einer solchen Verbindung ist oft ein besseres, als das einer Liebesehe."

„Das mag wohl sein", sagte Donatus. „In dem vorliegenden Falle würde aber, wie es den Anschein hat, nur der eine Theil eine Vernunftehe eingehen; der andere aber eine Liebesheirath schließen wollen. Angenommen, daß Fräulein Mary wirklich geneigt wäre, mich zu heirathen, so würde ich als anständiger Mensch ihr doch sagen müssen: „Ich liebe Sie nicht und könnte höchstens zu einer sogenannten Vernunftheirath bewogen werden, weil Ihr Herr Papa viel Geld hat und Sie

die muthmaßliche Erbin sind." Und selbst wenn die junge Dame nach dieser Erklärung noch Willens gewesen wäre, mit mir als Ehemann vorlieb zu nehmen, hätte ich sie doch nicht heirathen können."

Brenneck lachte. „Sie sind allerdings der sonderbarste und am schwersten einzufangende Heirathskandidat, den ich jemals kennen lernte."

Aber Donatus fuhr unbeirrt fort: „Sie dürfen glauben, daß Alles, was Sie für eine Ehe mit Mary Eastman sagen können, in stillen Stunden durch meinen Sinn gezogen ist. Das schöne und graziöse Mädchen mit seinem Reichthum, das mich so liebenswürdig behandelte, erschien auch mir oft höchst begehrenswerth. Aber eben weil sie mich fremden Menschen so freundlich aufnahm, verbannte ich den Gedanken, sie durch eine solche Ehe unglücklich zu machen."

„Mein junger Freund", warf Brenneck ein, „es läßt sich für das Glück der Menschheit kein Werthmesser schaffen, wie wir ihn im Yardstock und im Bushelmaaß besitzen. Ihr sprüchwortreicher Freund, der alte Förster Grunert, wird wohl mitunter gesagt haben: „Was dem Einen Freude macht—dem Andern macht's Verdruß"; oder: „Was dem Einen als Eule erscheint, hält der Andere für eine Nachtigal." Wenn nun Fräulein Mary unendlich viel lieber einen Donatus mit nur freundschaftlicher Zuneigung zum Gatten hätte, als gar keinen Donatus, — wie wollen Sie an solchen Gefühlen eines Mädchenherzens etwas ändern und wie es unternehmen, dem armen Kinde klar zu machen, daß Sie besser wissen als es selbst, was das Mädchen beglücken würde?"

„Mary hätte ebenso wenig ein Recht, von mir zu

verlangen, daß ich sie ohne Liebe heirathe, wie ich berechtigt wäre, um ihre Hand zu werben, ohne eine tiefe Neigung im Herzen. Ich habe mir in den stillen Stunden, von welchen ich vorhin sprach, auch vorgestellt, wie sich eine Ehe zwischen Mary und mir erst gestalten würde, wenn schließlich einmal mein Herz sich einem andern Weibe zuwendet. Das würde für uns beide die Hölle auf Erden geschaffen haben und davor mußte ich Mary noch mehr als mich bewahren."

„Nachdem wir als echte Deutsche nun eine Frage noch gründlich besprochen haben, die schon vorher endgültig erledigt war, wollen wir uns nun Ihrer Zukunft zuwenden und da hoffe ich mit Ihnen ein gutes Geschäft zu machen", sagte Brenneck.

Jetzt lächelte Donatus, denn er wußte bereits, daß sein älterer Freund ein sehr reicher Mann wart, dem an dem Geschäft mit einem Manne mit einem mäßigen Vermögen nicht viel liegen konnte.

Der Aeltere fuhr nun in anpreisendem Tone fort: „Ich besitze ausgedehnte Ländereien in Minnesota, die ich ankaufte, ehe der Strom der Einwanderung dorthin floß. Die besten meiner Farmen liegen am Cottonwood-River, nicht weit von New Ulm. Diese Gegend wird bereits besiedelt. Es befinden sich unter den dortigen Pionieren viele eigenartige Leute; Gebildete und verschrobene Köpfe aller Art. Ich glaube, daß in New Ulm mehr Originale umher laufen, als in irgend einer Stadt der Erde von gleicher Größe."

„Sie machen mich in der That begierig, in jener paradiesischen Gegend meine Hütte zu bauen", betheuerte Werner.

„Es wird das weder Ihr noch mein Schaden sein",

fuhr Brenneck fort. „Ich werde einen tüchtigen Ansiedler für mein Land gewinnen, der hoffentlich noch viele andere nach sich zieht und Sie werden eine Besitzung in einer der besten Gegenden unseres Nordwestens erwerben. Auf die schnelle Erwerbung von Reichthümern werden Sie allerdings verzichten müssen, denn der schuldenfreie amerikanische Farmer ist zwar der unabhängigste Mensch auf dem weiten Erdenrund, aber sein Besitz wächst nur durch seiner Hände Arbeit; also verhältnißmäßig langsam.—Doch nun zum Geschäft."

Brenneck zog eine Landkarte hervor, in welcher die Gebiete Minnesota's westlich von St. Paul verzeichnet waren. Eine zweite Karte zeigte das Gebiet am Zusammenfluß des Minnesota und Cottonwood-Flusses.

Auf letzterer Uebersicht, einer sogenannten Spezialkarte, erschienen viele Vierecke, die roth angestrichen waren. Diese bildeten den Besitz Brenneck's. Er übergab unserem jungen Freunde die beiden Karten, empfahl ihm, sich die Ländereien anzusehen und ihm dann zu schreiben, wenn er eine Auswahl getroffen. Ueber den Preis würden sie schon einig werden. Uebrigens stellte er für den Sommer seinen Besuch in Aussicht.

Am nächsten Tage reiste Donatus ab, nachdem er sich herzlich von Brenneck und Quick verabschiedet hatte.

Siebenter Abschnitt.

Werner nahm seinen Weg über Buffalo, um die Niagara-Fälle zu sehen und dann über Chicago und St. Paul. An einem freundlichen Augusttage langte er in New Ulm an und stieg in dem Seiter'schen Hotel

„Dakota Haus" ab, welches Brenneck ihm empfohlen hatte. In der That war der junge Mann dort gut aufgehoben; er fand auch in dem freundlichen Wirth einen Mann, der über Land und Leute wohl unterrichtet war.

Städte sind nur selten das Ergebniß der Laune einzelner Gründer, sondern meist Kinder der Nothwendigkeit. Sie wurden entweder des Handels wegen da angelegt, wo große Flüsse in das Meer münden und an Meerengen, oder in starken Stellungen zum Schutze der umliegenden Gegend.

Chicago verdankt offenbar sein Entstehen und seinen gewaltigen Aufschwung seiner günstigen Lage am Ende der großen Seeenkette, welche viele scharfblickende, unternehmende Leute anlockte. Dagegen ist unsere frühere Nachbarstadt Pullman, die wir mittlerweile verschluckt haben und die nun einen Theil unserer dreiunddreißigsten Ward bildet, ein Kind der Willkür. Georg Pullman, der Präsident der großen Schlafwagenfabrik, wollte für seine Arbeiter eine Musterstadt gründen und er gab derselben seinen Namen.

Aber Herr Pullman fand mit seiner Gründung ebenso wenig Anerkennung, wie die selbstherrlichen Fürsten Europa's, welche sich auf diesem Gebiete versuchten. Obschon es Herrn Pullman bei seiner Städtegründung nicht um Geldmacherei zu thun war, sondern er nur einen mäßigen Zinsfuß für das angelegte Geld berechnete, herrschte unter den „beglückten" Arbeitern doch viel Unzufriedenheit. Man konnte nicht wohl leugnen, daß die Steinhäuser zweckmäßig gebaut waren, daß den Arbeitern Bäder, Gas und gute Schulen zur Verfügung standen, daß die Stadt hübsch ausgelegt und mit anmuthigen Parkanlagen geschmückt war. Aber

die Unzufriedenheit war da und ihren Kernpunkt bildete der Umstand, daß die Leute die Häuser, in welchen sie wohnten, nicht kaufen konnten. Der fast allen Menschen innewohnende Drang, sich ein eigenes Heim zu bauen und dasselbe nach Wunsch auszustatten, — die Erfüllung dieses Wunsches war den Bewohnern Pullman's versagt und das erregte unter ihnen viel Mißvergnügen.

Der alte Pullman soll über nichts so entrüstet gewesen sein, als über den geringen Dank, den er für sein verhältnißmäßig uneigennütziges Unternehmen erntete, das ihm übrigens viele Sorgen gemacht hat.

Das denkbar schroffste Gegenstück zu der Gründung von Pullman war die von Neu-Ulm. Dort wurden von erfahrenen Leuten reiche Geldmittel zielbewußt angelegt in der sicheren Voraussetzung, daß die neuen Häuser sofort von den Arbeitern der großen Pullman'schen Schlafwagen-Fabrik gemiethet würden. Die Anlage von Neu-Ulm erfolgte durch Handwerker, Gärtner und Landwirthe, von welchen nur wenige bemittelt waren, in der Annahme, daß die Niederlassung vieler Menschen in einer bisher unbesiedelten Gegend den Werth des Landes außerordentlich steigern müsse und daß die Ansiedler den ganzen Gewinn ihres Vorgehens genießen würden; wenn sie ohne Hülfe von Kapitalisten ihre Stadtgründung allein besorgten. Im Verlauf dieser Erzählung wird der vorurtheilsfreie Leser erkennen, daß zu vielen Dingen weder das Kapital noch die menschliche Arbeit allein ausreichen, sondern daß manche große Erfolge nur durch die Vereinigung beider Produktions-Mittel erzielt werden können.

Doch kehren wir nun nach New Ulm zurück und ge-

ben wir eine kurzgefaßte Geschichte der Stadt von der Zeit ihrer Gründung bis zum Herbst des Jahres 1861. Sie ist in ihrer Art fast einzig.

Chicago ist die Mutter Neu-Ulm's. Im Jahre 1853 bildete sich in Chicago ein Landverein aus Arbeitern, dessen Vorsitzer der Hauptanreger des Unternehmens, ein Handwerker Namens F. Beinhorn war. Der Verein wuchs allmälig auf 800 Mitglieder an und kennzeichnend für seine radikale Gesinnung war die Bestimmung der Vereins-Verfassung, daß in der zu gründenden Ansiedlung Geistliche und Rechtsanwälte kein Land erwerben sollten.

Die Mitglieder des Landvereins waren Leute ohne Erfahrung auf dem Gebiete der Besiedlung und des Städtebaus; auch waren, da der Monatsbeitrag nur 10 Cents betrug, die verfügbaren Mittel zu gering, als daß mit denselben Nennenswerthes hätte geleistet werden können.

Dennoch wurden Abgesandte nach Michigan, Jowa, und Minnesota geschickt. Sie sollten ein Stück Land finden, welches an einem schiffbaren Flusse lag und Nutzholz genug für die Ansiedler hätte. Da sollte dann die Stadt angelegt werden. Alle Betheiligten sollten einen gleichen Antheil an Baustellen, Garten- und Farmland erhalten. Ueber die Vergebung der einzelnen Antheile sollte das Loos entscheiden.

Die Entdeckungsreisen nach Michigan und Jowa erwiesen sich als fruchtlos.

Nachdem die aus Jowa zurückkehrenden fünf Mitglieder des Suchkomites berichtet hatten, daß alles für die Vereinszwecke geeignete Land in jenem Staate vergriffen sei, machte sich allgemeine Niedergeschlagenheit

geltend. Aber im Mai 1854 meldete ein anderes ausgesandtes Comite, daß es in Minnesota den „richtigen Platz" gefunden habe und im September brachen acht Familien und fünfzehn unverheirathete Männer nach dem von den Kundschaftern so sehr gelobten Lande auf.

Von Chicago fuhr man 166 Meilen auf der Eisenbahn nach Galena und, nachdem man an den Mississippi gelangt war, mit einem Dampfschiffe nach St. Paul. Von St. Paul drang man in die damals noch sehr schwach besiedelte Gegend westwärts vor. Zwischen Henderson und Le Sueur begegneten die Reisenden mehreren hundert Sioux-Indianern im Kriegsschmucke, die sich aber als friedlich, ja als freundlich erwiesen. Von Le Sueur aus begab man sich nach der neuen „Stadt", deren Plan in Chicago ausgelegt und deren Baustellen dort schon verlooſt worden waren, sodaß die Reisenden ihre Besitztitel bereits in der Tasche hatten, noch ehe sie ihr Ziel erreichten. Als man aber auf der drei Meilen von Le Sueur, am Minnesota-Flusse gelegenen Hochebene angelangt war, wo die Stadt in Chicago ausgelegt worden, gefiel der „Ort" den Ankömmlingen gar nicht. Der Fluß lag zu weit ab und, da die Gesellschaft durstig war und kein Wasser finden konnte, beschloß sie, einen besseren Stadtplatz aufzusuchen. Man kehrte daher nach Le Sueur zurück und setzte von dort aus die Nachforschungen nach dem Orte fort, auf welchem die Vereins-Stadt errichtet werden sollte.

Die Streifereien, welche die Kundschafter auch nach dem neu angelegten Fort Ridgeley führten, waren sehr mühselig und zeitraubend; denn die guten Leute besaßen gar keine Erfahrung als „Pioniere im Westen"

und verirrten sich fast auf jedem Ausfluge, den sie unternahmen.

Sie trafen endlich auf den damals ältesten Ansiedler jener Gegend, auf einen Franzosen Namens Josef La Framboise, der mit einer Indianerin verheirathet und schon neunzehn Jahre dort ansässig war. Das Anwesen des Mannes, in welchem in jener Nacht außer den Kundschaftern an fünfzig Indianer Unterkunft fanden, lag vier Meilen westlich vom Fort Ridgeley am Minnesota-Flusse.

La Framboise kam den Ansiedlern sehr freundlich entgegen und er wies ihnen die Richtung an, in welcher sie den für die Anlage einer Stadt geeigneten Platz finden würden. Aber die an das Streifen in Wald und Prairie nicht gewohnten Kundschafter verirrten sich wieder. Sie aßen von den massenhaft wildwachsenden Weintrauben und übernachteten in zwei aus Baumrinde gebauten leeren Indianerhütten, die sie erst nach Sonnenuntergang und nach Einbruch der Dunkelheit erreichten. Als die Mitglieder des Such-Comites sich am folgenden Morgen erhoben, waren sie sehr überrascht durch die Wahrnehmung, daß sie in einem großen, aber von den Bewohnern verlassenen Indianer-Dorfe übernachtet hatten. Daß die Rothhäute zurückkehren würden, hätten die Kundschafter, falls sie erfahrene Leute gewesen wären, aus dem Umstande erkennen müssen, daß Indianer-Leichen an etwa acht Fuß hohen Stangen zum Trocknen aufgestellt, also nur bis auf Weiteres zurückgelassen waren. Die Todtenschädel und Skelette machten auf die Reisenden einen unheimlichen Eindruck; da sie sich aber an der Stelle befanden, wo der Cottonwood-River sich in den Minnesota-

Fluß ergießt und die Gegend von großer Schönheit ist, so beschlossen die Kundschafter, hier die Stadt anzulegen.

Die Ansiedler sammelten sich auf dieser Stelle, wo jetzt Neu-Ulm steht und rüsteten sich für die Ueberwinterung. Sie hatten zwar keine Vorstellung davon, welche grimmige Kälte ihnen bevorstand, aber sie bauten doch ein großes Blockhaus mit drei Abtheilungen, legten etwas Mundvorrath ein und hielten sowohl mit dem Franzosen La Framboise wie mit der Besatzung von Fort Ridgely enge Fühlung, weil sie von diesen Hülfe erwarteten, falls solche nothwendig werden sollte.

Es würde zu weit führen und die Leser ermüden, wollten wir hier die Noth schildern, welche die unerfahrenen Pioniere erdulden mußten. Diese Noth wurde noch erhöht, als ein überheizter Ofen das große Blockhaus in Flammen setzte und gänzlich zerstörte. Ohne die Hülfe des Franzosen und der Besatzung von Fort Ridgely wären die Stadtgründer wahrscheinlich zu Grunde gegangen. So starb trotz großen Mangels und vieler Beschwerden in diesem Winter nur ein Mann.

Zu allen Sorgen kamen noch die Drohungen der Indianer, welche behaupteten, daß die neuen Ankömmlinge sich auf Sioux-Land niedergelassen hätten. Die Krieger drohten mit Gewalt und nur der Vermittlung des wackeren Framboise gelang es, den Frieden aufrecht zu erhalten, bis ermittelt war, welche Partei im Recht sei. Die Vermessung stellte fest, daß die Indianer auf das von den Ansiedlern ausgesuchte Land keinen Anspruch hatten und da obenein im Februar 1855 die Blattern unter den Sioux ausbrachen, so zogen letztere theilweise weiter westlich.

Inzwischen waren die Ansiedler trotz ihrer Noth während des Winters nicht müßig. Sie fällten Bäume, sie bereiteten die Anlage einer Sägemühle vor und waren froh, als die Strenge des Winters sich brach.

Die Frage, wie die Stadt ausgelegt werden solle, war noch immer nicht entschieden und wurde darüber oft scharf gestritten. Am 18. Mai 1855 trafen weitere Vereinsmitglieder aus Chicago mit einem Vermesser ein, die Stadtgrenzen wurden ausgelegt und ein vorläufiger Vorstand gewählt. Am 21. Mai wurden dann die beiden ersten Häuser errichtet, deren eines pomphaft das Rathhaus genannt ward.

Leider hatte aber mit den mühsam überstandenen Leiden des ersten Winters die Noth der neuen Ansiedler noch nicht ihr Ende erreicht; denn diesen fehlte die Erfahrung und Viele litten auch Mangel an den nöthigen Mitteln. Sie mußten erkennen, daß die Ansiedlung einer größeren Anzahl von Menschen auf einem bestimmten Gebiete die Betheiligten noch nicht unabhängig oder gar wohlhabend macht. Denn die Ansiedler müssen entweder an Ort und Stelle die Arbeit gegen angemessene Bezahlung; oder lohnenden Absatz für ihre Erzeugnisse finden, wenn sie wirthschaftlich vorwärts kommen wollen. An diesen Vorbedingungen zum Erfolge fehlte es aber den ersten Neu-Ulmern gänzlich; auch konnten manche Lebensmittel selbst von solchen Ansiedlern, welche Geld besaßen, nur schwer beschafft werden. Denn die Vorräthe des ersten am 30. Mai 1855 eröffneten Ladens bestanden nur aus 30 Pfund Kaffee, 50 Pfund Zucker, einem Faß Salz, zwei Stücken Kattun und einem kleinen Fäßchen Schnaps.

Aber trotz ihrer wenig erfreulichen Lage feierten die

Ansiedler doch mit Begeisterung am 4. Juli 1855 den ersten Jahrestag der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, den sie in ihrer „neuen Stadt" erlebten.

Von der Noth, welche die Ansiedler durchmachten, haben die meisten Städtebewohner und Landleute keine Vorstellung. Ganze Familien lebten im Sommer des Jahres 1855 nur von Maismehl-Kuchen, die mit etwas Salz und Wasser eingeweicht und dann gebacken wurden, und von „Thee", der aus getrockneten Prairiekräutern bestand. Kartoffeln waren so selten, daß ein Farmer die schon gepflanzten wieder ausgrub und sie aus Noth verzehrte. Die meisten Wohnhäuser hatten noch keine Fenster und da die Dachschindeln sehr theuer waren, mußten manche Ansiedler ihre Dächer mit Baumrinde decken, die an vielen Orten das Wasser durchließ, wenn ein heftiger Regenguß losbrach.

In dieser Zeit der schweren Noth kehrten einzelne Ansiedler dem mit so hohen Erwartungen aufgesuchten Dorado den Rücken, um wieder in civilisirten Gegenden lohnende Beschäftigung zu finden. Aber die meisten Pioniere hielten fest an dem Erworbenen. Sie fühlten sich als eigene Herren auf ihrem neuen Besitz und waren bereit, einige Jahre zu darben, um durch solche Anstrengungen zu Wohlstand zu gelangen.

Der Chicagoer Landverein gab sich alle erdenkliche Mühe, der jungen Ansiedlung vorwärts zu helfen; aber es fehlten den Leuten sowohl die Erfahrung wie auch die nöthigen bedeutenden Geldmittel. Es wurden ein Hotel und eine Sägemühle errichtet, letztere von 17 Geschäftstheilhabern. Trotz oder vielleicht auch wegen der vielen Eigenthümer und trotz der lebhaften Nachfrage nach Bauholz erwies sich die Mühle als eine schlecht

lohnende Kapital-Anlage; auch nachdem sie im Herbst 1857 niedergebrannt und wieder aufgebaut worden war.

Da erschien in der zweiten Hälfte des Monats Mai 1856 ganz unerwartet Hülfe in der Noth.

Es trafen nämlich drei Vertreter eines Cincinnatier Ansiedler-Vereins in Neu-Ulm ein, an deren Spitze Herr Wm. Pfaender stand, ein Mann, der mit bedeutenden Fähigkeiten die seltene Gabe verband, die scheinbar unlöslichen Widersprüche versöhnen zu können.

Der großentheils aus Turnern bestehende Cincinnatier Verein verfügte über für Neu Ulmer Verhältnisse bedeutende Mittel und da diejenigen des Chicagoer Vereins erschöpft waren, so wurde von dem Herrn Wm. Pfaender im Namen der Cincinnatier, mit Herrn F. Beinhorn im Namen der Chicagoer am 4. Juli 1856 ein Abkommen erzielt, wonach der Chicagoer Verein für sein Gesammt-Eigenthum, soweit dasselbe nicht schon in Privat-Besitz übergegangen war, die Summe von $6000.00 erhielt.

Es wurde zunächst ein Ladengeschäft in großem Styl gegründet und die Anlage weiterer Geschäfte folgte. Durch die Vereinigung beider Land-Gesellschaften kamen mehr Ansiedler und auch mehr Geldmittel nach Neu-Ulm; aber die Noth und die Sorgen des jungen Gemeinwesens erreichten deshalb noch kein Ende. Denn es fehlte nach wie vor an lohnender Arbeit und für die Landwirthschaft die Möglichkeit, ihre Erzeugnisse zu einigermaßen angemessenen Preisen abzusetzen; zumal die „Städter“, denen ja fast alle Einnahmen fehlten, sich Kühe, Schweine und Hühner hielten und so

viel Garten- und Ackerbau trieben, wie ihnen ihre viele freie Zeit und die Verhältnisse gestatteten.

Aber trotzdem nirgendwo Ueberfluß herrschte, nahmen merkwürdiger Weise die Mäuse überhand und zerstörten, wahrscheinlich aus Mangel an ordentlichen Lebensmitteln und von Hunger geplagt, die wenigen werthvollen Dinge (wie Schuhzeug, Kleider u. s. w.), über welche die Ansiedler verfügten, und eine Zeit lang wurden deshalb Katzen trotz der Armuth Vieler zu dem hohen Preise von zwei Dollars per Tag verborgt.

Im Herbst 1856 standen in der Stadt erst 23 Häuser, die fast sämmtlich sehr ursprüngliche Blockhütten waren. Pfaender sah voraus, daß die meist unbemittelten Ansiedler in Neu-Ulm und Umgegend im Winter in bittere Noth gerathen würden und veranlaßte deshalb den Cincinnatier Verein, in Neu-Ulm ein Lagerhaus anzulegen, dessen Vorräthe an Lebensmitteln Bedürftigen nöthigenfalls auf Kredit geliefert werden konnten.

Dadurch wurde große Noth von Vielen abgewendet und nach dem Ueberstehen dieses Winters entwickelte sich die Ansiedlung, allerdings immer noch unter großen Entbehrungen und schwerer Arbeit der Pioniere, langsam weiter.

Am 1. Januar 1858 wurde die erste Zeitung, der „Pionier" gegründet, in dessen Spalten es ebenso ungebunden zuging, wie unter dem Personal und bei der Geschäftsführung; denn am 24. Juni machte der Setzer bekannt, daß der Herr Redakteur sich seit vier Tagen nicht hätte in der Office blicken lassen. Der Redakteur ließ darauf die Nummer durch den Sheriff mit Beschlag legen und am 15. Juli entschuldigte sich der

„Pionier", daß er aus Mangel an Druckpapier während der letzten Wochen nicht erschienen sei.

Kaum war Neu-Ulm über die allerkümmerlichsten Anfänge seiner Entwicklung hinaus, als auch schon die Pläne für eine ganze Anzahl neuer Städte auftauchten. Dieselben wurden Leavenworth, Arcadia, Madelin, Wantonwan, Fairmont, Odessa, Jackson u. s. w. getauft; bestanden aber meist nur auf dem Papier.

Im August des Jahres 1861, als Donatus Werner in Neu-Ulm angelangt war, hatte dieses etwa 200 Häuser, unter denen sich ein halbes Dutzend Stein-Gebäude befand. Die Einwohnerzahl wurde auf 1200 geschätzt. Zwei Dampfmühlen und eine Windmühle mahlten das Getreide der Farmer und das Mehl wurde mit Booten den Minnesota-Fluß hinab geschifft. An sonstigen gewerblichen Einrichtungen hatte das Städtchen eine Oelmühle, eine Brennerei, eine Gerberei, zwei Ziegelbrennereien, zwei Brauereien, eine Töpferei und einen Kalkofen. Zwanzig Läden boten Alles feil, dessen die Landwirthe und Städter bedurften und alle Handwerke waren in dem fleißigen Städtchen vertreten. Es darf außerdem rühmend anerkannt werden, daß in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten der jungen Ansiedlung keinerlei Betrügereien oder Unterschlagungen vorkamen.

Achter Abschnitt.

Nachdem Donatus von seinem Gastfreunde vieles Wissenswerthe über Land, Stadt und Leute erfahren hatte, begab er sich zu Herrn Wm. Pfaender, an wel-

chen er von New York aus ein Empfehlungsschreiben hatte. Zu seiner Ueberraschung fand er diesen Herrn in der Uniform eines Artillerie-Offiziers. Denn obschon der Gouverneur Ramsey dem damals schon sehr hervorragenden Manne die Stellung eines Generaladjutanten angeboten hatte, und obschon Pfaender eine Gattin und sechs kleine Kinder zurückließ, hielt er es doch für seine Pflicht, mit seinen Kameraden in das Feld zu ziehen, von denen viele nur Dienst genommen hatten, weil sie Pfaender's Führung vertrauten.

Herr Pfaender war ein schlank gewachsener Mann mit blondem Haupt- und Barthaar und blauen Augen. Sein Auftreten war freundlich, aber bestimmt. Als er den Empfehlungsbrief gelesen hatte, sagte er: „Wie Sie sehen, bin ich im Begriffe, auf den Kriegsschauplatz zu marschiren; ich werde daher nicht im Stande sein, Ihnen zu nützen; es sei denn, daß Sie meinem Beispiele folgen und in unsere Batterie eintreten."

Werner blickte einen Augenblick sinnend vor sich hin, dann entgegnete er bedächtig: „Obschon ich mich seit meiner Ankunft in den Vereinigten Staaten bemüht habe, die Ursachen des Streites zwischen dem Norden und dem Süden zu ergründen, so ist mir das bisher noch nicht möglich gewesen. Die Herren, an welche ich um Aufklärung mich wandte, waren sämmtlich zu sehr Parteileute, um eine ruhige, vorurtheilsfreie Darstellung geben zu können. Die Sclaverei verabscheue ich. Sie steht ja auch im schreienden Gegensatz zu der republikanischen Staatsform. Sollte eine Geldsammlung veranstaltet werden, um die Sclaven frei zu kaufen, so würde ich mich trotz meiner sehr mäßigen Mittel an dem Unternehmen betheiligen."

Pfaender neigte zustimmend sein Haupt und Werner fuhr fort:

„Mir scheint aber, die Neger sollen befreit werden, ohne daß man Diejenigen, welche bisher den Landesgesetzen gemäß die rechtmäßigen Eigenthümer der Schwarzen waren, irgend eine Entschädigung gewährt. Außerdem bin ich mit mir nicht im Klaren darüber, ob die Südstaaten, welche sich freiwillig dem Staatenbunde der Union anschlossen, nicht auch das Recht haben, aus diesem Bunde auszutreten, wenn ihnen das beliebt. Und so lange ich mit mir selbst über alle diese Punkte nicht im Klaren bin, möchte ich mich an einem Kriege nicht betheiligen, welcher ohne mein Zuthun begonnen wurde.“

„Gerecht aber vorsichtig“, meinte Pfaender etwas spöttisch. „Sie sind offenbar in die Hände eines Rebellenfreundes gerathen und dieser hat Ihr Urtheil beeinflußt“. Dann fuhr er sehr ernst fort: „Diese Republik ist der Leitstern aller nach Freiheit ringenden Völker. Daß die Sclaverei ein Schandfleck auf unserem Wappenschilde ist, geben auch Sie zu. So lange die Sklaven-Barone eines ihrer Werkzeuge zum Präsidenten wählen konnten, waren sie zufrieden. Nun wir gesiegt haben, warten sie nicht ab, welche Vorschläge ihnen wegen Befreiung der Neger gemacht werden, sondern sie rebelliren und schießen auf das Sternenbanner. Hätten sie das nicht gethan, so hätte man mit ihnen verhandeln können. Jetzt, nachdem der erste Schuß gegen das Fort Sumter gefallen, müssen wir sie bekämpfen, bis sie um Frieden bitten. Und wenn ich zehn Leben hinzugeben hätte, ich würde sie gern opfern im Dienste der Freiheit und dieser großen Republik.“

„Ich ehre Ihre Gesinnung, Herr Pfaender; kann dieselbe aber beim besten Willen nicht theilen. Den Angriff auf Fort Sumter mißbillige ich ebenso entschieden, wie die Sclaverei; aber ich zweifle sehr, ob nicht auch der magerste Vergleich dem fettesten Prozeß vorzuziehen ist. Und wegen des Kernpunktes der Frage: ob die aus freiem Willen in die Union getretenen Staaten nicht auch das Recht haben, die Union wieder zu verlassen; —wegen dieses Kernpunktes neige ich mich den Ansichten der Südländer zu, so widerlich mir auch die Einrichtung der Menschen-Sklaverei ist. Ich kann Ihren heiligen Zorn gegen die Rebellion nicht theilen, weil meiner Ansicht nach von Rebellion eigentlich nicht die Rede sein kann. — Nehmen Sie mir es nicht übel, daß ich meine Ansichten offen ausspreche."

„Es ist nur gut, daß Sie die Sclaverei und den Angriff auf Fort Sumter wenigstens mißbilligen", entgegnete Pfaender, „obschon mit der bloßen Mißbilligung sehr wenig erreicht wird. In diesem freien Lande darf man sogar mit Denjenigen sympathisiren, welche auf das Sternenbanner schießen und die ein untheilbares Ganze bildende Republik sprengen wollen. Ich bedauere es von ganzem Herzen, daß Sie solche Ansichten hegen: aber ich will Ihnen dieserhalb nicht zürnen; denn es scheint mir, daß Sie offen Ihre ehrliche Ueberzeugung aussprechen, und so unbegreiflich mir dieselbe erscheint, gestehe ich doch alle Zeit Anderen zu, was ich für mich selbst beanspruche."

„Wie vereinigen Sie diese Toleranz mit Ihrer Uniform? Stehen Sie nicht im Begriffe, mit Kanonen diejenigen niederzuschießen, welche in Beziehung auf die Sezessions-Frage anderer Meinung sind als Sie?"

„Ueber Meinungsverschiedenheiten kann und muß man oft hinweg sehen", antwortete Pfaender. „Aber wenn ein Straßenräuber seine Auffassung vom Eigenthumsrecht gewaltsam zur Anwendung bringen will; oder wenn die Sclavenbarone des Südens ihre Ansichten über das Sezessionsrecht dadurch zur maßgebenden machen wollen, daß sie Bundeseigenthum wegnehmen und einen Krieg beginnen, dann sind sie es, welche aus der Erörterung einen Kampf machen, nicht wir. Die Sklaven-Barone haben die friedliche Erörterung und Beilegung der Streitfragen unmöglich gemacht und wehe jetzt den Besiegten!"

„Ich befürchte, daß die Bewohner dieses Landes viel Blut und Gut opfern müssen, weil auf beiden Seiten diejenigen Herren im Rathe den Ausschlag geben, welche zum Entgegenkommen am wenigsten geneigt sind", sagte Donatus seufzend, indem er sich von Pfaender verabschiedete.

Später erfuhr Werner von mehreren Seiten, daß Herr Pfaender ein Führer der Abolitons-Partei in Minnesota war und daß er in Folge dessen von den Republikanern 1860 als Lincoln-Wahlmann aufgestellt wurde. Und obschon Donatus die Ansichten Pfaender's einseitig vorkamen, so mußte er doch einen Mann bewundern, der seine zahlreiche Familie zurückließ, um für seine Auffassung von Freiheit und Gleichheit sein Leben in die Schanze zu schlagen.

Uebrigens zeignete sich Pfaender vielfach durch seine Dienste aus, die er im Kriege, namentlich in der Schlacht bei Shilo, und bei der Wiederherstellung geordneter Zustände an der Indianer-Grenze, sowie im Frieden als Gesetzgeber, Staatsschatzmeister und in

Local-Aemtern leistete. Ueberall war sein Verhalten tadellos und er gewann sich viele Freunde durch seine selbstlose Hülfsbereitschaft gegen diejenigen, welche seinen Rath und seine Unterstützung begehrten.

Als Donatus dem „Dakota-House" zuschritt, bemerkte er an einem Kaufladen eins jener leichten Gefährte, welche unter der Bezeichnung „Buggy" bekannt sind. Der Einspänner hatte ein ledernes Verdeck und bot im Hintertheile einen mit einem Deckel versehenen Raum zur Aufbewahrung von allerlei Dingen. Auf dem leichten Gefährte saß ein hübscher junger Mann und eine Dame von ungewöhnlicher Schönheit legte eben einige Sachen, die sie gekauft hatte, in den verschließbaren Hintertheil des Wagens.

Donatus blieb überrascht stehen. „Das ist in der That eine amerikanische Schönheit, wie sie anmuthiger und herrlicher gewiß nirgendwo lebt", dachte er und nachdem die junge Dame, die ihn flüchtig angeblickt, das Buggy bestiegen hatte und davon gefahren war, trat er in den Laden, kaufte eine Kleinigkeit und erfuhr, daß er Frl. Elisabeth Wilson gesehen hatte, die Tochter eines wohlhabenden Farmers, der am Cottonwood-Flusse wohne.

Diese Kunde erfüllte ihn mit großer Freude und befestigte ihn in seinem Entschlusse, sich in jener Gegend anzukaufen. Werner hatte, wie wir wissen, noch nie geliebt; aber jetzt überkam ihn plötzlich das Empfinden, daß er Elisabeth Wilson's Hand gewinnen müsse, wenn er zeitlebens glücklich werden sollte. Es war nicht allein die Schönheit und Anmuth der jungen Dame, welche ihn fesselten, sondern mehr noch der freundliche, mäd-

chenhafte Ausdruck des Gesichts und besonders der dunklen Augen, obschon diese ihn kaum gestreift hatten.

Langsam schritt er dem Hotel zu, über schnell entworfene Pläne brütend, die sämmtlich den Zweck hatten, zunächst eine Bekanntschaft mit der jungen Dame zu ermöglichen. Besonders peinigend war ihm der Gedanke, daß ihr Herz schon vergeben sei; denn — meinte Donatus — die jungen Männer der Umgegend müßten mit Blindheit geschlagen sein, wenn sie Fräulein Wilson nicht verehrten und es war sehr wohl denkbar, daß sie die Neigung eines der vielen Bewerber erwiderte.

Er beschloß, zunächst bei seinem Gastfreunde Seiter Erkundigungen über die Familie Wilson und über Fräulein Elisabeth einzuziehen und alsdann die Nachbarschaft jagend zu durchstreifen, um festzustellen, ob in der Nähe von Wilson's Farm Land Brenneck's gelegen sei, das sich zu einer Heimstätte für ihn eigne.

Von Herrn Seiter erfuhr er nur Gutes über Wilson's. Der Vater der schönen Elisabeth hatte früher im politischen Leben des Staates New York eine Rolle gespielt, sich aber vor etlichen Jahren aus der Politik zurück gezogen, um sich am Cottonwood-Flusse niederzulassen.

Dort wohnten damals nur sehr vereinzelte Ansiedler. An die Wilson'sche Farm grenzte die der Familie Radloff. Das Haupt der letzteren, gewöhnlich nur der „Baron" genannt, war in Deutschland Offizier gewesen und hatte sich etwa um dieselbe Zeit am Cottonwood-Flusse niedergelassen, als Wilson dort sein Heim aufschlug. Beide Familien verkehrten viel mit einander; obschon Wilson, der Rechtsgelehrter war, und Rad-

loff in ihren Anschauungen nicht viel mit einander gemein hatten.

Donatus suchte nun mit Aufbietung all seines diplomatischen Talentes zu ermitteln, ob Fräulein Elisabeth schon eine Wahl unter den jungen Männern des Landes getroffen habe und er war selbstverständlich höchst erfreut, als Seiter ihm mittheilte, daß davon nichts bekannt sei.

Werner eröffnete nun seinem Gastfreunde unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß er die Absicht habe, sich in der Gegend anzukaufen und er erwähnte dabei seine Bekanntschaft mit Wolfgang Brenneck. Herr Seiter kannte diesen wohl und sagte, Brenneck habe viel werthvolles Land in der Nachbarschaft aufgekauft. Er gelte als ein gewiegter, aber höchst ehrenhafter Geschäftsmann.

Donatus zeigte die Karte vor, auf welcher die Brenneck'schen Ländereien verzeichnet waren und sagte, er wolle einen mehrtägigen Ausflug unternehmen, um das Land zu besichtigen. Er bat deshalb Herrn Seiter für den nöthigen Mundvorrath zu sorgen und kaufte dann noch in einem Laden eine Gummidecke, eine Wolldecke und etliche andere Dinge, welche zu einem solchen Ausfluge nöthig waren. Eine Büchsflinte, die er von seinem Pathen Grunert geerbt, Bowie-Messer und Revolver, sowie Schießbedarf führte er mit sich.

Nachdem er alle diese Vorkehrungen getroffen, begab er sich früh zur Ruhe und träumte von einem hübschen Landgute, das aber diesmal in der schönen Elisabeth eine anmuthige Herrin hatte.

Neunter Abschnitt.

Am nächsten Morgen brach Donatus bei Zeiten auf. Er schritt an den Häusern von Wilson und Radloff vorüber, die recht stattlich aussahen, besichtigte die umliegenden Ländereien und fand, daß Brenneck mehrere schöne, am Cottonwood-Flusse belegene „Sektionen" besaß. In der nächsten Nähe der genannten beiden Familien wohnte kein Ansiedler; nur etliche Meilen davon hauſ'te ein unverheiratheter Sonderling allein in einer Blockhütte mitten in einem kleinen Walde, von dessen Treiben Herr Seiter manches Eigenartige erzählt hatte, als er sich mit Werner unterhielt.

Am Abende dieses Tages befand sich unser junger Freund, der während vieler Sunden keinen Menschen getroffen hatte, weitab von allen Ansiedlungen am Rande eines Gehölzes in der Nähe des Flusses. Nicht weit von ihm ging ein Prairie-Huhn auf, das er mit einem schnellen Schuß erlegte und als willkommene Beute aufhob.

„Habt Euch ein Abendessen geschossen, Fremder", sagte ein anderer Jäger, welcher in diesem Augenblick aus dem Walde trat. Donatus musterte den Ankömmling mit einem kurzen Blick. Dann war er überzeugt, daß er einen gewerbsmäßigen Fallensteller vor sich hatte und er entgegnete freundlich: „Wenn Sie an meinem Abendessen Theil nehmen wollen, werden Sie herzlich willkommen sein."

Der Trapper blickte mit unverhohlener Neugierde auf den jungen Deutschen, dessen Ausrüstung ihm etwas zu stutzerhaft erscheinen mochte. Er war ein langer, sehniger, von der Sonne gebräunter Mann, etwa

fünfzig Jahre alt. Seine hellgrauen Augen blickten klug, kühn und freundlich in die Welt, das Gesicht hatte, wahrscheinlich wegen seiner starken gebogenen Nase, etwas raubvogelartiges, ohne aber deshalb einen bösartigen Eindruck zu machen. Er trug den Lederanzug eines Trappers, eine einläufige Büchse, ein Bowiemesser und (wie Werner) ziemlich umfangreiches Gepäck, das in eine Gummidecke geschlagen und auf dem Rücken befestigt war.

Nachdem der Aeltere seinen jüngeren Gefährten kurz in Augenschein genommen, entgegnete er: „Habe mein Abendbrot bei mir — Bohnen und Speck. Esse dieses ausgezeichnete Yankee-Gericht mindestens zweihundert Tage im Jahre. Wenn Sie das vertragen können, wollen wir gemeinsame Küche machen.“

Werner sagte zu und beide Männer begaben sich in den Wald zurück, wo der Alte nach kurzer Umschau einen Lagerplatz aussuchte.

Beide öffneten ihr Gepäck, breiteten ihre Gummi-Decken aus, eine Wolldecke darüber, entzündeten ein Feuer, der Alte holte Wasser herbei und in kurzer Zeit waren sie mit der Zubereitung ihres Abend-Essens beschäftigt.

Donatus hielt es für schicklich, als der Jüngere sich seinem älteren Gefährten vorzustellen, und er that dies mit der Offenheit der Jugend, indem er in kurzen Worten über seine Person und über die von ihm gehegten Pläne Aufschluß gab.

Der Alte hörte aufmerksam zu und entgegnete dann: „Sie haben mich unaufgefordert wissen lassen, wer Sie sind und was Sie herbrachte, so will ich denn auch ihnen mittheilen, mit wem das Schicksal Sie zusammen-

geführt hat!" Und nachdem er einen dürren Ast in das Feuer geworfen hatte, fuhr er fort: „Ich bin Sam White, war vor Jahren im Osten Kunst-Schlosser, verdiente ziemlich viel Geld; aber die Jagdlust trieb mich an die Grenze. Bin mit den Indianern stets westlich gezogen, nicht aus besonderer Liebe für die Rothhäute; oder gar, um die armen Kerle zu bekämpfen, sondern weil der Axtschlag der Ansiedler das Wild vertrieb. Jetzt wird es bald Winter, die Thiere bekommen gute Pelze und die Zeit des Fallenstellens und Jagens beginnt alsdann für mich. Denn Sie müssen wissen, Herr Werner, daß ich auf kleines Zeug nur schieße, wenn ich mir einen Braten verschaffen muß. Wohl ist es zu jeder Jahreszeit schön in der Natur, aber die Frühlings- und Sommer-Monate bilden meine Ferienzeit, in der ich wenig arbeite."

„Ist die Jagd ergiebig?" fragte Donatus.

„Manchmal, dann wieder nicht. Mitunter verderben mir die Indianer, andere Trapper, oder auch die Jäger aus den Städten das Geschäft, die nach jeder Creatur ein Salvenfeuer abgeben und dadurch das Wild verjagen."

„Haben Sie oft Kämpfe mit den Rothhäuten bestanden?"

„Mitunter, namentlich in früheren Jahren. Jetzt bin ich mit vielen der Häuptlinge bekannt. Sie wissen außerdem, daß sie in mir einen Freund besitzen und daß ich mich immer erfolgreich zur Wehr gesetzt habe, wenn sie es versuchten, mich zu vertreiben oder gar meinen Scalp zu erobern."

„Wollen Sie mir nicht von Ihren frühern Kämpfen erzählen?"

Das Antlitz White's verdüsterte sich etwas. „Nur ungern richte ich mein Gewehr auf einen Mitmenschen und auch die Erinnerung an einen siegreichen Kampf ist für mich eine traurige. Denn von Rechtswegen sind doch die Indianer die Herren dieses Landes und wir nur Eindringlinge. Freilich siegt überall in der Natur der Stärkere. Das übervölkerte Europa sendet uns alljährlich viele Tausende, welche hier Platz suchen und die Weißen vermehren sich schnell; während die Zahl der Indianer in Folge ihrer Kämpfe untereinander, oder Seuchen (namentlich der Pocken) nicht zunimmt."

„Wie hoch schätzen Sie die Zahl der Indianer?"

„Das ist schwer zu sagen. Im Jahr 1836 wurde ein Bericht veröffentlicht, wonach in den Vereinigten Staaten über 222,000 lebten. Von diesen starben im Jahre 1838 allein in dem Blackfeet-Stamme 12,000 an den Pocken. Jetzt soll es gar 320,000 Rothhäute in der Union geben, aber ich halte diese angeblich auf Zählung begründete Angabe für zu hoch. Es wird da wohl zu hoch geschätzt worden sein."

„Ueber die Indianer habe ich so viel Widersprechendes gelesen und gehört. Was halten Sie von den Rothhäuten?"

„Sie sind meiner Ansicht nach weder so gut, noch so schlecht, wie sie von den Schriftstellern gewöhnlich dargestellt werden. Ich habe viele Indianer kennen gelernt; aber einen so edlen Menschen wie den von Cooper im „letzten Mohikaner" geschilderten Uncas giebt es meiner Ansicht nach unter den Rothhäuten nicht; wahrscheinlich auch nicht unter den Weißen."

Werner nickte zustimmend und White fuhr fort: „Die Indianer mögen früher besser gewesen sein, als

sie jetzt sind. Die Weißen haben ihnen übel mitgespielt und jedenfalls viel dazu beigetragen, die schlechten Eigenschaften des rothen Mannes zu entwickeln. Ich habe die Indinaer gastfrei, wahrheitsliebend und stark im Ertragen von Schmerzen und Entbehrungen gefunden. Weitere gute Eigenschaften wüßte ich aber nicht aufzuzählen. Sie glauben an einen großen Geist, aber dieser Glaube zähmt in keiner Weise ihre Leidenschaften und Begierden. Sie vergelten, wenn sie können, ganz sicher jedes Leid, das ihnen zugefügt wird; aber nur selten eine gute That. Sollte es, was Gott verhüten möge, zu einem neuen Grenzkriege kommen, so werden das diejenigen Ansiedler erfahren, welche etwa meinen, daß sie durch gelegentliche Wohlthaten sich die Freundschaft der rothen Männer erworben haben."

„Ich habe immer geglaubt, daß die Dankbarkeit in keines Menschen Brust ganz erlischt."

„Ich will nicht sagen, daß dem Indianer dieses Gefühl ganz und gar fremd ist; jedenfalls wird es, wenn er den Kriegspfad betritt, von seinem Blutdurst erstickt. Ohne Zweifel giebt es Ausnahmen, aber Ausnahmen, sagt man, bestätigen nur die Regel."

„Ist der Indianer nicht mäßig im Essen?"

„Allemal dann, wenn er wenig oder nichts zu essen hat. Nach einer reichen Jagdbeute, oder wenn er von der Regierung Vorräthe erhalten hat, schwelgt er bis zur Uebersättigung. Was so eine Rothhaut verschlingen kann, grenzt an das Unglaubliche. An die Zukunft denkt sie nicht."

„Sie haben die Tapferkeit Ihrer rothen Freunde nicht gelobt?"

„Tapfer nach unseren Begriffen ist der Indianer kaum. Selten tritt er in offenem Felde seinen Feinden entgegen. Er bevorzugt entschieden Hinterhalte und Ueberfälle. Nur ausnahmsweise kann ein besonders tapferer Häuptling seine Krieger zu einem offenen Angriffe auf den Feind anfeuern. Daß die Indianer erschlagene Feinde nicht nur scalpiren, sondern die Leichen der Getödteten auch sonst in unmenschlicher Weise verstümmeln, ist Ihnen ja wohl bekannt. Sie morden in feigster Weise wehrlose Weiber und Kinder und oft martern sie gefangene Feinde in qualvollster Weise zu Tode."

„Huldigen sie in der That, wie ich gelesen habe, der Vielweiberei?"

„Leider und die armen „Squaws" haben ein bejammernswerthes Loos. Durch die Behandlung ihrer Frauen allein beweisen die Indianer schon, daß sie auf der allerniedrigsten Stufe der menschlichen Bildung und Gesittung stehen. Der Krieger hält es für ganz unter seiner Würde, sich mit andern Dingen zu beschäftigen, als mit der Jagd und mit dem Kriege, oder mit den Vorbereitungen dazu. Das arme Weib muß alle Arbeiten verrichten. Wo die Indianer etwas Ackerbau betreiben, liegt die Landbestellung den Frauen ob; ebenso die Besorgung des Viehes. Verlegt ein Indianer-Stamm sein Lager, so muß die Frau die Zelte abbrechen und sie wird auf dem Marsche wie ein erbarmungswürdiges Packthier beladen. Ich habe selbst gesehen, daß so ein „Krieger" der ohnehin überlasteten „Squaw" noch sein Gewehr überhing, um selbst bequemer einher bummeln zu können."

„Die armen Frauen sollten es machen, wie die Ka-

mele in der Wüste, die sich niederlegen und nicht eher wieder aufstehen, bis man ihnen einen Theil der zu großen Last abgenommen hat", rief der entrüstete Donatus.

„Die Unglücklichen würden dadurch ihr ohnehin bejammernswerthes Loos nur noch verschlimmern. Ihre Tyrannen würden sie solange prügeln, bis sie wieder aufstehen. Langt der Stamm auf dem neuen Lagerplatz an, so müssen die „Squaws" natürlich die Zelte aufschlagen, für Holz und Wasser und für die Zubereitung des Essens sorgen."

„Wie steht es mit dem Verbrauch von Seife, diesem Gradmesser der Civilsation", fragte der wißbegierige Werner.

„Zu meinem Leidwesen kann ich auch auf diese Frage keine günstige Auskunft geben. Von Seife wollen wir gar nicht sprechen. Es genügt zu sagen, daß die Indianer in der Regel nicht einmal das Fleisch vor der Zubereitung abspülen und sehr selten anderes Wasser als Feuerwasser (Schnaps) genießen, dieses aber in unmäßigster Weise, wenn sie es erhalten können."

„Sie sprachen vorhin von der Möglichkeit eines neuen Grenzkrieges. Man hat mir gesagt, daß eine abermalige Erhebung der Indianer nicht wahrscheinlich ist, weil die Rothhäute deren Hoffnungslosigkeit einsehen."

„Wer das meint, der kennt die Verhältnisse schlecht", entgegnete Sam White kopfschüttlnd. „Gerade jetzt gährt es unter den Sioux und unter den Winebagos. Uncle Sam behandelte die Indianer im Ganzen ziemlich gut. Er mußte ja stets Platz machen für die westwärts vordringenden weißen Ansiedler; aber es wur-

den große Geldsummen und viele Vorräthe für die Indianer bewilligt; auch wurden Versuche gemacht, die Rothhäute zu civilisiren; allerdings mit geringem Erfolge. Die Indianer-Agenten und die Indianer-Händler haben die armen Kerle jämmerlich betrogen und da darf man sich nicht wundern, wenn die kampflustigen Krieger in den Rathsversammlungen ihrer Stämme mitunter die Oberhand behalten."

„Sie meinen, daß uns ein neuer Indianer-Krieg bevorstehe?"

„Gott behüte uns und die armen Indianer davor", entgegnete White. „Ich hoffe, daß ein Grenzkrieg vermieden wird; aber so ganz unwahrscheinlich ist er nicht."

„Und doch wollen Sie westwärts gehen, um Fallen zu stellen?"

„Das ist mein Geschäft", sagte der alte Trapper in ruhigem Ton.

„Wenn aber nun der Kampf ausbricht? Nach Ihrer eigenen Ansicht werden die Ihnen befreundeten Häuptlinge Sie dann kaum schützen."

„Die Indianer wissen, daß ich die an ihnen begangenen Betrügereien verdamme; sie sind mir deshalb wohlgesinnt. Wenn sie aber einmal die Streitaxt ausgraben und den Kriegspfad betreten, ist kein Bleichgesicht vor ihnen sicher. Ich würde mich in diesem Falle ihrer Freundschaft nicht anvertrauen."

„Und doch wollen Sie westwärts ziehen?"

„Ich muß meinen Geschäften nachgehen", wiederholte Sam White und fügte lächelnd hinzu: „Wollen Sie mich begleiten?"

Werner betrachtete diese Frage als Spott und ent-

gegnete daher mit Ruhe: „Was irgend ein Mann wagt, kann ich auch thun. Ich möchte ohnehin das Trapperleben kennen lernen.“

White blickte freundlich auf den jungen Mann und sagte dann:

„Nicht einer von zehn Jägern bleibt beim Fallenstellen, selbst wenn er sich dafür begeistert hat. Ich zweifle nicht an Ihrem Muthe, Fremder; aber das Leben eines Trappers ist nichts für Sie. Oft sind mir schon die Vorräthe ausgegangen; mitunter von Indianern, einmal auch großentheils von Wölfen gestohlen worden. Ich habe dann wochenlang nur von dem Fleisch geschossener oder gefangener Thiere gelebt, ohne Brod und ohne Mehl. Was das bedeutet, muß man erfahren haben. Aus bloßer Vorstellung kann Niemand das Beschwerliche, ja Widerliche einer solchen Lebensweise ermessen.“

Donatus lächelte, als er antwortete: „Ich erinnere Sie wohl an den Mann, welcher die Anzeige erließ: „Ein junger Mann, der sich zu verheirathen wünscht, sucht einen erfahrenen Herrn, der ihm davon abredet.“ Ich möchte aber wirklich, ehe ich mich endgültig irgendwo niederlasse, das Trapperleben gründlich kennen lernen. Sie wissen ja, daß nur wenige Leute sich die Erfahrungen ihrer Mitmenschen zur Lehre gereichen lassen, sondern selbst aus dem Erlebten ihre Weltweisheit schöpfen wollen.“

„Sie sollen mir als Begleiter willkommen sein und ich will Sie an einen Platz bringen, der gute Beute verspricht. Aber wenn Sie auch vielleicht auf den bloßen Geldgewinn eben so wenig sehen mögen, wie ich, muß ich Ihnen doch hier sagen, daß der Trapper im

Durchschnitt nicht viel mehr erwirbt, als ein gewöhnlicher Tagelöhner, der Nachts in einem Bette in warmer Stube schlafen kann, während dem Fallensteller der Frost mitunter die Knochen schüttelt."

„Wenn das Trapperleben so anstrengend, so gefahrvoll und so wenig lohnend ist, weshalb verharren Sie denn dabei? Kann Sie nicht in der Einsamkeit einmal eine Krankheit befallen oder ein Unfall Sie treffen und ist es in diesem Falle nicht sehr wohl möglich, daß Sie dann hülflos und elend zu Grunde gehen? Was fesselt Sie an dieses Dasein? Entschuldigen Sie diese von aufrichtiger Theilnahme eingegebene Frage."

„Aehnliches habe ich selbst oft gedacht und ich habe mir auch die von Ihnen gestellte Frage vorgelegt. Es ist wahrscheinlich die Freude an dem beständigen Aufenthalt in Gottes stiller, herrlicher Natur, fernab von dem Treiben der Menschheit. Ich bin kein Menschenhasser geworden; aber auf die Dauer [illegible] ich die Einsamkeit in Wald und Prairie dem Aufenthalt in den Städten oder selbst auf einem Bauernhofe vor."

„Weshalb halten Sie sich nicht wenigstens einen Hund als Gefährten?"

„Ich habe die Hunde gern; sie sind ja auf der Jagd auch oft von Nutzen. Beim Fallenstellen haben sie mich fast immer gestört und geschädigt. Sehr oft wittert das Wild den Hund und macht sich davon. Wenn Sie also darauf bestehen, das Trapperleben aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, würde ich Ihnen dringend rathen, keinen Hund mit zu nehmen."

„Was werden Sie thun, wenn Sie beim Fallenstellen sind und es bricht ein Grenzkrieg aus? Werden Sie nicht überrascht und skalpirt werden?"

Der Trapper meinte: „Ich kenne die Indianer genügend, um zu wissen, wann Ihre Erregung sie zum Kampfe treibt. Jetzt, da ich Verdacht hege, werde ich sie mitunter aufsuchen, und ich rechne, daß ich auch künftighin meinen Skalp rechtzeitig in Sicherheit bringen werde. Bisher ist mir das, wie Sie sehen, noch immer gelungen."

Inzwischen war es Nacht geworden. Es war kühl und ein starker Thau begann zu fallen. White und Werner sammelten einen hinreichenden Vorrath von grünem Holz, welches sie während der Nacht für ihr Feuer verwenden wollten; zunächst weil das feuchte Holz länger vorhält und dann, weil dasselbe starken Rauch erzeugt und dieser die Moskitos vertreibt. Dann wickelten beide Männer sich in ihre Decken und wünschten einander gute Nacht.

Die tiefen Athemzüge White's zeigten alsbald, daß er eingeschlafen war, während Werner noch lange wach blieb. Was der Trapper gesagt hatte, trug so sehr in allen Einzelheiten den Stempel des Thatsächlichen und Wahren, daß der junge Mann den Gedanken aufgab, sich eine Zeit lang ganz und gar dem Waidwerk zu widmen.

Für Werner hatte das Anziehende des Jagens ohnehin nicht in dem Tödten des Wildes bestanden; sondern in dem freien Umherschweifen in kampfbereiter Verfassung. Und solchem Bedürfniß konnte er auch genügen, wenn er sich am Cottonwood-Flusse ein Heim gründete und gelegentlich einmal seine landwirthschaftlichen Arbeiten durch einen Jagdausflug unterbrach. Da aber die Thätigkeit eines Farmers vielen Aufenthalt in der freien Luft nöthig macht, so zweifelte er,

daß er oft zum Jagen aufgelegt sein würde; zumal dann, wenn Fräulein Elisabeth Wilson einwilligen sollte, seine Hausfrau zu werden.

Bei solchen Gedanken entschlummerte er. Ueber den Bäumen prangte die Sternenpracht am dunkeln Himmel. Nur selten wurde die Stille der Nacht durch den Ruf einer Eule unterbrochen oder durch das Geheul eines Wolfes.

Zehnter Abschnitt.

Am nächsten Morgen trennten sich die neuen Bekannten. Sam White wollte weit nordwestlich ziehen; während Donatus die Absicht hatte, die Gegend zwischen dem Minnesota- und dem Cottonwood-Flusse zu durchstreifen.

„Wenn Sie im Frühjahr aus der Wildniß wieder auftauchen, oder Sie die Umstände früher in diese Gegend führen, so rechne ich auf die Freude Ihres Besuches," sagte Werner. „Ich werde sobald wie möglich ein eigenes Haus bauen. Sollte dies aber noch nicht fertig sein, wenn Sie hierher zurückkehren, dann werden Sie mich wahrscheinlich im „Dakota House" zu Neu Ulm finden."

„Ich will mehr thun als das, mein junger Freund," entgegnete White. „Sollte die Unzufriedenheit der Indianer sich so steigern, daß der Ausbruch eines Grenzkrieges droht, dann werde ich versuchen, Sie davon zu benachrichtigen."

Werner dankte herzlich für das Versprechen. White fuhr fort:

„Uebrigens müssen Sie, wenn Sie mit eignem Holze gut bauen wollen, die Bäume in diesem Herbst fällen und über Winter gut trocknen lassen. Vor Ablauf eines Jahres werden Sie also kaum in einem eigenen Heim hausen können. Doch nun leben Sie wohl!"

Mit diesen Worten schüttelte White dem jungen Deutschen die Hand; dann trennten sich ihre Pfade.

Es wurde ein warmer Tag. Werner war eine Zeit lang den Windungen des Cottonwood-Flusses gefolgt und stromaufwärts gezogen.

Gegen Abend zogen sich schwere Gewitterwolken zusammen. Der Gedanke, diese Nacht unter solchen Umständen wieder im Freien zu verbringen, hatte wenig Reiz. So viel Werner aus den Beschreibungen Seiter's erfahren hatte, war das nächste Haus die Blockhütte des finsteren Sonderlings und Donatus beschloß, diesen um eine Nachtherberge anzusprechen.

Er schritt nun in möglichster Eile auf die Stelle zu, wo John Smith's Blockhaus lag. Das war der Name, unter den der Mann bekannt wurde, als er sich in der Gegend niederließ. Smith lebte allein in seiner Hütte. Er hatte weder Pferde, noch Kühe, noch Hühner. Das einzige lebende Wesen, welches seine Einsamkeit theilte, war ein Bluthund, der für einen sehr bösartigen Köter galt. Mitunter suchte Smith einen Farmer auf, um etwas Butter oder einige Dutzend Eier zu kaufen; zuweilen ergänzte er seine Vorräthe an Fleisch, Thee und anderen Dingen in der Stadt.

Einmal im Jahre verschwand Smith auf einige Wochen aus der Gegend. Ein Händler aus der Lower Sioux Agentur wollte ihn einmal in sehr feinen Klei-

dern in St. Paul angetroffen haben. Jeden Annäherungs-Versuch wies der Mann unfreundlich ab und wenn Jemand diese Abweisung nicht beachtete und nach Ansicht Smith's zudringlich wurde, wandte dieser dem Annäherungs-Lustigen schroff den Rücken, ohne ihn einer weiteren Antwort zu würdigen. Im Uebrigen war er im Verkehr höflich und zahlte den Farmern für das, was er kaufte, stets ohne zu handeln den geforderten Preis.

Es waren über Smith die abenteuerlichsten Gerüchte im Umlauf.

Die Einen erblickten in ihm einen reichen englischen Aristokraten, der durch unglückliche Liebe in die Einsamkeit getrieben wurde. Andere versicherten, er sei ein ehemaliger Sklavenhändler, der Gewissensbisse fühle; noch Andere vermutheten, daß er mindestens einen Mord begangen hätte und in die Wildniß gegangen sei, um sich den strafenden Händen der Gerechtigkeit zu entziehen. Etwas Bestimmtes über die Vergangenheit und die Verhältnisse John Smith's wußte aber Niemand.

Jedenfalls waren Ruf und Eigenart des Mannes nicht danach angethan, daß Werner wünschen konnte, die Bekanntschaft Smith's zu machen. Nur das schwere Unwetter trieb ihn nach der ungastlichen Blockhütte, bei der er anlangte, als die ersten dicken Regentropfen niederfielen und die Finsterniß hereinbrach.

Werner sah ein bescheidenes Gebäude vor sich auf einer Klärung, die eben groß genug war, daß die etwa von einem Sturm niedergewehten Bäume nicht auf das Haus fallen konnten, das ungefähr dreißig Fuß lang und zwanzig Fuß breit sein mochte. Aus einem

Fenster schimmerte das Licht einer Lampe. Der Einsiedler war also daheim.

Donatus klopfte kräftig an die Thür; aber nur das geheulartige Bellen eines Bluthundes ließ sich hören. Offenbar hoffte der Insasse der Hütte, daß der unliebsame Störenfried weiter ziehen würde. Dieser war aber entschlossen, sich Eingang und Schutz gegen das Unwetter zu verschaffen und er führte deshalb mit dem Kolben seines Gewehrs einige kräftige Stöße gegen die dicken eichenen Bohlen. Darauf wurden schwere Schritte hörbar, die Thür öffnete sich ein wenig und ein stämmiger Mann, der einen Revolver in der Rechten hielt, wurde sichtbar. Der in einem Hinterzimmer eingeschlossene Hund tobte wie besessen.

„Was wollen Sie?" fragte der Mann barsch.

„Ein Nachtquartier für gute Worte und wenn es sein muß, auch für Geld," entgegnete Donatus freundlich aber sehr bestimmt.

„Ich habe kein Hotel," sagte Smith kurz und wollte die Thür wieder schließen.

Aber der junge Mann war entschlossen, sich nöthigenfalls mit Gewalt Eingang zu erzwingen. Er setzte deshalb einen Fuß zwischen Thür und Schwelle und rief empört, „sind Sie denn so sehr allen Gefühls bar, daß Sie einen Mitmenschen in das Hundewetter hinaus treiben wollen, der Ihnen die allerbescheidenste Gastfreundschaft gerne vergelten wird?"

Smith schien Anfangs geneigt zu sein, gegen den Eindringling von dem Revolver Gebrauch zu machen. Dann aber besann er sich eines Besseren. Er trat zurück und sagte mit der Haltung eines Mannes von

Erziehung: „Wohlan. Treten Sie ein. Sie mögen diese Nacht hier verbringen."

„Also Gastfreundschaft verbunden mit sofortiger Kündigung auf zwölf Stunden", sagte Werner lachend, indem er in die Blockhütte trat, denn er wollte seiner Seits durch zuvorkommendes heiteres Benehmen den Menschenfeind nach Kräften zu freundlichem Entgegenkommen, oder doch zur Beobachtung der üblichen Höflichkeitsformen veranlassen.

Der Raum, in den er trat, war ziemlich umfangreich. Er nahm offenbar die Hälfte des Blockhauses ein. In der Mitte stand ein großer Heizofen mit einigen Kochlöchern. Ein Schreibtisch mit darauf befindlichen Büchergerüst, eine Art Ruhebett (Lounge), etliche Stühle und ein Eßtisch sowie ein Schrank mit Küchengeräthen und Eßgeschirr bildeten die Ausstattung. Neben dem Geschirrschrank stand noch ein Wassereimer. Das Gelaß war übrigens reinlich und gut gelüftet.

Werner warf nun einen raschen Blick auf seinen unfreiwilligen Wirth. Dieser war ein Mann von mittlerer Größe und untersetztem Körperbau. Er mochte vierzig oder fünfundvierzig Jahre alt sein. Haar und Vollbart waren dunkelblond oder braun. Werner konnte das bei dem Licht der Lampe nicht unterscheiden, eben so wenig die Farbe der Augen. Die Gesichtsbildung bot nichts Auffallendes. Ein europäischer Paß-Beamter würde geschrieben haben: „Stirn, Nase und Mund gewöhnlich." Nur die über der Nasenwurzel zusammenlaufenden Augenbrauen gaben dem Antlitz einen entschlossenen und gleichzeitig etwas düsteren Ausdruck. Der Anzug des Mannes war dunkel und

bestand aus groben Stoffen. Die hohen Stiefel waren über die Hosen gezogen..

„Legen Sie ab," sagte Smith ruhig, aber nicht mehr unfreundlich. „Die Nacht können Sie auf der Lounge verbringen." Nach diesen Worten machte der Wirth sich ohne Weiteres an die Zubereitung des Abendessens, das aus Schinken, Eiern und Brot bestand. Er setzte auch noch einen Theekessel mit Wasser auf den Ofen!

Werner entledigte sich seines Gepäcks, stellte sein Gewehr in eine Ecke und sagte dann entschuldigend: „Es ist mir gesagt worden, daß Sie Gesellschaft nicht sonderlich lieben und ich würde Sie ganz gewiß nicht heimgesucht haben, wenn das nächste Haus nicht so weit entfernt wäre. Entschuldigen Sie meine durch das Wetter veranlaßte Zudringlichkeit."

Smith nickte schweigend und fuhr fort, sich mit der Zubereitung des Abendbrotes zu beschäftigen, das er dann auf den weiß gescheuerten Eßtisch setzte. Darauf holte er eine gefüllte Rumflasche herbei, goß heißes Wasser in die Gläser und bot seinem Gaste Zucker und den Jamaica-Trank.

Werner schwärmte nicht für Punsch, um aber seinen Wirth nicht zu beleidigen, schüttete er etwas Rum in sein Glas, während Herr Smith für sich selbst eine Mischung herstellte, die zur Hälfte aus Wasser, zur Hälfte aus Rum bestand. Dann schlürfte er, ehe er dem Essen zusprach, mit sichtlichem Behagen sein Glas leer, um es sofort wieder zu füllen.

Nachdem die beiden Männer sich gesättigt hatten, leerte Smith abermals sein Glas, füllte es wieder und nöthigte den Gast, ebenfalls den Punsch auszutrinken.

„Ich bin ein Deutscher, Herr Smith," sagte Werner, „und Sie werden wohl schon gehört haben, daß wir mehr für leichtere Getränke empfänglich sind."

„Wein oder Bier habe ich nicht im Hause, aber ich kann Ihnen eine Tasse Thee bereiten."

„Danke bestens. Machen Sie sich keine weiteren Umstände. Dieses Glas guten Punsches genügt mir vollkommen."

Smith zündete sich nun eine Pfeife an und schob seinem Gaste den Tabakskasten zu. Werner dankte.

„Einige Male habe ich es versucht, einer Cigarre Geschmack abzugewinnen," sagte er; „aber es ist mir nicht gelungen, und da habe ich denn das Rauchen gleich nach den ersten Versuchen aufgegeben. Ich rieche das Kraut recht gerne; befinde mich aber ganz wohl als Nichtraucher."

„Bei so sparsamen Lebensgewohnheiten werden Sie es bald zu Wohlstand bringen," meinte Smith mit leichtem Spott, „denn man sagt, wer gern arbeitet und gern Kartoffeln ißt, wird unfehlbar ein reicher Mann."

„Bis zu solcher Anspruchslosigkeit habe ich mich noch nicht hindurchgearbeitet. Das werden Sie an dem Eifer erkannt haben, mit welchem ich Ihrem vortrefflichen Abendessen Gerechtigkeit widerfahren ließ."

Smith hatte unterdessen sein viertes Glas geleert. Er schien nunmehr in eine etwas geselligere Stimmung zu gerathen; denn er fragte, ob Werner beabsichtige, sich in der Gegend niederzulassen.

„Es gefällt mir hier außerordentlich. Die Gegend ist zwar nicht romantisch in großem Styl; aber anmuthig. Auch behagt es mir sehr, daß die Gegend noch nicht übervölkert ist. Ich liebe den Ellbogenraum und

habe deshalb immer den Aufenthalt auf dem Lande dem in der Stadt vorgezogen."

Smith nickte zustimmend und sagte: „Der amerikanische Farmer ist, wenn er genügende Geldmittel besitzt, der unabhängigste Mann auf dem Erdenrund. Das haben auch meine beiden Nachbarn gesehen, die in ihrer Art Originale sind."

„Von Wem sprechen Sie?"

„Von Herrn Wilson und von dem Baron Radloff," versetzte Smith, abermals einen tiefen Zug aus seinem Glase nehmend.

„Die beiden Namen habe ich in Neu Ulm gehört; weiß aber nichts Näheres über die Herren."

„In Neu Ulm sind Sie auch gewesen?" fragte Smith zum ersten Male lächelnd. „Ich glaube nicht, daß irgendwo außerhalb eines Irrenhauses auf einer Quadratmeile so viele Querköpfe bei einander hausen, als in Neu Ulm."

„Aehnliches habe ich schon früher gehört," sagte Werner; aber es ist mir in der That nicht aufgefallen, daß so viele Neu Ulmer einen Rappel haben. Die Leute machen einen durchaus vernünftigen Eindruck und gehen, wie mir scheint, ordentlich und fleißig ihrer Berufsarbeit nach."

„Das wohl. Die biederen Neu Ulmer sind auch, so viel mir bekannt ist, durchaus achtbare Leute, aber wenn Sie mit den Männern sprechen, oder auch nur, wie ich es einige Male gethan habe, Ihren Unterhaltungen lauschen, werden Sie finden, daß die Leutchen fast ausnahmslos Weltverbesserer sind, von denen Jeder ein Rezept besitzt, das alle Menschen unfehlbar glücklich machen würde, wenn man es nur allgemein

zur Anwendung bringen wollte. Leider sind aber alle Andern geistig zu beschränkt, um die hohe Bedeutung dieser Beglückungs-Rezepte zu erkennen. So laufen denn diese Weltweisen umher und leiden fast durch die Bank an dem Gefühl, daß man ihre reformatorischen Fähigkeiten nirgendwo gebührend würdigt."

„Sie meinen, daß Ihre Nachbarn Wilson und Radloff gescheite Männer sind, die im Berufe die richtige Wahl getroffen haben? Verkehren Sie viel mit ihnen?"

„Ich verkehre mit Niemanden," entgegnete Smith finster und fuhr dann nach einer Pause fort: „Herr Wilson kommt mir als Farmer mitunter vor, wie ein Pegasus als Ackergaul. Ich habe ihn zweimal in Neu Ulm getroffen. Er ist ein geistig sehr bedeutender Mann und hat vor Jahren in politischen Kreisen des Staates New York ganz hervorragenden Einfluß besessen. Er ist aber des politischen Lebens mit seinen Ränken und Wühlereien müde geworden und hat sich mit ausreichenden Mitteln der Landwirthschaft gewidmet. Er ist, wie gesagt wird, auf die allerdings noch sehr mäßigen Einkünfte seiner Farm eben so wenig angewiesen, wie der Baron Radloff. Dieser hat an einem kleinen deutschen Hofe nebst seiner Gemahlin, ebenfalls eine hervorragende Stellung eingenommen, wie Wilson in der Politik. Da seine Mittel aber bei dem Aufwande, den er machen mußte, zusehends zusammen schmolzen, so übersiedelte er mit seiner Familie in diese Gegend, wo er als ein sehr wohlhabender Mann gelten kann; denn unter den Blinden ist der Einäugige König. Auch ihn habe ich getroffen. Er ist ein Mann von feinen Manieren, der nicht anmaßend auftritt, der aber immerhin ein formelles Wesen zur

Schau trägt. Er kommt mir vor, als hätte er seinen Stammbaum einmal verschluckt und könnte ihn nicht wieder von sich geben."

Werner hielt es für angemessen, den Scherz seines Gastfreundes zu belächeln; zumal er sich in der That durch die Charakter-Zeichnungen Smith's unterhalten fühlte. Das Wesen des Einsiedlers hatte etwas Aehnlichkeit mit dem Brenneck's; obschon dieser so zu sagen etliche Nummern umgänglicher war als Smith und auch in seinen Urtheilen etwas nachsichtiger.

Der reichlich genossene Punsch mochte Smith vorzeitig müde gemacht haben; denn er gähnte, wünschte seinem Gaste eine gute Nacht und zog sich in den anderen Raum des Blockhauses zurück.

Werner öffnete sein Bündel, machte sich ein Kopfkissen zurecht, streckte sich auf dem Sopha aus und zog seine wollene Decke über sich. Seine Gedanken beschäftigten sich mit Smith und dem Unwetter, verwirrten sich aber bald und in Kurzem war der junge Mann eingeschlafen.

Aber seine Ruhe sollte nicht lange dauern. Alsbald erwachte er; ob durch ein tiefes Stöhnen, das mitunter in Röcheln überging und aus der benachbarten Kammer drang; oder ob durch das Gewitter, welches wieder heraufgezogen war, konnte er nicht bestimmen. Der Regen floß wieder in Strömen nieder und schlug prasselnd auf die Schindeln des Daches. Zahllose Blitze erhellten das Dunkel der Nacht und es schien, als ob der Himmel in Flammen stände. Der Donner rollte beständig, oftmals unterbrochen durch besonders starke Schläge, welche das Blockhaus erschütterten

Aber trotz des Regengeprassels und des Donnergerolles hörte Werner seinen Wirth stöhnen und röcheln. Schon wollte er aufstehen und in Smith's Schlafgemach gehen, da er fürchtete, daß dieser schwer erkrankt sei, als er deutlich Worte des Schlafenden vernahm, den offenbar ein schrecklicher Traum ängstigte. Mitunter dröhnte der Donner so gewaltig, daß er die Stimme Smith's gänzlich übertönte. Werner vernahm deshalb nur einzelne Worte und Sätze des Träumenden.

„Sie kommen! . . . Sie kommen schon wieder! . . . Da stehen die blassen mit Blut Ueberströmten! . . . Hinweg mit Euch! . . . Was wollt Ihr von mir? . . . Habe ich Euch nicht reich gemacht? . . . Undankbarer Schurke! . . . Stecke Dein Messer ein, oder! . . . Ihr wollt mich ermorden? . . . Nimm das und fahre zur Hölle! . . . Laß mich los, Megäre! . . . Ich kämpfe nicht mit Frauen! . . . Du hast mich gestochen! . . . Fort mit Dir! . .“

Dem Stöhnen und den abgerissenen Sätzen folgte ein entsetzlicher Schrei, begleitet von einem furchtbaren Donnerschlage. Werner schauderte es. Er zweifelte nicht, daß Smith's schrecklicher Traum ihm nur das in Erinnerung brachte, was der unheimliche Mann wirklich erlebt hatte und was ihm nun keine Ruhe mehr ließ. Da hörte er in dem Nebenraum ein Geräusch. Offenbar hatte der unheimliche Traum ein Ende gefunden. Der Träumer war erwacht und stand auf. Die Thüre öffnete sich. Smith erschien in dem durch Blitze fortwährend erhellten Zimmer. Werner fürchtete zwar nicht, daß sein Wirth ihn ermorden würde; aber er schloß die Augenlider doch nicht ganz und erfaßte

sein Bowie-Messer, das er Vorsichtshalber unter die Decke gelegt hatte. Smith näherte sich leise dem Lager seines Gastes und beugte sich über diesen, um zu sehen, ob Werner schlafe. Das Antlitz des geheimnißvollen Mannes war todtenbleich. Donatus erkannte das bei den zuckenden Blitzen. Er schien der Ansicht, daß der junge Mann trotz des Tobens der Elemente in festem Schlummer liege und er schlich daher in seine Kammer zurück.

Der Rest der Nacht verging ruhiger. Das Gewitter verzog sich allmälig und wenn Smith nicht schlief, so störte er doch nicht mehr durch Stöhnen oder lautes Träumen. Werner lag noch lange wach; endlich aber machte die Natur ihre Rechte geltend und der junge Mann sank in einen tiefen Schlaf, der bis in den Tag hinein dauerte. Denn die Sonne stand schon an dem jetzt wolkenlosen Himmel, als Donatus erwachte.

Smith war geräuschlos mit der Zubereitung des Frühstücks beschäftigt, das abermals aus Eiern und Schinken, sowie aus gutem Kaffee bestand.

Werner begrüßte seinen Wirth, der auf ein Waschgeschirr wies, welches auf einem Stuhle stand. Nachdem der junge Mann seine Morgentoilette beendigt und am Frühstückstisch Platz genommen hatte, fragte ihn sein unfreiwilliger Gastfreund:

„Haben Sie heute Nacht nichts von mir gehört? Ich hatte schwere Träume; glaubte mich in wilden Kampf auf Leben und Tod versetzt und als ich erwachte, hatte ich den Eindruck, als müsse ich laut gestöhnt und gesprochen haben."

„Es war mir so, als das furchtbare Gewitter mich einmal wach gemacht hatte," versetzte Werner, indem

er eine gleichgültige Miene annahm. „Ich glaube, Sie haben Ihrem ausgezeichneten Jamaica-Rum etwas zu stark zugesprochen. Sie müssen fünf oder sechs Gläser getrunken haben und eine solche Menge des starken Getränkes muß auch den stärksten Magen und das nüchternste Gehirn rebellisch machen. Hätte ich zu mir genommen, was Sie gestern Abend vertilgt haben, so hätte ich heut Nacht jedenfalls einen Kriegstanz aufgeführt und befände mich jetzt in einem Zustande, in welchem jede Haarspitze schmerzt."

„Ich habe gestern Abend nicht mehr als meine übliche Ladung eingenommen," sagte Smith, „und gewöhnlich schlafe ich danach ausgezeichnet. Gerade um die Schlaflosigkeit zu vertreiben, an welcher ich mitunter leide, trinke ich Abends stark. Ich weiß nicht, was mich heut Nacht geplagt haben mag."

Damit endigte die Unterhaltung über die nächtlichen Ereignisse und Störungen. Nachdem die beiden Männer ihr Frühstück eingenommen hatten, fragte Werner, in welcher Weise er sich für die empfangene Gastfreundschaft erkenntlich zeigen könne.

Smith schien durch diese Frage etwas verletzt zu werden; dann aber entgegnete er mit großer Ruhe: „Ich trenne mich von Ihnen mit dem Wunsche, den einst der König Heinrich der Vierte von Frankreich gegenüber dem spanischen Gesandten aussprach, der die aufständischen Pariser ermuthigt hatte. Der König sagte: „Leben Sie wohl, reisen Sie glücklich; aber kommen Sie nicht wieder."

Werner lächelte über die Art, wie Smith einen unhöflichen Abschied in eine etwas weniger verletzende Form kleidete, dankte noch einmal herzlich für die ge-

nossene Gastlichkeit und schritt dann hinaus in die herrliche Landschaft, welche nach dem Regen der letzten Nacht einen entzückenden Duft ausströmte. Er kehrte auf dem nächsten Wege nach Neu Ulm zurück.

Elfter Abschnitt.

Werner hatte sich nun am Cottonwood-Flusse und dessen Nachbarschaft genügend umgesehen und er beschloß, für seinen Wohnsitz ein Landstück zu wählen, welches an die Radloff'sche Farm grenzte und nur durch diese von dem Wilson'schen Besitz getrennt war. Das Land gehörte Brenneck, umfaßte 160 Acker und stieß an den Fluß. Der beabsichtigte Landkauf gab ihm auch Gelegenheit, den beiden Familien seinen Besuch zu machen und so eine Bekanntschaft mit Fräulein Elisabeth einzuleiten.

An dem Umherschweifen fand er ohnehin keinen Gefallen. Er war an gleichmäßige Arbeit gewöhnt und Jedermann, den er sah, lag einer regelmäßigen Thätigkeit ob. Er kam sich als ein Jäger, der nicht jagte, recht überflüssig vor. Deshalb nahm er sich vor, schon am nächsten Tage bei Wilson's und Radloff's vorzusprechen und alsdann den Landkauf abzuschließen.

Donatus langte noch bei Tage in Neu Ulm an. Um noch einige kleine Einkäufe zu machen, begab er sich nach dem Abendessen in einen Laden, erhielt und bezahlte, was er brauchte, und verweilte dann unwillkürlich; zumal der Kaufmann ihm höflich einen alten Stuhl anbot. Der Laden war etwa 25 Fuß breit, 100 Fuß tief und enthielt, allerdings in beschränkter Aus-

wahl, außer Möbeln, Fleisch und Backwaaren, fast Alles, was eine Familie mit mäßigen Ansprüchen braucht. Da waren Männer-Kleider und Stoffe zu Frauen-Anzügen, Schuhe und Stiefel für Kinder und Erwachsene beiderlei Geschlechts, Unterzeug, Messer und Gabeln, Sensen und Oefen, allerlei Geschirr, Besen, Mehl, Bürsten und alle die Waaren, welche für den Tisch des Hauses gebraucht werden, vom Salz, Pfeffer und Senf aufwärts zu Kaffee, Thee und eingemachten Früchten bis hinauf zum gesalzenen Hering, der sich ja in allen Theilen der Erde einer wohlverdienten Beliebtheit erfreut. Alle diese guten und nützlichen Dinge verbreiteten in Gemeinschaft mit dem modernen Kohlenöl einen nicht gerade unangenehmen, aber doch unbeschreiblichen und höchst eigenartigen Geruch, den man sonst nirgendwo findet. — Man sieht übrigens aus obigem Waarenverzeichniß, daß der amerikanische „Country-Store" das Vorbild für unsere „Allerweltsläden" ist.

Der glückliche Besitzer aller soeben aufgezählten Herrlichkeiten wurde allabendlich von einer Anzahl seiner Kunden besucht, die das Bedürfniß empfanden, ihre im Laufe des Tages wohl erwogenen Ansichten über die neuesten Vorkommnisse und über vieles Andere auszutauschen. Der Kaufmann stiftete für diese allabendlichen, in allen amerikanischen Landstädten üblichen Versammlungen nach Sitte und Brauch den Rauchtabak, der in einer alten Zigarren-Kiste umhergereicht wurde. Der beste Knaster war es nicht und schon aus Rücksicht auf seine Waaren, welche an jedem Abend etwas eingeräuchert wurden, hätte der Ladenbesitzer ein besseres Kraut liefern können. Aber als

sparsamer Geschäftsmann bot er wie seine Konkurrenten das Billigste, trotzdem gelegentlich herbe Kritik an dem Tabak geübt wurde.

Die Gäste saßen auf einigen Stühlen, sowie auf den Salz-, Aepfel-, Essig- und anderen Fässern umher. Die Unterhaltung war schon eine Weile im Gange. Man hatte einen Pferde-Diebstahl, den Verkauf einer Mühle und die bevorstehende Wahl besprochen, ohne sich besonders aufzuregen; da betreffs dieser wichtigen Dinge keine Meinungsverschiedenheit zu herrschen schien. Jetzt lenkte sich die Unterhaltung auf den Bürgerkrieg.

Zunächst pries man den Miliz-Oberst Pfänder, weil er als erster Leutnant in die erste Minnesota-Batterie getreten war und durch sein Beispiel eine ganze Reihe deutscher Männer veranlaßt hatte, ihm zu folgen. Dann wurde die Kriegführung im Allgemeinen besprochen und schmerzt es uns, berichten zu müssen, daß die Wortführer, welche Alles besser zu wissen schienen, als die Bundesfeldherren, im Großen und Ganzen durchaus unzufrieden waren mit der Art, wie der Präsident Abraham Lincoln, sein Kriegsminister und deren Generale den Kampf führten.

Ein Mann mit langen Beinen, hohen Stiefeln und einem schräg auf dem Kopfe sitzenden breitkrämpigen Hute war besonders unzufrieden mit der Kriegführung, welche viel zu sehr an die des Fabius Cunctator gegen den karthagischen Feldherrn Hannibal erinnere. Auf diesen geschichtlichen Vergleich war der Kritiker offenbar sehr stolz; denn er strich seinen Schnurrbart und blickte, gleichsam Beifall heischend, im Kreise umher.

Niemand widersprach ihm. Endlich fragte ein wohlgenährter Herr in einer Wolljacke: „Was würden denn Sie thun, wenn Sie den Oberbefehl hätten?“

Der Stratege lehnte sich in seinen Stuhl zurück, streckte dann die Beine gespreizt vor sich und sagte mit Nachdruck: „Ich würde 100,000 Mann Kavallerie und 50 Batterien reitende Artillerie zusammenziehen, mit dieser Macht in Virginien einfallen, Alles vor mir hertreibend und so würde ich mit kühner Rechtsschwenkung bis nach Texas hineinreiten. Das würde das Rückgrat der Rebellion mit einem Male brechen.“

Auf einem Syrupfasse saß ein kleiner dürrer Mann, der dadurch Anspruch auf eine gewisse Distinction machte, daß er einen allerdings schon stark in das Fuchsige schimmernden Zylinderhut trug. Der Mann rauchte nicht, sondern kaute nervös an einem großen hölzernen Zahnstocher. Als der Stratege in Texas angekommen war, versetzte der Mann auf dem Syrupsfasse mit schwermüthig klingender Stimme: „Sie sollten Ihre großartigen Pläne nicht hier enthüllen, sondern sie dem Präsidenten offenbaren. Vielleicht würde Herr Lincoln Ihnen dankbar sein, wenn Sie ihm zugleich mittheilen könnten, wo er die 100,000 Mann Kavallerie und die 50 reitenden Batterien hernehmen soll.“

Der Kriegsplan-Macher würdigte das kümmerliche Gewächs auf dem Syrupsfasse kaum eines Blickes; setzte aber auseinander, daß der Norden nur durch einen solchen kühnen Reiterzug den Sieg gewinnen könnte. Die meisten Anwesenden pflichteten ihm bei; aber ein älterer Mann mit einer Brille verdammte den Krieg und Alles, was damit zusammenhängt. Er sprach:

„Wenn bluttriefende Tyrannen ihre rothen Hände nach weiterem Besitze ausstrecken; wenn ehrgeizige Monarchen nach Kriegsruhm streben; wenn Staatsmänner Kabinetskriege beginnen, weil sie die Aufmerksamkeit des Volkes von inneren Schwierigkeiten ablenken wollen; so ist das begreiflich."

So weit hatte der Mann mit der Brille ganz natürlich gesprochen. Jetzt aber stieg er vom Salzfaß herab, schob die Brille in die Höhe und redete in tiefen, dumpfen Tönen:

„Was aber kann die Bürger der freiesten und größten Republik veranlassen, einander zu bekriegen? Sind wir Esel, denen zu wohl ist und die deshalb das Kriegseis betreten und dort tanzen müssen? Was sollen diese Opfer an kostbarem Bürgerblut? Wer ist dafür verantwortlich?"

Hier machte der Redner eine kurze Pause. Er schien eine Antwort zu erwarten. Da aber Niemand sprach, lieferte er die Entgegnung auf seine Frage selbst, indem er in den höchsten Tönen, die er erreichen konnte, zornig schrie: „Verantwortlich ist, wer den ersten Schuß abgefeuert hat und das haben die Sklavenhalter bei Fort Sumter gethan und deshalb müssen wir die Schurken verhauen, bis sie de- und wehmüthig um Gnade bitten."

Lauter Beifall folgte seinen Worten. Aber sehr entschieden erhob sich ein wohlbeleibter Mann mit einem gewaltigen, indeß nur schlecht gekämmten Barte und knollenhaft entwickelter, stark gerötheter Nase:

„Wilhelm, Du redest mal heut eben solches Blech wie der langbeinige Napoleon. Erst verdammst Du den Krieg und dann willst Du die Rebellen verhauen,

bis sie zu Kreuze kriechen. Ich bin auch für das Verhauen; denn Rebellion und Sklaverei müssen aufhören. Ich glaube eben nicht, daß in einer Republik, wo ein Mensch den andern nach Recht und Gesetz verkaufen darf, wahre Volksfreiheit herrschen kann. Die ist nur im communistischen Staate zu finden, wo Alles Allen gehört, wo Alle für Jeden wirken und Jeder für Alle arbeitet. Nur da ist wahre Freiheit zu finden; nur da wirkliche Gerechtigkeit. Ueberall sonst herrscht Ungerechtigkeit, Unfreiheit, Klassenwirthschaft, Ausbeutung der Kleinen durch die Großen und deshalb wird überall von Zeit zu Zeit blutiger Krieg ausbrechen und erst allgemeiner, ewiger Friede werden, wenn die auf Gütergemeinschaft begründete Republik hergestellt ist."

Der Mann mit dem dicken Bart und der rothen Nase setzte sich nieder. Auch ihm wurde Beifall zu Theil; aber auch er fand sofort entschiedenen Widerspruch.

Diesmal war es der Ladenbesitzer, welcher Einspruch erhob; vielleicht im Bewußtsein, daß er beim Uebergange zur Gütergemeinschaft schlechter fahren würde, als alle seine Kunden.

„Die Gütergemeinschaft ist auch schon dagewesen," sagte der Kaufmann. „Schon die ersten Christen haben es mit ihr versucht. Wenn sie was werth wäre, würden wir sie längst haben. Daß sie sich nirgendwo hat halten können und daß wir sie deshalb nicht haben, beweist schon, daß sie nichts taugt. Wo Gleichheit ist, da kommen die Faulen und die Vielesser immer am besten fort. Sehen wir mal zu, wenn die Straßenarbeit gemacht wird, oder bei einem Picknick, wo Jeder für 25 Cents essen kann, so viel wie er will. Ich bin dafür,

daß Jeder nach seiner Leistung bezahlt wird; der gute, fleißige Arbeiter hoch; der schlechte und faule niedrig. und ich bin dafür, daß Jeder für das bezahlt, was er ißt und verbraucht, und ich bin dagegen, daß der Fleißige für den Faulen arbeiten und der Mäßige für den Vielesser mitbezahlen soll."

Auch dieser Erguß fand Beifall.

Nun schien es, als ob sich ein allgemeines Streiten über die verschiedenen Ansprachen erheben würde. Da stand aber schnell ein junger Mann auf, dessen wohlgepflegtes, stark geöltes Haupthaar und zierlich gekräuselter Schnurrbart die Annahme rechtfertigten, daß er, wenn nicht der, so doch ein Haarkünstler des Ortes sei. Ehe einer der verschiedenen Redefertigen das Wort ergreifen konnte, sagte der junge Mann schnell: Meine Herren! So weit war es schön hier. Man hat verschiedene Ansichten gehört, welche sämmtlich zur allgemeinen Zufriedenheit vorgetragen wurden. Wenn jetzt aber die Streiterei darüber beginnen soll, wer von den Rednern das Recht auf seiner Seite hatte und wer das Unrecht, dann dauert es wieder bis Mitternacht. Man langweilt sich und wenn man alsdann noch obendrein spät nach Hause kommt, schelten die Frauen mit Recht. Da wollen wir lieber darüber berathen, ob die Wurst am rechten Ende anfängt oder am linken."

Der Stratege zog seine Uhr und sagte: „Es ist jetzt fast neun Uhr und wenn Sie jetzt dem Barbier nicht erlauben, mindestens ein halbes Dutzend Kalauer zu erzählen, die schon vor der Sintfluth im „Jerusalemer Anzeiger" gestanden haben, so kann er nicht schlafen. Ergeben wir uns also in unser Schicksal mit Würde."

Der Barbier drehte seinen Schnurrbart und sagte dann: „Wenn Sie nicht von der fixen Idee geplagt wären, Langbein, daß Sie von dem Kriegswesen mehr verstehen, als meine Kuh, dann wären Sie ein ganz verständiger, netter Mensch. Aber man muß eben die Geschöpfe nehmen und verbrauchen, wie sie aus der Hand des Schöpfers kommen und, geehrt durch die an mich ergangene Aufforderung, Ihnen einige Kinder meiner Muse und meines Witzes vorzuführen, komme ich dem allgemeinen Wunsche nach."

„Einen Augenblick noch," sagte jetzt der dicke Herr in der Wolljacke. „Ich habe nichts dagegen, wenn Sie Ihre alten Witze erzählen. Alte Bekannte sieht man mitunter ja gerne wieder und ich erkenne gerne an, daß Sie mitunter auch einmal einen neuen Scherz auftischen. Aber ich meinerseits erhebe feierliche Einsprache gegen Ihren Versuch, uns als eine Gesellschaft von Mindestbegabten hinzustellen, welche allen Ernstes glauben, daß Sie uns Kinder Ihrer Muse und Ihres Witzes-vorführen. Ausnahmsweise geschieht das ja wohl; dann ist man aber immer geneigt, diese Kinder in die nächsten Besserungsanstalten abzuliefern."

„Auch war das Ersuchen, uns alte Witze zu erzählen, weder allgemein noch dringend, sondern nur mehr eine zögernd gegebene Erlaubniß," sagte der Herr mit der Brille, welcher die Rede gegen den Krieg und für das Verhauen der Rebellen gehalten hatte.

„Die beiden Herrn Vorredner verändern sich immer mehr zu meinem Nachtheile," versetzte der Verschönerungsmann mit einer leicht abwehrenden Handbewegung, „und wenn in mir nicht die Milch der frommen Denkungsart nach der Rate von 500 Quart per Mi-

nute flösse, würde ich Ihnen heute Abend das Vergnügen entziehen, einige der neuesten und besten Witze zu hören."

Darauf zog der junge Mann ein kleines Notizbuch hervor, blätterte darin und begann:

„Ehe ich zu meinen neuesten Scherzen übergehe, muß ich Ihnen von dem merkwürdigen Erfolge berichten, welchen Herr Henrik Dahl, ein glaubwürdiger Seemann, in Aalesund in Norwegen und ein begeisterter Anhänger der Darwin'schen Entwickelungstheorie, mit der Erziehung eines Herings gemacht hat. Herrn Dahl's Streben ging hauptsächlich dahin, die Grenze festzustellen, bis zu welcher die Fähigkeit der „Arten" reicht, sich anderen Lebensbedingungen anzupassen. Zu diesem Behufe verschaffte er sich einen lebendigen Hering aus dem nächstgelegenen Flord und trug ihn in einen kleinen Kübel heim, den er mit Seewasser gefüllt hatte. Täglich goß er nun frisches Seewasser in den Kübel, verringerte aber allmählich das Maß, damit der Hering sich daran gewöhne, Luft ohne Zusatz von Wasser einzuathmen. Der Versuch gelang ihm über Erwarten schnell. Dahl schüttete eines Tages den letzten spärlichen Rest des Wassers aus. Dann nahm er den Hering aus dem Kübel und setzte ihn auf den Fußboden, wo er zuerst allerdings recht ungeschickt umherhopste. Aber nach und nach lernte das Thier sich freier und rascher fortzubewegen. Es dauerte gar nicht lange, bis alle Schwierigkeiten überwunden waren: Der Hering folgte seinem Meister wie ein Schooßhündchen und wurde sein ständiger Begleiter auf der Straße. Einige Monate später hatte Dahl über eine Brücke zu gehen. Sie war schadhaft geworden und zeigte manche

Lücke zwischen den einzelnen Bohlen. Weder Dahl noch sein getreuer Hering achteten der Gefahr. Das Thier hatte inzwischen die Gewohnheit angenommen, in die Luft zu hüpfen, was ihm besonders viel Spaß zu machen schien. Bei solchem Luftsprung kam er unglücklicher Weise nicht wieder auf das Holz, sondern gerade in eine Spalte, fiel in's Wasser durch und — ertrank."

„Sie sehen daraus, verehrte Anwesende, wie weit die Entwickelung der Arten getrieben werden kann."

„Ich finde, daß Sie unsere Liebenswürdigkeit mißbrauchen," rief der Stratege. „Miethen Sie sich ein Dutzend starker Neger, wenn Sie mit solchem heillosen Unsinn Beifall ernten, oder gar Glauben finden wollen."

„Nachdem ich Ihren Kriegsplan mit den 100,000 Kavalleristen angehört habe, ohne zu schreien oder davon zu laufen, dürften Sie wohl stille halten, wenn ich eine durch das Zeugniß eines Seemannes festgestellte Thatsache erzähle. — Ich werde jetzt vor Ihrem geistigen Auge ein prächtiges Familienbild entrollen, in welchem Poesie und Prosa in gleicher Weise zur Geltung gelangen. — Zu Herrn Steinbach in Chicago kam Herr Rosenbaum jr. und verlangte die Hand der einzigen Tochter Steinbach's ohne Mitgift. Der zärtliche Vater zögerte begreiflicher Weise und sagte endlich: „Ich kann mich von meinem Kinde nicht trennen." — „Das ist auch nicht nöthig" entgegnete Rosenbaum jr. „Wir werden als Ehegatten Ihre Kostgänger werden und Ihnen fünfzehn Dollars per Woche zahlen." — Freudig erhob sich Steinbach und rief: „Sagen Sie zwanzig und Sie sollen sie haben."

Trotzdem diese Geschichte von den Versammelten mit dumpfem Schweigen entgegengenommen wurde, war der Erzähler durchaus nicht entmuthigt, sondern fuhr unverdrossen fort:

„Ein Prominenter wird um einen Beitrag für die Shakespeare-Stiftung angesprochen und sagt: „Wer ist dieser Shakespeare, gewiß ein herunter gekommener Professor? — „Nein. Er ist schon todt." — „Also für die arme Wittwe und die Kinderchen? Nu, geben Sie Ihre Sammelliste nur her."

„Sie werden aber immer zutraulicher mit Ihren alten Scherzen," rief jetzt der Mann mit dem Zylinderhut. „Nehmen Sie gefälligst etwas mehr Rücksicht auf das geistige Kaliber der geehrten Anwesenden."

„Eine Mutter," fährt der Verschönerungsmann fort, ohne mit den Wimpern zu zucken, „tadelt ihren Willy, weil er seine Schwester geschlagen hat; worauf der Junge mit Entrüstung erklärt: „Wenn ich den vorlauten Balg nicht bestrafen darf, pfeife ich auf das ganze Familienleben."

„Ein New Yorker Kaufmann betrat eines Morgens mit so verklärtem Gesichte sein Bureau, daß sein Geschäftstheilhaber ihn fragte, woher seine gute Stimmung komme. „Mein lieber Freund," erwiderte Jener, „mein Arzt hat mir befohlen, jeden Tag zu Fuß in's Geschäft zu gehen, und infolge dessen habe ich heute Morgen drei gute Thaten verrichten können, die mich glücklich machen müssen. Bei einer der Kirchen traf ich eine arme Frau an, mit einem Baby im Arm, die heftig weinte. Ich erkundigte mich nach dem Grunde ihres Schmerzes und erfuhr, daß sie ihr Kleines habe zur Taufe bringen wollen, aber der Priester weigere

sich, die religiöse Handlung zu vollziehen, solange sie nicht einen Dollar bezahle. Ich sagte der armen Frau, ich hätte nur eine 10 Dollar-Note in der Tasche; sie könne daraus dem Priester die Gebühr entrichten; ich wollte hier auf das übrige Geld warten. Bald darauf brachte sie mir die neun Dollars mit überschwänglichem Dank zurück. Habe ich nicht Grund zufrieden zu sein? Drei gute Thaten habe ich verrichtet: Ich habe die Thränen einer armen Frau getrocknet; ich habe ihr Kind auf den zum Himmel führenden Weg gebracht, und ich habe die Münze in der Tasche für eine gefälschte Banknote, die ich losgeworden bin."

„Bei einem Verhör fragt ein Richter: „Joseph Blaustein, wo sind Sie Donnerstag von 2 bis 5 Uhr gewesen?" — Angeklagter: „Wo werd' ich gewesen sein? Beim Simon Cohn bin ich gewesen." — Richter: „Was haben Sie dort gemacht?"— Angeklagter: „Was werd' ich dort gemacht haben? Von dem Simon Cohn hab' ich mir fünf Dollar geborgt." — Richter: „Und das hat von 2 bis 5 Uhr gedauert?" — Angeklagter: „Pumpen Sie 'mal Simon Cohn an, Euer Ehren!"

Der Erzähler machte in seinem Vortrage keine Pause mehr. Offenbar erwartete er keinen Beifall, an den Mißfallens-Bezeugungen lag ihm nichts und er wollte unliebsamen Unterbrechungen möglichst vorbeugen.

Werner fand das Gebotene erträglich genug für die Gelegenheit. Er wunderte sich, daß die Zuhörer das Bemühen, sie zu unterhalten, nicht mit mindestens derselben Freundlichkeit aufnahmen, welche sie den dürftigen Rede-Ergüssen im ersten Theile des Abends

entgegengebracht hatten. Aber sie verhielten sich fast ablehnend gegen den Erzähler.

„Vor einer Reitschule geht ein Herr in stolzer Haltung auf und nieder. „Wer ist der Herr," fragte ein Reitschüler. „Das ist ein neuer Thierarzt. Gestern wurde er zu einem kranken Kanarienvogel gerufen und heut hat er in Folge dessen den Größenwahn."

„Na. Noch eine", schlug der Redner mit der Brille vor.

„Eine alte Dame erzählt ihrem kleinen Verwandten, daß der Storch seiner Mutter am Abend vorher ein Brüderchen gebracht hat. Der Knabe bestätigt den Bericht und fügt hinzu, er habe den Papa mit dem Storch sprechen hören. — „Was hat denn der Papa gesagt?" — „Adieu. Vergessen Sie Ihren Regenschirm nicht. Es regnet."

„Das genügt für heute", sagte der Mann mit dem Zylinderhute. Donatus hätte gerne den Antrag gestellt, dem freundlichen Erzähler den Dank der Versammelten für seine Vorträge auszusprechen; aber als Fremder fühlte er sich dazu nicht berechtigt. Uebrigens schien der gelockte Jüngling an die schlechte Behandlung gewöhnt, die ihm widerfahren war.

Der Kaufmann löschte eine seiner großen Lampen aus und das schien das Zeichen zur Vertagung zu sein; denn alle Versammelten erhoben sich; wobei einige es nicht unterließen, vor dem Weggehen noch einmal ihre kurzen Pfeifen zu füllen und in Brand zu setzen.

Auf dem Wege nach dem Hotel traf es sich, daß der Mann, welcher 100,000 Mann Kavallerie und 50 reitende Batterien aufbringen wollte, neben Werner schritt.

Dieser gab sein Befremden darüber kund, daß man den freundlichen Spaßmacher mit solcher Mißachtung behandle.

„Man könnte ihm vielleicht rücksichtsvoller begegnen“, meinte der Stratege; „aber dann würde er Niemanden mehr zu Worte kommen lassen.“

„Man spricht so viel über die Kostbarkeit und Uneinbringlichkeit der Zeit“, sagte Werner, „und doch sind wir oft denen dankbar, welche uns die Zeit vertreiben. Wenn Sie den Erzähler zu schlecht behandeln, wird er Ihnen am Ende untreu werden und sich einen anderen Hörerkreis suchen.“

„Diese Gefahr droht uns nicht; der Barbier hat nämlich einen Concurrenten, einen Maler, der mitunter auch Verse macht und noch dazu eine Guitarre besitzt. Wie ich höre, übt sich der Barbier jetzt auf der Maultrommel, um seinem Concurrenten aus Kalau auch auf musikalischem Gebiete gewachsen zu sein.“

„Es hat mich überrascht, in einer so kleinen Stadt so viele selbstständige Denker und unterhaltende Leute zu finden“, sagte Werner, sich von seinem Begleiter verabschiedend, recht verbindlich

Der Stratege nahm diese Aeußerung als eine theilweise ihm selbst dargebrachte und reichlich verdiente Huldigung entgegen. „Das ist schon vielen Reisenden aufgefallen und wir verdanken diesem Umstande immer wieder neue intelligente Ansiedler. Ich werde demnächst den Antrag stellen, daß wir unserer Gegend einen Beinamen geben, welcher die Bildung, Einsicht und Strebsamkeit unserer Bewohner gebührend kennzeichnet und demgemäß eine Anzeige für unsere Stadt nebst Umgebung ist.“

Werner stieg lächelnd die Treppe zu seinem Zimmer hinauf. „So ganz Unrecht hatten Brennock und Smith in ihrem Urtheile über die Neu-Ulmer nicht. Es giebt unter ihnen originelle Schrullenbrüter", dachte er, „aber wahr ist auch großentheils, was der lange Herr über die Bildung, die Einsicht und die Strebsamkeit der Leute sagte. Jedenfalls habe ich mich heute Abend besser unterhalten, als in mancher sogenannten gebildeten Gesellschaft, in welcher die Anwesenden durch ihre Aeußerungen nur bezeugten, daß sie in Bezug auf Mode, Politik, Kunst und Literatur das Neueste nicht übersehen haben; indeß nicht das kleinste eigenartige Gedänkchen zum Vorschein brachten."

Der Aufenthalt in dem „Country-Store" hatte dazu beigetragen, dem jungen Manne Neu-Ulm noch angenehmer zu machen, als es ihm bisher erschienen war.

Zwölfter Abschnitt.

Die Ansiedler am Cottonwood-Flusse waren fleißige Leute; das hatte Donatus in Neu-Ulm gehört und selbst wahr genommen. Denn als der junge Deutsche bei seinem neulichen Ausfluge an den Farmen der beiden Familien vorüber kam, hatten Wilson und sein Sohn Neuland gebrochen; Radloff und dessen Sohn einen Drahtzaun gezogen. Werner hielt es deshalb für angemessen, seine ersten Besuche am nächsten Sonntag-Nachmittage zu machen. Er miethete ein Buggy und fuhr auf der ziemlich guten Straße in möglichst schneller Gangart dahin.

An Wilson's Hause hielt er an. Es lag etwa fünfzig Schritte vom Wege in einem umzäumten Grasplatze, auf welchem sich einige Obst- und Schattenbäume sowie zwei Blumenbeete befanden. Das Gebäude war ein sogenanntes Blockhaus; d. h. aus behauenen Baumstämmen errichtet; ebenso wie der geräumige Stall, der in einiger Entfernung stand. Die Spalten zwischen den einzelnen Stämmen waren mit Lehm verstrichen und dieser mit Kalk übertüncht. Das Gebäude mochte dreißig Fuß breit und fünfzig Fuß tief sein, hatte einen aus Felssteinen gemauerten Keller und einen Bodenraum; war also für die Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt und für jene Gegend überaus stattlich. Die Umgebung der mit Schindeln gedeckten Gebäude sah ordentlich aus; nirgendwo lagen Zaunpfähle, Bretter, Handwerkszeug oder dergleichen umher; wie man das leider auf so vielen Farmen wahrnimmt. Auch der Stall, neben welchem sich ein aus Baumstämmen errichteter Schuppen und eine aus gesägten Brettern gebaute Scheune befanden, war für eine neue Ansiedlung ungewöhnlich geräumig. Eine Anzahl in der Nähe weidender Jersey-Kühe nebst dazu gehörigen Kälbern und Bull bewiesen, daß Herr Wilson sich auf die Zucht guten Rindviehs und auf die Milchwirthschaft verlegt hat.

Werner hielt vor der Thür, welche zum Grasplatze vor dem Wohnhause führte, band das Pferd an und ging dann durch die Pforte auf das Haus zu.

Zwei Jagdhunde begrüßten ihn mit lautem, aber nicht bösartigen Gebell; worauf sich alsbald die Hausthüre öffnete, in welcher der hübsche junge Mann erschien, den Werner in Neu-Ulm gesehen hatte.

„Mein Name ist Werner. Ich bin gekommen, mich Herrn Monroe Wilson vorzustellen und ihn um eine kurze Unterredung zu bitten", sagte Donatus, näher tretend.

„Mein Vater ist im Parlor; kommen Sie herein", entgegnete der junge Arthur Wilson freundlich und beide schritten durch einen kleinen Vorraum in das geräumige Vorderzimmer des Hauses.

Donatus war überrascht von der Ausstattung. Der von zwei großen Fenstern erleuchtete Raum war tapeziert, der Fußboden mit Teppichen belegt, an den Wänden standen außer einem Klavier mehrere Bücherschränke. Aber noch angenehmer, als die für eine neue Ansiedlung so reiche Ausstattung des Zimmers, war für ihn der Umstand, daß außer den übrigen Familien-Mitgliedern auch Fräulein Elisabeth anwesend war.

Das Haupt der Familie präsentirte sich als ein stattlicher Mann von fünfundvierzig bis fünfzig Jahren, mit einem glattrasirten Gesicht, klugen dunklen Augen, hoher Stirn und einem wenn auch nicht harten, so doch festen Zug um den Mund. Herr Wilson trug einen dunklen Anzug von derbem Stoffe, der indeß nach Maß gefertigt zu sein schien; eine Seltenheit bei den Männer-Anzügen in den neuen Ansiedlungen. Sein ganzes Auftreten zeigte einen Mann, der lange in Wohlstand und guter Gesellschaft gelebt hat und der zwar den äußeren Verhältnissen Zugeständnisse macht; jedoch nicht mehr, als sich mit den Gewohnheiten eines Menschen von guter Erziehung verträgt.

Außer Herrn Wilson befanden sich seine Gattin und seine beiden Töchter im Zimmer. Werner hatte nur Zeit zu erkennen, daß die drei Wilson'schen Damen an-

muthige Erscheinungen waren, die sich einfach aber modern kleideten; denn Arthur stellte ihn dem Vater mit den Worten vor:

„Pa! Herr Werner wünscht mit Dir zu sprechen.“

Herr Wilson reichte dem jungen Manne, nachdem er ihn mit einem kurzen Blick gemustert hatte, die Hand, hieß ihn willkommen und führte ihn in ein Nebenzimmer. Dieses war offenbar die Eß- und Wohnstube der Familie und eben so geräumig wie der Parlor. Zwischen den beiden Fenstern stand eine Nähmaschine, um den Ausziehtisch befanden sich mehrere Stühle; an einer Wand ein Glasschrank und ein Anrichtetisch. Die ganze Ausstattung war einfach, aber gediegen.

Wilson lud seinen Gast ein, Platz zu nehmen und fragte, womit er dienen könne.

Werner schilderte kurz seine Vergangenheit in Deutschland; sagte, daß er in den Vereinigten Staaten sein Glück versuchen wolle und am liebsten Landwirth werden würde. Er habe daheim auf dem Pastorlande von dem Knechte seines Vaters das Pflügen, Eggen, Säen und Mähen gelernt, er besitze einige Mittel und er möchte an Herrn Wilson die Frage richten, ob dieser ihm zur Ansiedlung am Cottonwood-Flusse rathe; da Herr Wilson ja selbst als gebildeter Mensch und als Landwirth sich zum Rathgeber ganz besonders eigne.

Der Amerikaner schien von dem ihm erwiesenen Vertrauen nicht gerade entzückt zu sein; aber er wurde nicht unfreundlich, sondern entgegnete bedächtig: „Da möchte ich Ihnen lieber nicht rathen, sondern Ihnen nur die thatsächlichen Verhältnisse kurz schildern. Das Land ist hier gut und billig, das Klima gesund. Die Erzeugnisse der Landwirthschaft bringen keine sehr ho-

hen Preise. Wer sich auf das Farmen legt, wird gewöhnlich je nach seiner Einsicht und seiner Ausdauer einen größeren oder kleineren Tagelohn verdienen. Mein Sohn und ich bringen es, wenn wir den Werth unserer Arbeitserzeugnisse berechnen, Jeder höchstens auf anderthalb Dollars per Tag. Das angelegte Kapital verzinst sich nur durch Vermehrung des Viehstandes und durch das Steigen des Landwerthes. So liegen die Verhältnisse hier im Allgemeinen. Versteht sich Jemand auf Pferde- oder Viehzucht und kann er bedeutende Summen in Zuchtthiere stecken, so hat er vielleicht bessere finanzielle Erfolge. Vielleicht auch nicht; wenn er Unglück mit seinen Thieren hat. Hinzufügen will ich noch, daß der Arbeitslohn nicht leicht verdient wird. Ich selbst ziehe die Landwirthschaft den Arbeiten in den großen Städten vor; theilweise deshalb, weil ich auf einer Farm groß gezogen wurde und ich befinde mich wohl dabei. Allerdings bin ich nicht allein auf die Ergebnisse meiner Arbeit als Farmer angewiesen, sondern beziehe einige Zinsen von angelegten Geldern. — Wenn Sie Freude am Landleben, Lust zur Arbeit und die Mittel haben, sich Ihr Dasein angenehm einzurichten, können Sie als Landwirth hier in Minnesota wohl ebenso gute Ergebnisse erziehen, wie anderswo."

Für diese kurze und klare Auskunft dankte Werner herzlich. Er sagte noch, daß er keine Arbeit scheue und nach Herrn Wilson's Auskunft entschlossen sei, sich just westlich von Radloff's Farm auf einem Landstück niederzulassen, welches einem Herrn Brenneck gehöre und ihm ausnehmend gefalle. Er freue sich auf das Arbeiten in Gottes freier Natur. Herrn Wilson schien die

Rede des jungen Deutschen zu gefallen; denn er sagte freundlich:

„Dann können Sie sich meiner Ansicht nach getrost hier niederlassen. So weit wir Ihnen mit nachbarlichem Rathe beistehen können, wird es geschehen.“

„Ich möchte heut noch der Familie des Herrn von Radloff kurz meine Aufwartung machen und dann sofort die nöthigen Schritte zur Erwerbung des Landes thun.“

„Bei Erledigung der rechtlichen Formalitäten werde ich Ihnen gern behülflich sein. Doch nun will ich Sie als voraussitlichen Nachbarn meinen Damen vorstellen.“

Als sie in den Parlor zurückgekehrt waren, sagte Herr Wilson: „Herr Werner hat sich in Deutschland außer Schulkenntnissen auch Handfertigkeit in der Landwirthschaft erworben und er beabsichtigt jetzt, sich in unserer Gegend anzukaufen. Meine Frau, meine Tochter Elisabeth, meine Tochter Mary und mein Sohn Arthur werden einen neuen Nachbarn gern begrüßen.“

Während dieser kurzen Vorstellung hatte Donatus Gelegenheit, die Familienmitglieder in's Auge zu fassen.

Die Frau des Hauses war gewiß über vierzig Jahre alt, aber eine immerhin noch schöne Erscheinung mit dunklem Haar, regelmäßigen Zügen, einer anmuthigen Figur und wundervollen dunkeln Augen. Sie trug sich modern, aber einfach und ihr fleißiges, geschmackvolles Walten sprach sich in der hübschen Anordnung der beiden Zimmer aus, welche Werner gesehen hatte. Die beiden Töchter, Mädchen von neunzehn und siebzehn Jahren, erschienen sozusagen als verjüngte Ausgaben ihrer Mutter.

Nachdem Werner Platz genommen hatte, entfernte sich Fräulein Mary und nach kurzer Zeit wurde die Gesellschaft zu einer Tasse Kaffee in das Speisezimmer gebeten, wobei der Hausherr bemerkte, daß die Fahrt seinem Gaste sicher den Appetit gereizt habe.

Es entwickelte sich nun eine Unterhaltung, wie man sie bei den gebildeten Familien im Westen so angenehm findet. Die Gastfreundschaft ist eine allgemein geübte Tugend und so lange der Fremde sich in den Grenzen des Anstandes und der guten Sitte hält, findet er überall freundliches Entgegenkommen. Die Steifheit, die Geheimniß- und Vornehmthuerei, welche wir in manchen Kreisen Deutschland's Fremden gegenüber wahrnehmen, finden wir im Westen der Vereinigten Staaten nirgendwo.

Frau Wilson fragte den jungen Deutschen, ob ihm der Entschluß, aus seiner Heimath auszuwandern, nicht schwer geworden sei.

Werner sagte, daß kurz nach einander seine Eltern und sein Freund, der Oberförster Grunert, gestorben wären und daß ihn jetzt nichts mehr an das Pfarrdorf gefesselt habe, in welchem er geboren wurde.

„Jedenfalls bin ich einem guten Beispiel gefolgt, als ich hierher an die Ufer des Cottonwood-Flusses zog", sagte Donatus mit einem Blick auf den Hausherrn; „denn auch Herr Wilson hat ein neues Heim hier aufgeschlagen; obschon er sich, wie man mir gesagt hat, aus einem hervorragenden und erfolgreichen Wirken auf das Land zurück zog."

„Ja, und wir Alle sind froh darüber", sagte die Hausfrau mit einem innigen Blick auf ihren Gatten;

„denn jetzt haben wir unseren Papa immer in unserer Nähe.“

Frau Wilson sagte das in deutscher Sprache und Werner war freudig überrascht, als auch die anderen Mitglieder der Familie die Unterhaltung deutsch führten. Er machte später die Entdeckung, daß die Wilson's sämmtlich des Deutschen mächtig waren und daß namentlich Frau Wilson und Elisabeth die deutsche Sprache vollständig beherrschten. Die Familie zählte zu den Amerikanern, welche das Deutsche gründlich studirt haben und unsere schwierige Muttersprache mit vieler Mühe erlernten; während leider so viele Deutsche durch Nachlässigkeit es versäumen, diesen Schatz auf ihre Kinder zu vererben; obschon sie dadurch letzteren den großen Vortheil rauben, den die Kenntniß der zweiten Landessprache Jedem sichert, welcher letztere bemeistert; von dem idealen Verlust ganz abgesehen, den Alle erleiden, welchen die Schätze des deutschen Schriftthums nicht zugänglich sind.

Donatus gab seiner freudigen Ueberraschung darüber Ausdruck, daß Frau Wilson ein so vortreffliches Deutsch sprach und sie entgegnete:

„Mein Mann und ich sind große Freunde der deutschen Literatur. Wir haben in Gemeinschaft mit zwei anderen Familien in New York deutsche Leseabende eingeführt und die Sprache Goethe's und Schiller's eifrig gepflegt. Unsere Kinder thaten dasselbe, nachdem sie unter einem tüchtigen Lehrer die ersten Schwierigkeiten des Studiums überwunden hatten. In unserem Verkehr mit Radloff's haben wir unser Deutsch sehr verbessert.“

Werner kam nunmehr auf den Gegenstand ihrer Unterhaltung über die frühere Thätigkeit des Herrn Wilson zurück, indem er sagte:

„Ich denke mir das Wirken eines vielbeschäftigten Rechtsanwaltes sehr interessant, aber auch aufreibend.“

„Das ist es“, bestätigte Wilson; „und nur selten befriedigend. Denn man kann sich leider die Fälle, welche man vertreten möchte, nicht immer aussuchen. Und noch unbefriedigender, als der Beruf eines Anwaltes ist die politische Wirksamkeit.“

„Ein erfahrener Mann sagte mir einmal, aus dem kleinlichen Kampfe der Interessen und aus der Qual der Wahl oft unbefriedigender Entschlüsse baue die Weltgeschichte sich auf.“

„Oft genug ist das der Fall und es ist häufig anwidernd, in diesem Kampfe der Selbstsucht unbetheiligt zu stehen und nur die Wahl zwischen zwei Uebeln zu haben.“

„Und doch sind es diejenigen allein, welche sich selbstlos den öffentlichen Angelegenheiten widmen, welche einen Schwung zum Bessern in das Getriebe bringen können.“

„Meist ist das eine Sisyphus-Arbeit, die bald ermüdet. Und wenn die Betheiligten dann wenigstens offen und wahr für das eintreten würden, was sie wollen, wäre die Mitwirkung noch einigermaßen erträglich. Aber die meisten Politiker huldigen dem Grundsatze, daß dem Menschen die Sprache gegeben wäre, um seine Gedanken und Absichten zu verbergen.“

„Darüber hast Du oft am bittersten geklagt, daß die meisten am politischen Leben Betheiligten unwahr und undankbar seien“, sagte Frau Wilson.

„Dankbarkeit findet man in der Politik noch seltener, als die Wahrheitsliebe. Sie hält meist nur so lange vor, wie der Betreffende weitere Gunstbeweise erwartet; es ist also bei den Leuten mehr die Erwartung von Vortheilen, als wirkliches Dankgefühl."

„Jedenfalls reift die Betheiligung an der Politik die Lebenserfahrung."

„Doch meist nur trübe Erfahrungen und sie wirkt deshalb ungünstig auf den Menschen ein."

„Kommen nicht viele neue Gedanken zu Tage?"

„Neue Gedanken? Der Rabby Ben Akiba hat gesagt, es sei Alles schon dagewesen. Wenn man glaubt, einen neuen Gedanken zu haben und man liest in den Klassikern, dann findet man häufig, daß man nur das gedacht hat, was Andere schon vorher empfanden oder ergrübelten. Deshalb beschäftigte ich mich so gern mit meinen Büchern."

„Trotz alledem und alledem hat dieses Land einen wunderbaren Aufschwung genommen."

„Das hat es", entgegnete Herr Wilson mit einem gewissen Stolze. „Es liegt das zum Theil daran, daß wir ungeheure Hilfsquellen haben; zum Theil an der Thatsache, daß unser Land von vielen der thatkräftigsten Menschen aller Völker besiedelt wurde. Denn es gehört große Willenskraft und Entschlußfähigkeit dazu, sich von den Zuständen, an die man gewöhnt ist und von der Heimath loszureißen, um in ein anderes Land zu ziehen. Wir haben das empfunden, als wir von New York nach Minnesota übersiedelten, obschon wir dabei nicht einmal unser Vaterland verließen, sondern nur von einem Theile desselben in einen andern zogen, in welchem Sprache und Sitte uns vertraut sind. Uebri-

gens ist es immerhin merkwürdig, daß unsere Volksvertretungen trotz ihrer Schwerfälligkeit so viele nützliche Entschlüsse fassen. Denn es wird um so schwerer, einen Beschluß durchzuführen, je mehr Leute dabei mitzureden haben und ich hörte einmal die Ansicht äußern, daß die Welt heut noch nicht geschaffen wäre, wenn man mit der Schöpfung eine Commission oder eine Volksvertretung beauftragt hätte."

„Wird die Zeit nicht bald kommen, in welcher wir der Einwanderung einen Damm entgegenstellen müssen, damit noch Heimstätten für das nächste amerikanische Geschlecht übrig bleiben?" fragte Arthur Wilson.

„Ehe die Bevölkerung der Vereinigten Staaten so dicht beieinander wohnt, wie die Europa's, einschließlich des noch ziemlich dünn bewohnten Rußland, kann sie sich von 31,443,371 Einwohnern, die wir nach den neuesten Berichten (1860) haben, verachtfachen", entgegnete Herr Wilson". Der Werth der Einwanderung wird von vielen Leuten unterschätzt. Es kostet viel Arbeit und Geld, einen Menschen aufzuziehen und die Hunderttausende, welche alljährlich an unseren Gestaden landen, stellen durch ihr Kommen einen großen Gewinn für die Vereinigten Staaten dar. Sie vermehren den Werth der Baustellen und des Landes überall da, wo sie sich niederlassen. Die meisten neuen Ankömmlinge sind mit unseren Einrichtungen und Zuständen nicht vertraut; viele auch nicht mit der englischen Sprache. Sie müssen deshalb meist auf der untersten Stufe amerikanischen Lebens ihre Laufbahn beginnen. Sie heben dadurch alle anderen Bewohner in höhere Berufs-Sphären und bereichern unser Land beständig. Diese gewaltigen Vortheile, welche die Ein-

wanderung uns bringt, sollte man bei ihrer Beurtheilung nicht außer Acht lassen. Würden wir die Einwanderung verhindern, so würden wir die Gans tödten, welche uns so viele goldene Eier legt."

„Es kommen aber auch Tagediebe und Verbrecher mit herüber", meinte Werner.

„Gegen deren Zurückweisung haben wir Gesetze und wer hier nicht arbeitet, sondern faullenzt oder sich auf die Verbrecher-Laufbahn verlegt, endet im Arbeitshause oder in einer Strafanstalt; vielleicht sogar am Galgen", entgegnete Herr Wilson ernst. „Unser Volk ist trotz mancher Irrthümer auf politischem Gebiete noch stets im Stande gewesen, die Aufgaben zu lösen, welche sich ihm aufdrängen. Denn das ist das Herrliche in unserer auf allgemeines Stimmrecht begründeten Republik, daß wir am Stimmkasten fast alles das beseitigen können, was wir als ein Uebel erkannt haben."

„Deshalb erklärten es Deine Freunde in New York aber für Deine Pflicht, dort zu bleiben und da für die Besserung der Zustände zu wirken, welche Dir nicht gefielen", warf Frau Wilson ein.

Ihr Gatte lächelte und entgegnete: „Von der Pflichterfüllung wird sehr viel gesprochen; aber unter „Pflicht" verstehen die Meisten nur das, was Andere thun sollen. Ich habe über zwanzig Jahre in New York gewirkt; jetzt habe ich das Feld meiner Thätigkeit hier gewählt und thue hier meine Schuldigkeit nach besten Kräften."

„Die meisten Menschen thun nur das, was ihnen vortheilhaft zu sein scheint", bemerkte Donatus altklug.

„Selbstlos für die Allgemeinheit oder für den Fortschritt der Menschheit wollen allerdings nur Wenige ar-

beiten", bestätigte Wilson. „Mein Freund O'Rourke pflegte zu sagen: „Weshalb soll ich für die Nachwelt wirken? Was hat die Nachwelt denn jemals für mich gethan?" Und wie der brave O'Rourke, denken leider nur zu Viele."

„Wir haben aber so viel von unseren Vorfahren geerbt", sagte Werner, „daß wir uns dafür dankbar erzeigen müssen, indem wir das erhaltene Erbe durch unsere Thätigkeit mehren und den Nachfahren hinterlassen. Gustav Freytag hat die Geschichte der Menschheit mit einem großen Gewebe verglichen, an welchem die Thätigkeit jedes Einzelnen eine Masche darstellt, durch welche das Ganze erweitert wird."

„Freilich. Wenn alle Geschlechter im Sinne des O'Rourke'schen Ausspruches gedacht und gehandelt hätten, würde es um unsere viel gerühmte Kultur schlecht bestellt sein. Allerdings ist dabei zu berücksichtigen, daß die meisten Erfinder und Entdecker sich nicht hinsetzten und sprachen: „Jetzt will ich einmal etwas für die Zukunft leisten"; sondern daß sie für sich und die Gegenwart arbeiteten; aber das muthet uns ja auch Niemand zu, ausschließlich für die kommenden Geschlechter zu wirken."

„Daß wir nicht nur ernten dürfen, was frühere Geschlechter gesäet haben, sondern auch für unsere Nachkommen säen sollen", sagte Donatus, „lehrt in sehr nachdrücklicher Weise die Inschrift über einer Forst-Akademie Deutschland's, deren Wälder in hundert gleich große Schläge eingetheilt sind, von denen alljährlich einer abgeholzt und neu angepflanzt wird, so daß die Bäume hundert Jahre alt werden. Die Inschrift lau-

tet: „Wir ernten, was wir nicht gesäet haben und wir säen, was wir nicht ernten werden."

„Das ist ein hübsches Motto für die ganze Menschheit", sagte Frau Wilson; „denn wir Alle haben Nutzen von der Thätigkeit derjenigen, welche vor uns über die Erde gegangen sind und von dem, was wir wirken, wird wenigstens ein Theil denen zu Gute kommen, welche nach uns leben werden."

Werner erhob sich, dankte herzlich für die freundliche Aufnahme und meinte, er müsse nun aufbrechen, falls er bei der Radloff'schen Familie noch einen Besuch machen wolle.

„Kennen Sie den Weg zu Radloff's?" fragte Arthur.

Dongtus blickte den jungen Wilson an und seine Augen streiften auch die Schwestern, bei denen er ein mühsam unterdrücktes Lächeln zu bemerken glaubte wegen der Bereitwilligkeit ihres Bruders, den „Fremdenführer" zu spielen.

„Sie würden mich sehr zu Dank verpflichten, wenn Sie mich dort einführen wollten", entgegnete er und fügte das Versprechen an Frau Wilson hinzu, daß er nicht sehr lange bleiben und demgemäß seinen Führer rechtzeitig heimbringen werde.

Das lang angezäumte Pferd hatte sich an dem Grase gütlich gethan und nachdem es noch getränkt worden war, fuhren die beiden jungen Männer in leichtem Trab westlich.

„Ihre beiden Schwestern scheinen sich über Ihre liebenswürdige Bereitwilligkeit, mir als Führer zu dienen, sehr zu freuen."

„Sie necken mich mit Fräulein Irma Radloff, die albernen Dinger", sagte Arthur ärgerlich; „aber ich werde es ihnen schon heim zahlen."

„Es war ja nur ein leichtes Lächeln", beschwichtigte Donatus. „Trösten Sie sich mit der Thatsache, daß Liebende auf dem ganzen Erdenrunde geneckt werden."

Arthur's Unwille, sein Herzensgeheimniß, das übrigens in beiden Familien allgemein bekannt war, auch dem neuen Ankömmlinge sofort verrathen zu sehen, war bald verraucht. Er lachte schon wieder und meinte, Werner werde es sehr begreiflich finden, daß man sich in Irma Radloff verlieben könne.

„Da Sie Ihre Schwestern nicht heirathen können, finde ich es erklärlich, daß Sie Neigung für eine hübsche junge Dame der Nachbarschaft fassen", meinte Donatus. „Ich würde das auch thun."

Ohne den Kopf zu wenden, warf Arthur einen kurzen Seitenblick auf seinen neuen Bekannten und nachdem sie eine Strecke weit gefahren waren, sagte er, glichsam auf die Aeußerung Werner's antwortend: „Ich werde meinen Schwestern Ihre Ansicht mittheilen und Mary erklären, daß ich nunmehr auch die häufigen Besuche des Benno von Radloff begreiflich fände. Mary ist nämlich meine jüngere Schwester und Benno erweist ihr einige Aufmerksamkeit."

Im Stillen beglückwünschte sich der junge Wilson zu der geschickten Art, in der er, wie er meinte, es Werner klar gemacht habe, daß er mit Benno Radloff Schwierigkeiten haben könnte, falls er bei einem abermaligen Besuch Fräulein Mary etwa Ritterdienste widmete. Auf Donatus hatte der Wink insofern einen angenehmen Eindruck gemacht, als er aus demselben zu

erkennen glaubte, daß Fräulein Elisabeth bisher mit „Aufmerksamkeiten" verschont wurde. Gern hätte er sich durch eine Frage Gewißheit verschafft; aber es schien ihm das vorschnell und unpassend.

So mit Gedanken an die edle Weiblichkeit beschäftigt, kamen die beiden jungen Leute bald an dem Radloff'schen Hause an.

Dreizehnter Abschnitt.

Die meisten Pioniere im Westen der Vereinigten Staaten verfügen nur über bescheidene Geldmittel. Sie behauen gemeinschaftlich die Baumstämme, aus welchen für die neuen Ansiedler ein Wohnhaus oder ein Stall errichtet werden soll, schichten die Stämme zu Wänden aufeinander, zimmern ein nothdürftiges Dach und treten alsdann den Heimweg an. Der Ansiedler hat nur eine Thür und ein Fenster zu kaufen und einzusetzen. Ist er sehr arm, dann behilft er sich mit einer schloßlosen Thür, durch welche im Sommer Luft und Licht Eingang finden und welche im Winter mit einigen Klötzen verrammelt wird, die als Tisch und Stühle dienen. In der kalten Jahreszeit verbreitet nur eine Lampe Licht in der fensterlosen Blockhütte. Aber solche Armuth trifft man nur ausnahmsweise. Gewöhnlich hat ein Blockhaus mindestens ein Glasfenster.

Der selige Diogenes hätte seine Bedürfnisse nicht mehr einschränken können, als manche jener Pioniere menschlicher Bildung und Gesittung. Mit seiner Tonne als Wohnung und mit seinem zerrissenen Mantel als einzige Kleidung hätte der Weltweise aus Si-

nope in Minnesota bei einer Kälte von 40 Grad Fahrenheit unter Null es nicht lange ausgehalten. Verhöhnten doch schon die Athener den Philosophen mit der Behauptung, daß er mit seiner Anspruchslosigkeit nur kokettire und daß aus den Löchern seines Mantels die Eitelkeit hervorluge. Am Cottonwood-Flusse hätte es der Diogenes sammt Faß und Mantel keinen Wintertag ausgehalten.

Es ist ein grimmiger Kampf um das Dasein, welchen die Hinterwäldler und die Grenzbauern auf der baumlosen Prairie führen, über welch' Letztere im Winter der kalte Wind den Schnee jagt, der sich oft in kleine Eiszapfen mit stecknadelscharfen Spitzen verwandelt zu haben scheint. Wehe Demjenigen, der in einen solchen Schnee- und Eissturm geräth.

Bei einem beständigen Vorrücken der Ansiedler gestaltet sich allerdings die Lage der Pioniere von Jahr zu Jahr angenehmer. Der Mann, welcher auf seinem Rücken einen Sack mit Mehl und sonstigen Lebensbedürfnissen zehn oder gar zwanzig Meilen weit in sein Blockhaus geschleppt hat, besitzt später Pferde und Wagen. Die Blockhütte wird längst nur als Schweinestall benützt. Der einst blutarme Grenzbauer ist ein wohlhabender Mann geworden. Er bewirthschaftet ein stattliches Landgut und wohnt in einem schönen Hause. Freilich hat er diesen Erfolg oft mit seiner Gesundheit bezahlt. Er wie auch seine gute Frau sind frühzeitig alt geworden, gehen gekrümmt einher und klagen über Steifheit der Glieder, sowie über Schmerzen in denselben. Aber die guten Alten sind stolz auf ihre Arbeit sowie auf die Ergebnisse derselben und sie freuen sich darüber, daß ihre Kinder nicht so schwer zu „schaffen"

brauchen, wie sie selbst. Denn die Elternliebe, die immerdar giebt und nur selten heischt, bleibt doch die reinste und edelste Neigung; aber die Kinder wissen oft nicht zu würdigen, was die Alten für sie gethan haben.

Das Wilson'sche Wohnhaus war schon stattlich; obschon auch aus behauenen Baumstämmen errichtet; aber noch geräumiger war das allerdings auch größere der Familie Radloff. Vierzig Fuß breit und fünfzig Fuß tief erhob es sich zwei Stockwerke hoch aus einem großen Grasplatz. Es war vorn mit einer Veranda geschmückt und in einiger Entfernung standen eine Scheune und Ställe.

Herr Radloff hatte einige besonders schöne Bäume auf dem Rasenplatze stehen lassen; aber dieselben starben ab. Denn die Bäume des Urwaldes stehen so dicht bei einander, daß Sonnenlicht die Wurzeln nicht erreicht. Diese finden deshalb an der Oberfläche die nöthige Feuchtigkeit und gehen daher nicht in die Tiefe. Sie entbehren das Wasser aber, sobald der Wald gelichtet wird und die Sonne die Feuchtigkeit auffaugt. Die Bäume haben keine Saugwurzeln in die Tiefe gesenkt und sie gehen alsbald zu Grunde.

Als das „Buggy" mit den beiden jungen Männern vor dem Hause hielt, kam aus letzterem eine ganze Anzahl junger Leute und Kinder heraus.

„Lauter junge Radloffs", sagte Arthur Wilson schnell erklärend.

Das Haupt dieser zahlreichen Nachkommenschaft sowohl in Bezug auf Alter wie auf Größe war ein junger Mann; offenbar der vorhin erwähnte Benno, welcher der kleinen Mary Wilson Aufmerksamkeiten erwies. Er war ein hübscher kräftiger Jüngling von ger-

manischem Typus und wie die zahlreichen anderen Radloffs beiderlei Geschlechts sehr einfach, aber in feste Stoffe gekleidet.

Nachdem Donatus das Pferd angebunden hatte, folgte er dem schnell voranschreitenden jungen Wilson, der sich offenbar beeilte, dem Fräulein Irma seinen Gruß darzubringen. Bei seiner Vorstellung musterte er mit einem schnellen Blick die junge Dame. Er fand zwar die Bewunderung seines Gefährten nicht so unbedingt gerechtfertigt, immerhin aber begreiflich.

Denn obschon die Figur voll entwickelt war, erschien das Gesicht mehr anmuthig und liebenswürdig als schön; besonders angenehm war der Ausdruck dann, wenn das junge Fräulein lächelte, was bei ihrem offenbar heiteren Temperamente häufig geschah. Die blauen Augen blickten, wenn sie nicht gerade die Lippen beim Lächeln unterstützten, mitunter gedankenvoll drein und das goldig schimmernde Haar kräuselte sich leicht über der Stirn wie an den Schläfen. Fräulein Irma von Radloff konnte wohl als Vertreterin des deutschen Gretchens gelten.

„Nicht gerade schön, aber hübsch, anmuthig und anscheinend von heiterem Gemüthe", dachte Donatus. „Wahrscheinlich wird eine ausgezeichnete Hausfrau aus ihr werden und der junge Wilson hat mithin eine sehr gute Wahl getroffen."

Mit diesen etwas hausbackenen Gedanken im Kopfe verbeugte sich Donatus und lieferte einige für die Gelegenheit passenden Bemerkungen. Das Fräulein begrüßte ihn und beantwortete dann einige anscheinend sehr wichtige Fragen ihres jungen Nachbars.

Werner musterte nun die übrigen jungen Radloffs, mit welchen Benno ihn bekannt gemacht. Aber obgleich sich Donatus Mühe gab, die Namen der sechs hübschen und aufgeweckten Kinder, von welchen vier Knaben waren, seinem Gedächtnisse einzuprägen, so gelang ihm das doch zu seinem Leidwesen nicht und er entsann sich mit Bestimmtheit nur, daß der älteste Knabe, der etwa 16 Jahre zählte, Curt hieß, während das kleinste ungefähr sechs Jahre alte Mädchen Eva gerufen wurde.

Benno, als der älteste der acht jungen Radloffs, übernahm die Führung und leitete die beiden jungen Männer durch ein geräumiges Vorzimmer in einen Parlor, der in seiner Ausstattung dem im Wilson'schen Hause ähnlich sah; nur daß die Bücher nicht so viel Raum an den Wänden einnahmen. Dafür schmückte neben einem Klavier eine Orgel das Zimmer und ein Blick auf den unteren Theil des Instrumentes belehrte Donatus, daß es häufig benützt worden war. Was Letzterem aber besonders auffiel, waren die vielen Gewehre verschiedener Art, die Hirschköpfe und die sonstigen Jagdtrophäen an den Wänden des Vorzimmers, sowie die Bilder einer deutschen Königsfamilie, welche die Hauptwand des sogenannten Parlors schmückten. Sie waren mit Immergrün umwunden, das ganz frisch erschien und wahrscheinlich erst in den letzten Tagen erneuert worden war. Der Baron und seine Gattin, denen Donatus sich jetzt gegenüber sah, waren ein stattliches Paar. Er ein Mann mittlerer Größe von militärischer Haltung mit wohl gepflegtem Schnurrbart; sie eine Dame, welche trotz ihrer zahlreichen Kinder immer noch schön zu nennen war und deren Gesicht durch einen Zug unendlicher Güte verklärt wurde. Aber

auch die Baronin war nicht ohne menschliche Schwächen. Trotz ihres vortrefflichen Aussehens, das allgemein auffiel und gepriesen wurde, hatte sie sich als gelegentliche Krankenpflegerin mit der Lektüre medizinischer Werke beschäftigt und es geschah häufig, daß sie die Symptome der Leiden, über welche sie gerade etwas gelesen hatte, an sich selbst zu entdecken glaubte und dann konnte sie fast böse werden, wenn eins ihrer Kinder sagte: „Aber Herzensmütterchen, Du siehst ja so prächtig und gesund aus, daß von einer ernsten Krankheit bei Dir gar nicht die Rede sein kann." Die andere Schwäche der ausgezeichneten Frau war ihre unendliche Nachsicht gegen ihre jüngeren Kinder. Wenn die lebhaften Kleinen einmal wirklich unartig wurden und der Herr Vater strafend eingriff, dann fühlte sie sich tief betrübt und warf ihrem sonst so geliebten „Alten" vorwurfsvolle Blicke zu. „Man kommt mit Liebe und Güte weiter, als mit Strenge", sagte sie dann wohl unter vier Augen zu ihrem Gatten; worauf dieser regelmäßig entgegnete: „Du weißt und die Kinder wissen, daß ich von diesen unbedingten Gehorsam verlange und daß Strafe eintritt, wo letzterer nicht sofort geübt wird." Damit erreichten dann die einzigen Zwistigkeiten, welche diese Musterehe störten, regelmäßig ihren Abschluß.

Jetzt trat Arthur Wilson mit mehr Förmlichkeit, als Donatus ihm zugetraut hatte, einen Schritt vor und sagte: „Frau Baronin, Herr Radloff, ich habe das Vergnügen, Ihnen Herrn Donatus Werner vorzustellen, welcher die Absicht hat, sich in unserer Gegend als Farmer anzukaufen. Er versteht sich nämlich auf das Pflügen, Eggen, Säen und Mähen."

Herr von Radloff erhob sich, machte eine Verbeugung und streckte dann nach amerikanischer Sitte seinem Gaste die Hand zum Willkommen entgegen. Frau von Radloff that dasselbe und nachdem Donatus die Hand der Dame geküßt hatte, ließ die Gesellschaft sich nieder. Die kleinen Radloffs, Curt eingeschlossen, begaben sich wieder in's Freie.

„Wir sind sehr erfreut durch die Aussicht, in Ihnen einen Nachbar zu gewinnen", begann der Hausherr die Unterhaltung: „doch halte ich es auf Grund unserer eigenen Erfahrungen für meine Pflicht, sie auf die Beschwerden des Ansiedler-Lebens und auch darauf aufmerksam zu machen, daß Sie Vieles entbehren dürften, an das Sie sich in einem alten dicht bevölkerten Kultur-Lande gewöhnt haben. Man vermißt das Gewohnte, das man täglich als etwas Selbstverständliches entgegennahm, erst dann, wenn man es nicht mehr genießen kann."

„Weder im Hause meiner guten Eltern, noch in der Fremde habe ich mich an das gewöhnt, was man häufig die Freuden und Genüsse dieses Lebens nennt", versetzte Donatus bescheiden. „Die tägliche Arbeit, einige Bücher und der gelegentliche Umgang mit gütigen Nachbarn werden allen meinen Lebensansprüchen genügen; um so mehr, als ich sehr an Gottes schöner Natur hänge."

„Wenn Sie vom Leben nicht mehr als das verlangen, werden Sie Ihre Ansprüche hier befriedigen können"; meinte Radloff wohlwollend. „Aber mitunter stellt sich doch das Heimweh ein und die Sehnsucht nach allem dem, was man zurückgelassen hat und das uns

häufig, wie gesagt, erst dann als sehr begehrenswerth erscheint, wenn es uns nicht mehr erreichbar ist."

„Sie sprechen da vielleicht aus Erfahrung, Herr Baron. Aber berücksichtigen Sie dabei freundlichst, daß Sie aus Kreisen hieher kamen, welchen Lebensgenüsse zugänglich sind, die ich großentheils nicht kennen lernte. Denn abgesehen von den Leibesübungen, in welchen meine liebenswürdigen Pathen mich unterwiesen, lernte ich hauptsächlich ernste Arbeit kennen, welche meine Eltern für die eigentliche Würze des Lebens hielten."

„Eine solche Erziehung ist ganz gewiß die beste für den Kampf um das Dasein", meinte Herr Radloff. „Das Unglück vieler Menschen ist ihre falsche Vorstellung vom Glück, das sie in Aeußerlichkeiten und namentlich in Genüssen aller Art suchen. Viele versinken dabei in Ueppigkeit, welche häufig die Tochter des Reichthums und die Mutter der Armuth ist."

Werner gedachte nun seiner Unterredung mit Herrn Pfaender, erzählte dieselbe und fragte Herrn Radloff, was er über die Sezessionsfrage, den Bürgerkrieg und über die Betheiligung eines eben Eingewanderten an den Kämpfen denke.

„Zu diesen Fragen kann ich keine Stellung nehmen", sagte Radloff etwas zögernd. Und nach einigem Nachdenken fuhr er offenbar mit Selbstüberwindung fort, da er über seine Verhältnisse zu einem ihm fremden Manne ungern sprechen mochte: „Wir haben, wie Sie vielleicht schon erfuhren, unser geliebtes Vaterland verlassen, weil unsere Mittel uns den Aufwand nicht gestatteten, den wir aus Rücksicht auf unsere Stellung machen mußten. Ich zögerte lange, meine Kinder aus Verhältnissen zu reißen, in welchen alte Verbin-

dungen ihnen späterhin von Nutzen sein konnten. Aber schließlich überwog die Nothwendigkeit, in eine Gegend zu übersiedeln, wo wir innerhalb der uns zur Verfügung stehenden Mitteln leben können, alle anderen Bedenken. Deshalb wanderten wir nach den Ver. Staaten aus. Ich kann es aber nicht über mich gewinnen, den Treueid zu brechen, den ich als Soldat meinem Könige geleistet habe und hier Bürger zu werden. Meine Kinder mögen handeln, wie sie wollen. Mein Verhalten kann getadelt werden. Man darf sagen, ich sei verpflichtet, ganz in das Volk aufzugehen, in welchem ich eine Lebensstellung suchte und fand. Ich kann und will und werde aber meinen Soldateneid nicht brechen. Ich habe mein Vermögen hieher gebracht. Wir Alle, so weit wir arbeitsfähig sind, entwickeln unser bestes Können, diesen Theil des Landes wirthschaftlich zu heben und das ist leider Alles, was ich thun kann, um die genossene Gastfreundschaft zu vergelten."

„Ich kann Ihre Bedenken würdigen, Herr Radloff", sagte Arthur Wilson; „obschon ich meine, daß Ihres Fahneneides bindende Kraft mit dem Ausscheiden aus dem Heere erlosch."

„Sie werden es bei meiner Auffassung erklärlich finden, Herr Werner, daß ich mich in die politischen Angelegenheiten dieses Landes nicht mischen darf, dessen Bürger ich wegen meiner Gewissens-Skrupel nicht werden kann. — Was übrigens Herrn Pfaender betrifft, so ist er ein achtbarer, bedeutender Mann und es sollte mir sehr leid thun, wenn er ein Opfer dieses Bürgerkrieges würde."

„Sie sprachen vorhin von Cultur-Errungenschaften und von den Lebensgenüssen, die man vermißt, wenn sie uns nicht mehr zugänglich sind“, sagte Werner. „Haben die Frau Baronin und Sie selbst nie das entbehrt, was Sie zurückließen? Entschuldigen Sie diese Frage, die nicht aus flacher Neugierde, sondern von achtungsvolle Theilnahme gestellt wird.“

Radloff schwieg wieder eine Zeitlang; dann entgegnete er langsam:

„Als wir noch daheim waren, da hat uns Vieles nicht gefallen. Unser einst bedeutender Familienbesitz war in Folge des Aufwandes, den unsere Stellung verursachte, durch Erbtheilungen, sowie in Folge der napoleonischen Kriege seit zweihundert Jahren beständig kleiner geworden. Durch die Gewerbe- und Handelsfreiheit waren unternehmende Leute zu großem Reichthum gelangt. Sie trieben einen Aufwand, der von Vielen nachgeahmt wurde und zu solchen Mehrausgaben Andere zwang, welche an derartigen Geldverschwendungen keinen Gefallen hatten und auch die Mittel dazu nicht besaßen. Zu diesen letzterwähnten Leuten gehörten wir. Daneben empfanden wir andere vom täglichen Leben und vom Staatsdienst unzertrennliche Unannehmlichkeiten und wir glaubten in Folge dessen, daß wir uns nach Verhältnissen nicht sonderlich zurücksehnen würden, die uns, von Kleinlichkeiten und Kleinigkeiten ganz abgesehen, mit finanziellem Ruin bedrohten.‘

„An der Furcht vor letzterem, die wir Niemandem mittheilen durften, haben wir Jahre lang schwer getragen“, seufzte Frau von Radloff, „und alle unsere Ver-

suche, auf anständige Weise unsere Finanzlage zu verbessern, schlugen regelmäßig fehl."

„Ueber die Unvermeidlichkeit der Uebersiedlung waren wir also einig. Schiller sagt: „Ernst ist der Anblick der Nothwendigkeit"; aber man darf auch sagen, daß sie in der Noth zur Stütze werden kann. An manchem langen Winterabende, wenn wir einsam hier in unserem Blockhause saßen und der Sturm um unsere neue Wohnung heulte, überkam uns das Heimweh mit der Gewalt, welche nur Jemand würdigen kann, der diesen Seelenschmerz selbst empfunden hat. Unsere Eltern, deren Häuser, unsere Jugendzeit, die Bilder unserer Freunde, die schönen Stunden, welche wir in getreuer Pflichterfüllung (meine Frau als Hofdame, ich als Offizier) und in angenehmer Gesellschaft verbracht hatten; ja selbst die Gräber unserer Vorfahren mit ihren Denksteinen; — Alles Das stieg vor unserem geistigen Auge empor und erfüllte uns mit unendlichem Sehnen nach der Heimath. Da konnte uns nur das Bewußtsein trösten, daß wir gethan hatten, was wir thun mußten und daß wir nunmehr vereint in gesicherten Zuständen leben dürfen."

„Bisher habe ich zwar der Heimath oft in Liebe gedacht; aber das wilde Heimweh noch nicht empfunden, von dem ich so oft gehört und gelesen habe", entgegnete Werner.

„Auch unsere Kinder sind davon nicht schwer ergriffen worden", fuhr Radloff fort. „Es scheint mir nach allen meinen Wahrnehmnugen, als ob jüngere Leute trotz ihrer größeren Empfindsamkeit weniger von diesem Seelenschmerz heimgesucht werden, als ältere. Ja ich meine, daß Menschen, welche das fünfundzwanzigste

Lebensjahr überschritten haben, nicht mehr in ein anderes Land übersiedeln sollten, wenn sie es vermeiden können. Sie werden sich in die neuen Verhältnisse nicht mehr recht einleben. Es ergeht dem Menschen im reiferen Alter wie einem großen Baume, der auch die Verpflanzung schwerer erträgt, als ein junger Stamm. Bei einer Uebersiedlung von Menschen in vorgerückten Jahren gewinnt Niemand. Die Auswanderer fühlen sich in der neuen Heimath nicht glücklich und sie werden letztere nie so von Herzen lieb gewinnen, wie sie sollten."

„Trotzdem Sie hier weder Bürger werden wollen, noch sich Ihrer Versicherung zufolge ganz glücklich fühlen können, hat doch dieses Land meiner unmaßgeblichen Ansicht nach Grund, mit Ihrer Uebersiedlung sehr zufrieden zu sein", meinte Donatus. „Es hat eine Anzahl Einwohner von guter Erziehung und guten Vermögensverhältnissen gewonnen und wenn Sie auch aus Gewissensgründen nicht Bürger der Ver. Staaten werden wollen, so sind Sie doch ein dem Gesetz gehorsamer Bewohner, der seine Geistesgaben, die Fähigkeiten seiner Familie und sein Vermögen an die wirthschaftliche Entwicklung dieses Staates wendet und das sind Leistungen, mit welchen jedes Gemeinwesen wohl zufrieden sein kann."

„Immerhin gebe ich der neuen Heimath nicht von Herzen Alles, was ich habe und was ich leisten kann", warf Radloff ein, „aber ich glaube annehmen zu dürfen, daß meine Kinder eine Schuld, die ich dem guten Uncle Sam nicht bezahlen kann, im Laufe ihres Lebens ausgleichen werden. Denn", fuhr er mit einem glücklichen Blick aus dem Fenster auf seine Kinderschaar

fort, „meinen Mädchen und Jungen gefällt es hier ganz ausnehmend; obschon Irma melken, waschen und plätten muß und obschon den Jungen auch die allerschwerste Farmarbeit nicht erspart wird. Den Curt muß ich sogar zurückhalten, damit der Junge keine Arbeit unternimmt, die über seine Kräfte hinausgeht.“

„So wie die Ihrigen jetzt der wilden Natur fruchtbare Aecker abringen, mögen vor fünfhundert Jahren Ihre Vorfahren mit Schwert und Pflug gegen die slavischen Stämme im Osten des deutschen Reiches erobernd vorgegangen sein“, meinte Donatus.

Dieser Vergleich schien der Frau vom Hause sehr zu gefallen. Sie sagte: „Wenn unsere Verwandten daheim uns sehen könnten, wie wir hier Alle nach unseren Kräften in Haus und Wirthschaft arbeiten und wie liebenswürdig unsere Söhne ihre freie Zeit dazu benützen, Irma beim Melken und beim Waschen zu helfen, beziehungsweise ihr diese Arbeiten ganz abzunehmen; dann würden sie ihrem Staunen und wahrscheinlich ihrem Bedauern Ausdruck geben. Und ich muß gestehen, daß auch ich Anfangs unsere Kinder wegen ihres Geschickes beklagte. Jetzt denke ich anders. Wir arbeiten für uns selbst; eins für das Andere. Unsere Kinder werden dadurch unabhängig und anspruchslos, daß sie die Arbeit erlernen, welche sie ernähren kann, falls das nöthig werden sollte.“

„Ein altes Sprüchwort sagt: „Wenn Du in Rom bist, lebe wie die Römer“, sprach Donatus, der den docirenden Ton von seinem Vater geerbt hatte. „Es ist wohl am Klügsten und Zweckmäßigsten, wenn man sich den Landesgebräuchen anbequemt, falls solche nicht

schnurstracks unserem Rechts- und Sittlichkeits-Gefühle zuwider laufen."

Arthur Wilson konnte bei diesem Meinungs-Austausch ein Lächeln nicht unterdrücken und er sagte gleichzeitig erklärend und entschuldigend: „Nehmen Sie es mir nicht übel, wenn es mir etwas befremdlich erscheint, daß Sie Alle ohne Ausnahme Entschuldigungen dafür suchen, daß Sie das thun, wozu wir allem Anschein nach geschaffen sind. Denn falls die Menschen nicht arbeiten würden, müßten sie doch unzweifelhaft größtentheils verhungern. Mithin ist die Arbeit zur Erhaltung des menschlichen Geschlechtes nothwendig und wenn sie nothwendig ist, kann sie für Niemand schimpflich sein."

„Ländlich, sittlich", meinte Herr von Radloff, den Ausspruch Werner's in etwas anderer Fassung wiederholend. „Ihre Ansichten von der Arbeit, Herr Wilson, ist die im Norden und besonders im Nordwesten der Vereinigten Staaten herrschende. Im Süden denkt man darüber anders und auch bei uns daheim herrscht eine verschiedenartige Auffassung. Wir sind keine Gegner der Arbeit; wir liegen vielmehr fast ausnahmslos einer Berufsthätigkeit ob. Nur die gewöhnliche Handarbeit überlassen wir Dienstboten. — Oder meinen Sie, das Studium und die Uebung der Staats- und Kriegswissenschaften erfordern keine angestrengte Arbeit?"

Arthur Wilson gab zu, daß jede nutzbringende Thätigkeit Arbeit genannt werden müsse und daß es ein von Demagogen genährtes Vorurtheil sei, wenn man geistige Arbeit der vorzugsweise körperlichen Thätigkeit nicht mindestens gleichstelle. Aber er bestand dar-

auf, daß die Geringschätzung der sogenannten gebildeter Stände in vielen Ländern gegen die Verrichtung nothwendiger Handarbeiten und gegen diejenigen, welche aus solcher Thätigkeit einen Lebensberuf gemacht haben, einem Vorurtheile gleich kommen, das weder vor dem Herzen noch vor dem Verstande gerechtfertigt werden kann.

„Jedenfalls haben sich unsere Kinder ohne Schwierigkeiten in die hiesige Auffassung über gewisse Zweige vorzugsweise körperlicher Arbeit gefunden und meine Frau wie ich sind dessen herzlich froh“, sagte Herr Radloff. „Unter unseren Kindern herrscht ein schöner Wetteifer, sich die allgemeine Zufriedenheit zu erwerben und namentlich die meiner Frau, der sie, wie es sich für die Kinder einer so zärtlichen Mutter geziemt, jeden Wunsch an den Augen absehen.“

Frau von Radloff lud jetzt die beiden jungen Männer zum Abendessen ein: aber Donatus dankte nicht nur für sich selbst, da er noch den Weg nach Neu-Ulm zurücklegen mußte, sondern auch im Namen Arthur Wilson's, dessen rechtzeitige Ablieferung im elterlichen Hause er übernommen hatte.

Man verabschiedete sich trotz der flüchtigen Bekanntschaft recht herzlich. Als die beiden jungen Männer im „Buggy“ saßen, fragte Arthur Wilson:

„Wie hat Ihnen die Radloff'sche Familie gefallen? Sind es nicht ebenso aufrichtige wie liebenswürdige Leute?“

„Ganz gewiß“, entgegnete Donatus, „und ich schätze mich in der That glücklich, daß ich mich in einer Gegend mit solcher Nachbarschaft niederlassen kann. Was Fräulein Irma von Radloff anlangt, so erlauben Sie

mir wohl die Bemerkung, daß Sie einen hohen Gewinn, ein sogenanntes großes Loos in der Ehelotterie ziehen werden, wenn Sie diese ausgezeichnete junge Dame als Gattin heimführen."

Arthur war entzückt über dieses seiner Geliebten ertheilte Lob.

„Fräulein Irma wird eine ebenso ausgezeichnete Hausfrau werden, wie meine Schwestern", sagte Arthur Wilson stolz. „Frau von Radloff ist eine vorzügliche Köchin. Sie hat nämlich im alten Lande besonderen Unterricht in der Kochkunst genossen. Irma würde deshalb als Köchin meinen Schwestern überlegen sein; aber die Baronin hat Elisabeth und Mary in Allem unterrichtet, was sie Irma beibringt."

„Es wundert mich, daß Sie sich gar keine Hülfe halten", sagte Donatus. „Die Arbeit in Küche, Wald und Feld, im Sommer und im Winter, wird doch gewiß manchmal recht beschwerlich."

„Das ist richtig", bestätigte Arthur; „aber weibliche und männliche Arbeitskräfte sind hier sehr theuer und da wir Alles selbst thun können, was geleistet werden muß, so finden wir das in jeder Hinsicht zweckmäßiger. Mein Bruder Georg wollte es einmal mit dem Studium versuchen und mein Vater hat ihn sofort nach einem College geschickt; aber Georg sehnt sich schon wieder nach der Farm und ich glaube nicht, daß er seinen Plan, Arzt zu werden, der ihn nach dem College brachte, ausführen wird."

In diesem Augenblicke überholten sie einen langen, etwas gebückt gehenden Menschen, der nach Trapperart gekleidet und bewaffnet war. Sein Gesicht war braun, wie das eines Indianers; auch sein schwarzes dickes

Haar glich dem der Rothhäute. Er grüßte, die beiden Jünglinge dankten; aber Wilson sagte mit ungewöhnlichem Nachdruck:

„Merken Sie sich den Kerl. Er ist ein Halbblut-Indianer, heißt Jacob und wenn man ihn einen Hallunken vom schmutzigsten Wasser nennt, so läßt man ihm nur Gerechtigkeit widerfahren. Dabei ist er schlüpfrig wie ein Aal; er wird deshalb „Slippery Jim" genannt und wenn unser Herrgott ihn lieber hat, als ich, so sollte er ihn heute noch aus dieser Gegend abberufen. Es wäre das kein Verlust von hohem Werthe für uns."

„Der Mensch macht in der That einen unheimlichen Eindruck. Er sieht aus, als hätte er, um die Menschheit zu schädigen, die Schweine-Cholera erfunden und ich werde ihn nicht vergessen", entgegnete Donatus.

Sie waren jetzt vor dem Wilson'schen Hause angekommen. Die jungen Männer trennten sich und Werner fuhr nach Neu-Ulm zurück; sehr zufrieden mit seinen neuen Bekanntschaften und mit der Aussicht, in der Nachbarschaft dieser ihm so sympathischen Leute eine Heimstätte zu erwerben. Nach dem Abendessen plauderte er noch ein Stündchen mit dem lustigen Barbier, ließ sich ein Dutzend alte Anekdoten erzählen und ging dann zur Ruhe.

Vierzehnter Abschnitt.

Die nächsten Tage widmete Donatus den Vorbereitungen für den Ankauf der Farm und für die Herrichtung der letzteren. Dadurch kam er öfter mit seinen künftigen Nachbarn in Berührung und er benutzte na-

türlich jede Gelegenheit, sich Fräulein Elisabeth in möglichst günstigem Lichte zu zeigen. Die an Herrn von Radloff's Besitz grenzenden 160 Acker wurden gekauft. Herr Wilson fertigte die nöthigen Papiere aus, diese wurden an Brenneck gesandt und kamen alsbald mit einem Glückwunsch des letzteren zur Ansäßigmachung zurück, dem die Versicherung beigefügt war, daß er vor Ablauf des Jahres nach Neu-Ulm kommen werde.

Werner konnte sich Glück wünschen, daß er zwei Nachbarn wie Wilson und Radloff erhalten hatte.

Herr Wilson war auf dem Lande aufgewachsen und Frau Wilson war die Tochter eines wohlhabenden Farmers. Beide verstanden daher die Landwirthschaft und ihr Rath hatte Radloff's Farmbetrieb viel genutzt, ihn auch vor manchem Schaden bewahrt. Dafür hatte Frau Radloff, deren Vater Gutsbesitzer war, die höhere Kochkunst und alles das erlernt, was man von der Herrin eines großen adeligen Haushaltes damals verlangte. Auch Herr Radloff hatte durch seine gründlichen theoretischen Kenntnisse der Landwirthschaft, namentlich in Bezug auf Düngemethoden, Fruchtwechsel und dergleichen, für den guten praktischen Rath Wilson's sich hie und da zum Vortheile des letzteren erkenntlich zeigen können. Die beiden Familien hielten gute Nachbarschaft, sie achteten der Andern Eigenart, ja sie finden an derselben schon der Abwechslung wegen Gefallen und es herrschte zwischen beiden Häusern ein eifriger Verkehr..

Beide Herren nahmen Antheil an dem jungen Manne, welcher sich ihnen so vertraulich genähert hatte. Jetzt gingen sie sammt ihren Familien mit ihm hinaus auf das Neuland, welches etwa zu einem Viertel aus Wald bestand, während Prairie und ein Stück

Flußwiese den Rest des hübschen Besitzes bildeten. Es handelte sich zunächst darum, den Platz zu finden, wo das Wohnhaus und die anderen Gebäude errichtet werden sollten.

Das war nicht schwer. Nahe dem Wege erhob sich eine kleine mit etlichen Eichen- und Ahornbäumen bestandene Anhöhe. Von hier aus konnte man den ganzen Besitz überblicken mit Ausnahme des Stückchens Wald.

„In diesem Herbste zu bauen, würde ich Ihnen nicht rathen, falls Sie Ihr eigenes Holz schlagen wollen", sagte Herr Wilson. „Die Stämme würden nicht mehr austrocknen und Sie würden immer feuchte Zimmer haben."

Herr Radloff theilte diese Ansicht und fügte hinzu: „Lassen Sie das nöthige Holz jetzt schlagen, die Rinde abschälen und dann die Stämme so legen, daß Sonne und Luft sie bis zum nächsten Sommer gründlich austrocknen können."

„Wenn es aber auch unzweckmäßig wäre, jetzt zu bauen," meinte Herr Wilson, „so sollten Sie doch Ihr Land umzäunen und so viel wie möglich umpflügen, damit Sie im Frühjahre gleich säen und pflanzen können. Das Pflügen lassen Sie am vortheilhaftesten im Akkord besorgen."

„Ich werde morgen versuchen, die nöthigen Leute zu gewinnen", erklärte Werner, der gerne sofort mit dem Baue des Hauses begonnen hätte, um in die Nähe Elisabeth Wilson's zu kommen; nun aber fürchtete, den ganzen Winter in Neu-Ulm verleben zu müssen. Er warf daher einen trüben Blick zu dem schönen Fräulein hinüber und seufzte. Er hatte sich diesen Besuch auf

seinem Lande schöner vorgestellt und Vorkehrungen zur Bewirthung seiner Gäste getroffen. An dem Platze, wo später das Haus stehen sollte, wurden einige Tischtücher ausgebreitet und dann sprach man den guten Dingen zu, welche Werner aus dem Dakota-House mitgebracht hatte. Er war bereits Fuhrwerks-Besitzer geworden, denn er hatte ein hübsches Pferd und einen leichten Wagen erstanden, um in Bezug auf seine Fahrten zwischen dem Städtchen und der Ansiedlung am Cottonwood-Flusse unabhängig zu sein. Als er Fräulein Elisabeth das Pferd vorstellte, streichelte diese dem hübschen Thiere den Kopf und lobte dessen Aussehen.

„Du hast ein Glück bei den Damen, „Tom", um das Mancher Dich beneidet", sagte Donatus, das Pferd ebenfalls streichelnd. Das Fräulein erröthete etwas.

Ehe Werner am Abend nach Neu-Ulm zurückkehrte, begab er sich nach dem Smith'schen Blockhause und auf sein Klopfen erschien der seltsame Mann wieder an der Thüre.

„Sind Sie schon wieder hier? Habe ich Sie nicht ersucht, künftighin meiner Schwelle fern zu bleiben? Was wollen Sie?"

Trotzdem Smith diese drei Fragen in sehr unfreundlichem Tone gestellt hatte, lachte Werner doch, als er antwortete: „Sie sind ja nicht so schlimm, wie Sie sich anstellen, Herr Smith. Ich habe bis jetzt Ihrem Wunsche gemäß Ihr Haus gemieden; aber ich habe jetzt Land östlich von hier gekauft, bin mithin Ihr Nachbar geworden."

„Ich wünsche keinen Nachbar", brummte Smith.

„Ich halte es doch für meine Pflicht", sprach Donatus weiter, ohne sich beirren zu lassen; „Ihnen einen Besuch zu machen und die Hoffnung auszusprechen, daß wir, wenn keinen regen Verkehr, so doch gute Nachbarschaft unterhalten werden."

„Danke für den Besuch. Leben Sie wohl", entgegnete Smith und machte Miene, die Thüre zu schließen.

„Noch eine Frage", rief Werner. „Ich gedenke hier mit vier Pferden und vier Leuten zu arbeiten. Können Sie uns auf einige Wochen für Geld und gute Worte Unterkommen gewähren? Ich weiß nicht, wohin ich mich sonst wenden könnte."

Nun röthete sich Smith's Gesicht vor Unwillen. „Ihr Landsmann, der deutsche Baron, hat viel mehr Raum als ich", sagte der unheimliche Mann entrüstet; „aber einem Baron darf man keine Einquartierung anbieten. Dazu ist man zu zartfühlend. Dagegen ist man dickfellig genug, mit einem solchen Anliegen zu einem Manne zu kommen, der Ihnen schon einmal die Thüre gewiesen hat, weil er keinen überflüssigen Raum hat und mit anderen Menschen nichts zu thun haben will."

Jetzt wurde Werner ernstlich böse, und zornig sagte er: „Man rühmt den Amerikanern mit Recht ihre Ritterlichkeit gegen Frauen nach. Jedenfalls sind Sie weder ein Amerikaner, noch haben Sie einen Funken ritterlichen Sinnes in sich. Sonst würden Sie begreifen, daß ich lieber bei einem Grobian, wie Sie es sind, um Quartier für mich und meine Leute anfragte, als zu Radloff's zu gehen, wo zwei Frauen jetzt schon für zehn Personen kochen und backen müssen. Gehen Sie in Ihr Haus und wenn Sie einen Spiegel haben, stel-

len Sie sich davor und sehen Sie sich einen Menschen an, der weder Anstandsgefühl noch Rücksicht auf mit Arbeit überbürdete Frauen kennt."

Mit diesen Worten drehte Werner dem Sonderlinge den Rücken zu und ging an sein „Buggy", in das er stieg, um dann, ohne einen Blick zurückzuwenden, davon zu fahren.

Smith machte erst ein zorniges Gesicht. Dann schloß er die Thüre und ging an seinen Ofen, indem er vor sich hinbrummte: „Recht hat der junge Kerl von seinem Standpunkt aus. Ich will aber keine Leute in meinem Hause haben; ich habe den Schlingel nicht eingeladen, sich hier anzusiedeln und zu dieser ablehnenden Haltung habe ich ein ebenso gutes Recht, wie der Gelbschnabel für seinen Wunsch, sich hier niederzulassen und mir dabei Arbeiter in das Haus zu legen." Nachdem Smith durch dieses Gerede seine Gewissens-Skrupel überwunden und sich wieder völlig in seine Menschenfeindlichkeit hinein gearbeitet hatte, befand er sich in der Gemüthsstimmung, an welche er sich gewöhnt hatte und war deshalb „beruhigt"; ebenso wie manchen Hypochondern nur dann wohl ist, wenn sie sich unwohl fühlen.

Werner fuhr indeß nach Neu-Ulm, kaufte Stacheldraht, miethete die nöthigen Arbeitkräfte und beschaffte Alles, was zum Bau einer Baracke nöthig war. In dieser sollten die Arbeiter wohnen, kochen und schlafen.

Am nächsten Morgen zog er früh mit seinen Leuten und Vorräthen nach seiner neuen Besitzung, ließ Zaunpfähle schlagen, dieselben am Ende zuspitzen und zum Zwecke größerer Haltbarkeit anbrennen und zäunte dann ein größeres Landstück ein, welches vier Pferde um-

pflügten. Als die Leute an der Arbeit waren, begab sich Werner zu Radloff und bat diesen um die Erlaubniß, während der Nacht die Pferde in seiner Scheune unterbringen zu dürfen.

Der Baron bewilligte gerne, was Donatus erbat und die Baronin machte ihm Vorwürfe darüber, daß er und seine Leute nicht ihre Gäste geworden wären; — zum mindesten hätte er selbst bei ihnen wohnen sollen. Indeß hatte der junge Mann den Eindruck, daß die Mehrarbeit, welche ein solches Abkommen für den Haushalt veranlaßt haben würde, auf die Dauer doch sehr lästig geworden wäre und er hielt es auch für zweckmäßig, bei seinen Mitarbeitern zu bleiben und zu schlafen.

Die Baracke wurde schnell zusammen gezimmert.

Donatus faßte kräftig mit zu. Nachdem der Zaun vollendet war, wurden Bäume gefällt, ihrer Aeste und Rinde entkleidet und dann so gelegt, daß Luft und Sonne die Stämme austrocknen konnten. Mehrere hundert Bäume wurden geschlagen und behauen und der junge Landwirth lernte schnell die krummstielige amerikanische Art würdigen, deren Wucht die Arbeit sehr erleichtert.

Abends besuchte er abwechselnd seine neuen Nachbarn. Smith sah er nur einmal während dieser Wochen. Der Menschenfeind ging an den Arbeitern vorüber, ohne zu grüßen, was Donatus ganz genehm war; denn nach seiner letzten Unterredung hatte er nicht das geringste Verlangen mehr, mit dem Menschen irgend welchen Umgang zu pflegen.

Mehrere Male kamen einige Mitglieder der Familien Wilson und Radloff heraus und es freute den

jungen auf seinem Eigenthum arbeitenden Ansiedler, daß Elisabeth immer bei der Gesellschaft war, wenn er aus dem Wilson'schen Hause Besuch erhielt.

In dieser Zeit hatte Donatus mit Arthur Wilson und Benno Radloff nähere Bekanntschaft gemacht und die drei jungen Männer waren auf dem besten Wege, vertraute Freunde zu werden. Werner erkannte es sehr an, wenn Arthur und Benno die von ihnen verehrten jungen Damen einen Abend im Stiche ließen, um ihm Gesellschaft zu leisten. Freilich war die Unterhaltung dann eine ziemlich eintönige; denn Benno und Arthur erzählten nur Gutes, Schönes und Edles von den Damen ihrer Herzen. Und da Werner nicht in das Loblied einstimmen durfte, war für ihn der Besuch seiner angehenden Freunde eine Heimsuchung.

Theils um etwas Abwechslung in die Unterhaltung zu bringen, theils um einen Herzenswunsch auf gut Glück steigen zu lassen, sagte Werner: „Der Gedanke, den bevorstehenden Winter in Neu-Ulm verleben zu müssen, lastet wie ein Alb auf mir. Ich könnte diese langen Monate sehr nutzbringend auf irgend einer Farm verleben, um mir noch manche Kenntnisse anzueignen, die mir fehlen und ich würde mich gerne jeder Arbeit unterziehen; aber ich zweifle sehr, ob sich irgend eine Stelle für mich finden wird."

Benno und Arthur waren zu gut erzogen, um auf eigene Verantwortung hin Einladungen zu erlassen. Sie schwiegen deshalb; aber schon bei der nächsten Mahlzeit brachten sie die Furcht Werner's vor einem Winter in Neu-Ulm, seine Sehnsucht nach Farmarbeit u. s. w. zur Sprache. Die Baronin und ihr Gatte lächelten ein wenig, Fräulein Irma that desgleichen;

aber Curt, der sich zuweilen in der Rolle des „Enfant terrible“ gefiel, sagte mit großer Bestimmtheit: „Herr Werner will gar nicht zu uns kommen; er will das Farmen bei Wilson's erlernen.“

Unglücklicher Weise fragte ihn nun Benno, wie er das wisse; worauf Curt wiederum sehr bestimmt erklärte: „Weil junge Männer immer dahin gehen wollen, wo heirathsfähige junge Mädchen sind und weil zu uns schon Arthur Wilson kommt.“

Einige der kleinen Radloff's kicherten ob dieser tendenziösen Bemerkung ihres Bruders; der Baron aber sagte: „Du kommst jetzt in ein Alter Curt, wo Dir solche vorlauten Aeußerungen nicht einmal mehr als kindische Schwatzhaftigkeit ausgelegt werden können. Du solltest doch jetzt Verstand genug besitzen, um einzusehen, daß solches Gerede höchst unpassend ist.“

Bei der Familie Wilson fand die gleiche Mittheilung Arthur's eine andere Aufnahme.

„Ich kann es begreifen, daß Werner nicht gerne den Winter hindurch in dem Städtchen müßig sitzt, sondern sich lieber auf seinen Beruf noch besser vorbereiten möchte“, meinte Herr Wilson.

„Glaubst Du, daß es passend wäre, ihn zu uns einzuladen“, fragte die Hausfrau.

„Unsere Räumlichkeiten sind beschränkt. Wir könnten ihm nicht wohl einen Bodenraum anbieten“, entgegnete Herr Wilson.

„In meinem Zimmer wäre Platz genug für ein zweites Bett und ich würde mich mit Werner schon vertragen“, erklärte Arthur.

„Was meint Ihr, Kinder“, fragte Frau Wilson ihre Töchter.

„Ich halte Herrn Werner für einen gut erzogenen, fleißigen jungen Mann, der wahrscheinlich ein angenehmer Hausgenosse sein würde", entgegnete Mary.

„Und was denkst Du über eine Einladung an den jungen Mann", wandte sich Frau Wilson an ihre ältere Tochter.

„Wenn Ihr Alle nichts dagegen habt, möchte ich allein Herrn Werner nicht abweisen", antwortete Elisabeth nach einigem Bedenken etwas verlegen.

„Werner wird unser Nachbar", erklärte nun Herr Wilson. Er ist, wie Mary ganz richtig sagt, ein wohlerzogener und fleißiger junger Mann und ich glaube, daß es nicht unpassend sein würde, ihn einzuladen; wenn Du, liebe Ellen, damit einverstanden bist. Dir, als Hausfrau, steht die Entscheidung zu."

„Ich habe Herrn Werner gern", sagte Frau Wilson und fügte lächelnd hinzu: „Wenn von keiner Seite Widerspruch erhoben wird, erkläre ich, wie es in den Zeitungsberichten über Versammlungen heißt, den Antrag für angenommen."

Arthur beeilte sich, Donatus mitzutheilen, daß er den Winter im Hause seiner Eltern verleben könne, wenn er wolle. Letzterer dankte herzlich für Arthur's Vermittlung und fragte dann diplomatisch, ob auch von keiner Seite Einwendungen gegen sein Kommen erhoben wären. Daß Arthur diese Frage verneinte, machte ihn sehr glücklich.—

Nachdem die zum Bau des Hauses und eines Stalles nöthigen Bäume gefällt und behauen waren und genug Neuland gepflügt worden, entließ Werner die Arbeiter, kaufte ein Bett nebst Zubehör und übersiedelte zu Wilson's.

Er dankte zunächst der Hausfrau und dem Hausherrn für die ihm gewährte Gastfreundschaft und sagte: „Ich werde mich nach Kräften nützlich machen und bitte Sie, mich in jeder Arbeit zu unterweisen, die Sie gethan haben wollen.“ Und Arthur bat er ganz besonders, dafür zu sorgen, daß er viele Arbeit verrichten könne und nicht als träger Hausgenosse sich selbst und seinen Gastfreunden lästig werde.

„Mein Vater und ich nehmen meiner Mutter und meinen Schwestern schwere Arbeiten ab, soweit wir das vermögen und wenn Sie uns dabei behülflich sind, werden wir das dankbar anerkennen.“

„Da können Sie ganz besonders auf mich rechnen“, versicherte Donatus eifrig. „Ich finde, daß Ihre Damen viel zu thun haben und da die Arbeiten und Kosten des Haushaltes durch meine Anwesenheit vermehrt werden, erfülle ich nur meine Pflicht, wenn ich überall zugreife, wo ich helfen kann; namentlich wenn es gilt, den Damen ihre Arbeitslast zu erleichtern. Unterweisen Sie mich nur mit Geduld in dem, was ich nicht verstehe. An gutem Willen werde ich es nicht fehlen lassen.“

Der Beginn aller Arbeiten, welche auf einer amerikanischen Farm im Norden vor Anfang des Winters verrichtet werden, wurde um einen Tag verzögert durch ein Ereigniß, welches in ländlichen Kreisen stets eine angenehme Aufregung zu erzeugen pflegt. Auch die Ansiedler am Cottonwood-Flusse erreichte eines Morgens die Ankündigung, daß Herrn Skinner's Circus in Neu-Ulm eine Vorstellung geben werde.

Die jüngeren Leute, namentlich die Radloff'schen Kinder, hegten sämmtlich den Wunsch, der Schaustel-

lung beizuwohnen und Herr Wilson sowie der Baron gaben gern die Erlaubniß dazu; denn sie gönnten der Jugend eine Abwechslung in dem alltäglichen Leben; wenn auch sie selbst gern auf den „Kunstgenuß" verzichteten.

Fünfzehnter Abschnitt.

„Der Circus" hat stets auf viele Menschen, auf Erwachsene wie auf Kinder, eine schier unwiderstehliche Anziehungskraft geübt. Die meist stattlichen Künstler, die schönen Pferde, der Glanz der äußeren Ausstattung und die rauschende Musik begeistern nicht nur die Zuschauer, sondern, wie vielfach versichert wird, auch die ausübenden Künstler. Von dem Beifalle erhalten die sogenannten Schulreiter, deren Leistungen nur Kenner zu würdigen wissen, gewöhnlich den kleinsten Antheil. Reichlich belohnt werden dagegen die wilden Reiter auf ungesattelten Pferden, die Springer (namentlich die weiblichen), die Akrobaten, die Jongleure und die Hanswürste, welche neuerdings Clowns genannt werden.

Die Unterhaltung und Beförderung so vieler Menschen und Pferde, zu welchen mitunter auch noch Menagerien kommen, kostet viel Geld und es lohnt sich deshalb für die Unternehmer nicht, kleinere Plätze aufzusuchen. Um aber auch diesen den ersehnten Genuß zu verschaffen, haben sich überall Gesellschaften gebildet, welche sich zu den großen ebenso verhalten, wie ein kleines Vergnügungs-Boot zu einem Ozean-Dampfer.

Zu den Unternehmern kleineren Stils gehörte Herr Jeremias Skinner, ein Mann mit einer vielseitigen Vergangenheit, der jetzt eine Farm, vier Schimmel, einen Ziegenbock und einen Hund besaß. Seinen vier Pferden hatte er mehrere Kunststücke beigebracht, den Ziegenbock hatte Herr William O'Brien dressirt. O'Brien, ein guter Springer und mit etwas Mutterwitz begabter Mensch, hatte in seinen besseren Jahren einem großen Circus angehört; allmähig war aber die Trunksucht in ihm so übermächtig geworden, daß er mitunter Tage lang nicht mehr nüchtern wurde und sich in keiner Stellung behaupten konnte. Schließlich hatte Herr Skinner den ganz herunter gekommenen Mann aufgefischt und ihn bei sich behalten. O'Brien war damit einverstanden, daß er scharf überwacht und am Schnapstrinken verhindert wurde. Er war eine überaus nützliche Kraft, wirkte als Stallmeister, als Erreger der nothwendigen Beifallsbezeugungen, als Ziegenbock- und Hunde-Dresseur, sowie als Clown. Seine Scherze entsprachen dem Herkommen und der Gewöhnung des Publikums. Sie bezogen sich größtentheils auf das Schnapstrinken und befriedigten die anspruchslosen Zuschauer.

Herr Skinner besaß ferner einen großartigen Leierkasten mit Posaunenzügen, allerlei sogenannte Raritäten, ein Zelt und die sonstigen Einrichtungen für einen kleinen Circus. Den Leierkasten spielte Herr Jeremias Skinner junior.

Zur „Vervollständigung seines Ensembles" war der Unternehmer auf die Familie Bertram angewiesen, welche aus dem Ehepaar, einem Mädchen von vierzehn und einem Knaben von zwölf Jahren bestand. Die

Bertrams waren französischer Abkunft und stammten aus Kanada. Obwohl keine hervorragenden Künstler, zeigten sie großartige Vielseitigkeit. Sie konnten sämmtlich reiten, ohne zu oft von den Pferden zu fallen; sie konnten turnen, springen, Degen verschlucken und jongliren. Der Vater aß zudem noch Watte, spie Feuer und zog unglaublich lange Bandrollen aus seinem Munde. Wenn seine Frau auf seinen Schultern stand und er rechts und links eines seiner Kinder, welche die Füße an seine Hüften stemmten, am Gürtel hielt, dann erntete die Familie stets reichen Beifall.

Die Seele des Ganzen war aber der alte Skinner; in seiner Art ein Original. Er spielte mit seinem Personal auf Theilung und trotzdem er bei seinen Anstrengungen, Zuschauer anzulocken, häufig den schamlosesten Humbug trieb, war er doch sonst durchaus ehrlich und zuverlässig.

Seinen Circus hatte er die „Great Western Show" getauft. Die großen Anschlag-Zettel, auf welchen stets der Name des Ortes, wo die Vorstellungen stattfinden sollten und das Datum der letzteren ausgefüllt wurden, verhieß die erstaunlichsten Genüsse. Die sieben an dem Unternehmen Betheiligten waren sämmtlich genannt; der Leierkasten-Dreher als Musik-Direktor. Man konnte aus diesen Bekanntmachungen ersehen, daß die mitwirkenden Künstler durchweg eine internationale Berühmtheit besaßen, daß die „mitwirkenden Thiere", namentlich die Pferde, Exempläre von seltener Schönheit und Kostbarkeit waren und daß das Raritäten-Kabinet die wunderbarsten Dinge enthielt. Herr Skinner hatte irgendwo einige Holzschnitte gekauft, die er den Lokalzeitungen mit seltener Liberalität zur Verfügung

stellte. Für Bekanntmachungen in den Zeitungen bezahlte er allerdings grundsätzlich nichts, dagegen erhielten die Herren Redakteure, die Herren Setzer und die Familien-Angehörigen dieser Kultur-Verbreiter unentgeltlich Eintrittskarten zu der „Great Western Show", falls sie letztere vorher angekündigt und gebührend gepriesen hatten.

Das Ankleben der Plakate besorgten überall Bekannte für Skinner; denn dieser war in den kleinen Städten des Nordwestens nicht nur „bekannt wie ein bunter Hund"; sondern er hatte auch überall Freunde, welche für ihre Dienstleistungen ebenfalls nur freien Eintritt genossen.

Man sagte Herrn Skinner nach, daß er es war, welcher zuerst ankündigte, daß er einen Bastard von einem Kaninchen und einer kleinen grünen Schlange besäße. Als dann die Neugierigen den Bastard sehen wollten, machte Herr Skinner die betrübende Mittheilung, daß das seltene Thier vor einigen Tagen gestorben sei; daß er aber noch in der glücklichen Lage wäre, das Elternpaar vorzeigen zu können.

Vor Beginn der Vorstellung saß Herr Skinner am Zelteingange und verkündete mit dröhnender Stimme die großartigen Kunstgenüsse und die nie dagewesenen Sehenswürdigkeiten, die aller derjenigen warteten, die das lächerlich geringe Eintrittsgeld entrichteten. Erwachsene zahlten nur einen viertel Dollar; Kinder gar nur zehn Cents. Reservirte Sitze kosteten allerdings 50 Cents.

Da zwei Vorstellungen (Nachmittags und Abends) gegeben wurden, betrugen die Einnahmen mitunter zwischen ein und zwei hundert Dollars; wobei die Ge-

sellschaft angesichts ihrer geringen Auslagen meist sehr gute Geschäfte machte. Nach Schluß der Vorstellung wurden das Zelt und die Einrichtung auf drei lange Wagen gepackt, den Leierkasten mußte der Ziegenbock in einem Wägelchen ziehen und die „Great WesternShow“ begab sich nach dem nächsten Städtchen. Zwei der Wagen zogen des Skinner'schen Circus Pferde, den dritten ein Gespann der Bertrams.

Da Werner in Neu-Ulm Geschäfte hatte, übernahm er es, die Eintrittskarten zu besorgen. Er traf dabei mit den Künstlern zusammen und es entspann sich eine kurze Unterredung.

Donatus fragte, ob das Umherziehen, das Aufschlagen des Circus, die zweimaligen Vorstellungen, das Abbrechen des Zeltes sammt der Sitze und das Weiterziehen bei Nacht nicht sehr beschwerlich sei.

„Das ist es wohl“, meinte Skinner, „aber das gehört zum Geschäft.“

„Sie haben, soviel ich sehe, sechs Pferde bei sich, Sie sind vier erwachsene Männer und da Sie, wie ich höre, eigene Farmen besitzen, so könnten Sie doch wohl ein bequemeres Leben führen, wenn Sie Ihre Landgüter bearbeiteten.“

Skinner schüttelte den Kopf und entgegnete: „Die Menschen sind verschieden. Was den Einen glücklich macht, verursacht dem Andern Elend. Unser Leben ist beschwerlich; aber wir möchten es mit keinem andern vertauschen. Es ist schön, von Ort zu Ort zu ziehen, der Kunst zu leben und den Beifall des Publikums zu ernten.“

„Theilen Sie, Frau Bertram, und Ihr Fräulein Tochter diese Reiselust? Würden Sie nicht lieber auf Ihrem Landgute bleiben?“ fragte Werner.

Das offenbar von Sorgen und Anstrengungen früh gealterte Gesicht der Frau röthete sich etwas, als sie sprach: „Wer nie im Circus gearbeitet hat, kennt dessen Anziehungskraft nicht. Wohl ist das Künstler-Leben anstrengend; wohl altern die Mitglieder einer Circus-Gesellschaft früher, als die meisten andern Menschen; aber doch möchte ich das an Abwechslungen und an Beifall reiche Leben mit keinem andern vertauschen. Denn wer einmal das Berauschende der Beifallsbezeugungen empfunden hat, der sehnt sich danach, wie der Opium-Esser nach seiner Labung. Wir könnten es im Winter auf unserer Farm nicht aushalten, wenn wir nicht die Aussicht hätten, im Sommer wieder hinauszuziehen und wenn wir nicht während der Wintermonate uns für die Sommervorstellungen durch tägliche Uebungen vorbereiteten.“

„Sie dürfen uns übrigens nicht für leichtfertiges Volk halten“, fiel hier Herr Skinner ein. „Wir sind zwar Künstler; aber wir können auch rechnen. Während wir mit unseren Pferden umherziehen, um die Menschheit aus dem Alltäglichen aufzurütteln und ihr Kunstgenüsse zu bieten, werden unsere Farmen von Nachbarn besorgt und wir verdienen fast immer viel mehr, als wir für die Farmarbeiten bezahlen. Nur wenn uns der elende Billy Flopper mit seiner erbärmlichen Hunde- und Affen-Show in den Weg kommt, setzen wir Geld zu. — Flopper hat nämlich fast gar keine Ausgaben. Wir sind sieben lebendige Künstler

und außer uns selbst müssen wir sechs Pferde, einen Ziegenbock und einen Hund füttern."

Werner nickte zum Zeichen, daß er den großen Kostenaufwand würdigen könne, den der Unterhalt eines so bedeutenden Kunst-Institutes verursachte.

Der entrüstete Skinner fuhr fort: „Flopper hat einen Neufundländer, vier Pudel und vier Affen. Seinen ganzen Kram fährt er in einem einspännigen Wagen davon; denn die Hunde laufen nebenher. Sein miserabler Leierkasten hat nicht einmal Posaunenzüge. Ein Zelt braucht er nicht. Er miethet eine Halle, seine Frau sitzt an der Kasse, er führt seine Köter und Affen vor und Sie können sich denken, daß eine solche elende „Show" fast gar keine Kosten hat."

Herr O'Brien sprach die Ansicht aus, daß derartige Hunde- und Affen-Komödien, welche menschlichen Künstlern die Existenz erschweren, hohe Abgaben bezahlen sollten.

„Das sollte unbedingt geschehen", sagte Herr Skinner nachdrücklich. „Aber statt den elenden Flopper tüchtig zu besteuern, laufen die Leute massenhaft in seine dummen Schaustellungen und überschütten die Köter und die Affen mit Beifallsbezeugungen, als wenn es Menschen wären."

Der Zorn der Künstler über die unwürdige Concurrenz Flopper's war so echt, daß Werner sich veranlaßt fühlte, seine Theilnahme auszudrücken. „Die Städte, welche Sie berühren, sollten einsehen, daß ein Circus, wie der Ihrige, der mit so vielen Menschen und Thieren reist, viel verzehrt und deshalb sehr ansehnliche Summen unter die Leute bringt; wogegen die

Ausgaben der Flopper'schen „Show" nicht in Betracht kommen."

Dieses national-ökonomische Argument gegen die Floppers fand natürlich den ungetheilten Beifall der Circus-Künstler; aber Skinner fügte doch hinzu: „Trotz Allem, was man gegen die erbärmliche Hunde- und Affen-Komödie sagen kann und muß, hat uns dieselbe immer das Geschäft verdorben, wenn wir mit ihr in Berührung kamen und darum gehe ich derselben sorgfältig aus dem Wege."

„Da handeln Sie weise", sagte Werner; „und Sie können sich mit der Thatsache trösten, daß selbst ein so großer Dichter wie Wolfgang von Goethe seinen Abschied als Leiter des Weimar'schen Hoftheaters nahm, weil der Herzog darauf bestand, in einem Stücke einen Hund auftreten zu lassen. Wenn ein Mann wie Goethe einem Hunde weichen mußte, ist es für Sie nicht schimpflich, fünf Hunden und vier Affen aus dem Wege zu gehen."

Dieser klassische Vergleich gefiel den Künstlern ebenfalls und tröstete sie vielleicht betreffs der Ueberlegenheit, welche die bedürfnißlosere Schaustellung Flopper's bis jetzt bewiesen hatte. Man trennte sich; denn die Künstler mußten ihr Zelt herrichten und Werner fuhr heim.

Um 2 Uhr langten dann die beiden Wagen in Neu-Ulm an, auf welchen die jungen Leute und die Kinder aus den beiden Familien Wilson und Radloff zur Stadt kamen. Man stellte die Pferde in den Ställen des „Dakota House" ein und begab sich dann nach dem freien Platze, wo das Zelt aufgeschlagen war.

Ueber demselben flatterte das Sternenbanner. Der Leierkasten ertönte. Herr Skinner verkündete mit lauter Stimme, daß die „Great Western Show" nach einer erfolgreichen Rundreise ihre Winterquartiere aufsuchen werde und daß dies die letzte Gelegenheit sei, die berühmte Künstlerschaar, die prächtigen, wohldressirten Thiere und das staunenswerthe Raritäten-Kabinet zu bewundern. Eintrittspreis lächerlich niedrig. Herr Skinner versicherte auf sein großes Ehrenwort, daß es mindestens das Doppelte werth sei, die Leistungen irgend einer Künstlerin oder eines Künstlers der Truppe zu bewundern; — von den Pferden, dem Ziegenbock, dem Hunde und dem Raritäten-Kabinet gar nicht zu reden.

Es fand sich denn auch allmälig ein ziemlich zahlreiches Publikum ein und als zu den Klängen des Leierkastens die Künstlerschaar, auf vier Pferden, gefolgt von O'Brien, mit dem Ziegenbock und dem Hunde in schönstem Aufputz in die Arena einzog, da konnten die an der Einnahme Betheiligten mit dem Besuch wohl zufrieden sein.

Nachdem die Prozession einige male durch den Ring gezogen war und so den Zuschauern Gelegenheit gegeben hatte, sich an dem Anblick sämmtlicher Mitwirkenden zu entzücken, erschien zuerst Madame Bertram zu Pferde und es gelang ihr, einige graziöse Stellungen einzunehmen, zwei Fahnen zu schwenken und einige kleine Sprünge zu machen, ohne herabzufallen. O'Brien, welcher in seinem Hanswurst-Anzuge als Stallmeister fungirte, erging sich fortwährend in Rufen der Anerkennung und als Madame Bertram die Arena verließ, gab er das Signal „zu begeistertem

Beifall", an welchem das ebenso anspruchslose wie dankbare Publikum es denn auch nicht fehlen ließ.

Nun erschien Monsieur Bertram. Er kletterte an einem Stricke nur mit den Händen zu einem hoch schwebenden Reck empor, turnte dort sehr geschickt, nahm dann seinen Sohn herauf, handhabte den kleinen Kerl derart, daß es namentlich den anwesenden Frauen und Mädchen graute und zog sich unter wohlverdientem Beifall zurück, zu welchem O'Brien als Claqueur wieder das Signal gab.

Herr Skinner trat den Platz an der Kasse jetzt an seinen Sohn ab, welcher bisher die Aufführungen mit der Leierkasten-Musik begleitet hatte und führte „das berühmte, in Freiheit dressirte Pferd Hugo" vor. Herr Skinner hatte zu diesem Zweck einen Frack angezogen, der zwar einem älteren Jahrgange angehörte, aber den meisten Anwesenden doch imponirte. In der einen Hand hatte Herr Skinner eine schöne Peitsche, in der anderen etliche Stückchen Zucker. Zögerte Hugo in der Ausführung seiner Kunststücke, so erfolgte sofortige Strafe, anderseits Belohnung.

Der Gaul ließ sich mühsam dazu bewegen, vorwärts und rückwärts zu gehen und dann etliche mal im Kreise herum zu tanzen; er brachte nach längerem Zureden ein fortgeworfenes Taschentuch herbei, sprang über eine Stange und richtete sich auf den Hinterbeinen auf. Mehr verlangte Herr Skinner nicht; aber obschon O'Brien abermals wüthend Beifall spendete, konnte er dieses Mal doch das Publikum nicht fortreißen.

Die nächste Nummer brachte Madame und Mademoiselle Bertram auf zwei nebeneinander herlaufenden Pferden. Sie nahmen graziöse Stellungen ein,

schwenkten Fähnchen, hielten gemeinsam eine aus Papierrosen bestehende Guirlande und hupsten einige male, wobei das kleine Fräulein von dem Pferde glitt. glücklicher Weise ohne sich Schaden zu thun. Wiederum gelang es dem unermüdlichen O'Brien, Beifalls-Bezeugungen hervorzurufen und befriedigt entfernte sich der weibliche Theil der Künstlerschaar aus der Arena.

An Stelle der Damen traten nun Monsieur Bertram und sein Sohn als Jongleure und Akrobaten auf. Der Monsieur stieß sich zum Entsetzen vieler Anwesenden einen Degen durch den Mund in den Leib hinab und wickelte seinen Jungen so zusammen, als ob dieser keine Knochen besäße. Auch aß er Watte, spie Feuer und zog unendliche Bandrollen aus seinem Munde.

Vom künstlerischen Standpunkte aus betrachtet waren die Leistungen Bertrams und seines Sohnes im Turnen und im Jongliren jedenfalls das beste, was die „Great Western Show“ bot und die Zuschauer erkannten das auch ohne die O'Brien'sche Anregung an. Letzterer trat nun selbst mit seinem Ziegenbocke auf. Dieser meckerte auf Anregung seines Herrn. Als er das Alter einer jungen Dame anzeigen sollte, meckerte das ungalante Thier dreißig Mal; dagegen fand es ein Taschentuch im Sande, kletterte auf ein Brett, schaukelte sich auf demselben, wurde dann ungehorsam und als O'Brien ihn bestrafen wollte, trieb der Bock seinen Herrn zur großen Freude der zahlreich vertretenen Jugend aus dem Ringe.

Damit endete der erste Theil. Donatus tröstete die ziemlich gelangweilte Gesellschaft damit, daß im zweiten Theil der Clown versuchen werde, witzig zu sein und

daß man diesen Versuch doch wohl abwarten müsse. Er theilte dann Fräulein Wilson die Unterredung mit welche er am Vormittage mit den Künstlern gehabt und daß sogar die Frau Bertram an diesem kümmerlichen Dasein Gefallen habe.

Sein Versuch, mit seiner Begleiterin eine längere Unterhaltung anzuknüpfen, wurde durch O'Brien unterbrochen, welcher die Pause ausfüllen wollte. Er erzählte zunächst, daß er schon im Alter von zwei Jahren unter Polizei-Aufsicht gestanden hätte; denn sein Vater sei Polizist gewesen. Nun erschien Herr Jeremias Skinner jr. und verbot ihm, das Publikum mit solchen Dummheiten zu belästigen.

„Haben Sie schon gehört, daß man meinen Vetter Mulligan letzte Woche todt im Walde gefunden hat und daß die Jury den Wahrspruch abgab, er sei ermordet worden?" fragte O'Brien.

„Weshalb muß denn da ein Verbrechen vorliegen? Kann er nicht Selbstmord begangen haben?"

„Nein. Neben ihm stand ein Krug Schnaps und den würde er ganz gewiß ausgetrunken haben, ehe er sich entleibt hätte."

„Vielleicht war der Whiskey schlecht?"

„Es giebt keinen schlechten Schnaps."

„Von wo kommen Sie eigentlich hieher?"

„Von Philadelphia."

„Was giebt es dort Neues?"

„Im Jahre 1776 ist dort die Unabhängigkeits-Erklärung erlassen worden; seitdem ist nichts Neues geschehen."

„Wie heißt der Fluß, an dem Neu-Ulm liegt?"

„Weiß ich nicht und interessirt mich auch nicht, da ich kein Wasser trinke."

„Was treiben Sie im Winter?"

„Nichts; wenn ich aber sehe, wie Andere bei der Arbeit in der freien Luft frieren, dann sage ich mir immer, daß etwas für die armen Leute geschehen muß."

„Und was thun Sie da?"

„Ich trinke ein Glas Punsch."

„Haben Sie gehört, daß Jefferson Davis gestorben sein soll?"

„Das nicht; aber ich weiß, daß Satanas schon eine Tonne des besten Pechs und eine Tonne des stärksten Schwefels für ihn bereit hält."

„Weshalb haben Sie letzten Winter so viele Sägespähne fahren lassen?"

„Ich füttere meine Hühner mit Maismehl und Sägespähnen, vermindere allmälig das Maismehl, bis die Hühner sich an die reinen Spähne gewöhnt haben und verdiene viel Geld mit meinem Hühnerhof. Ich finde es aber nicht vortheilhaft, die Eier ausbrüten zu lassen; denn von dem letzten Dutzend Küchel hatten fünf hölzerne Beine."

„Da Sie so gute Geschäfte machen, können Sie mir die fünf Dollar wiedergeben, welche Sie von mir vor drei Monaten auf acht Tage borgten; oder wenigstens die Zinsen darauf."

„Eigentlich ist es gegen meine Grundsätze, Interessen zu zahlen und es ist gegen mein Interesse, Darlehen zurückzuerstatten", erklärte O'Brien; „aber Sie sind mein Liebling, während ich ein Mann von Wort bin. Der Fünfdollarschein, den Sie mir borgten, und dessen Zurückerstattung ich versprach, trug die Nummer

745, 326. Sobald der Schein wieder in meine Hände geräth, bekommen Sie ihn wieder zurück. Darauf können Sie sich verlassen."

„An der Nummer des Scheines liegt mir nichts. Ich will nur mein Geld wieder haben."

„Das ist Ihr Standpunkt, aber nicht der meinige. Ihnen ist es lediglich um die Erlangung von fünf Dollars zu thun; ich aber bin ein Ehrenmann durch und durch; ein Mann von Wort, der seine Versprechungen genau so erfüllt, wie er sie gegeben hat."

Jetzt gab ein Schlag mit dem Gong das Zeichen, daß der zweite Theil der Vorstellung beginnen werde. Skinner jr. begab sich an seinen Leierkasten und O'Brien nahm seine Dienste als Stallmeister wieder auf.

Im zweiten Theile traten sämmtliche Bertrams als Akrobaten auf und der Hund machte mehrere Kunststücke. Sonst unterschied der zweite Theil sich nicht wesentlich vom ersten.

Gegen das Ende kündigte Herr Skinner an, daß man gegen Erlegung von fünf Cents sein berühmtes Raritäten-Kabinet sehen könne und O'Brien begann sofort die dort aufbewahrten Schätze zu preisen.

„Sie werden sich erinnern, daß der Admiral Noah der Sintfluth dadurch entging, daß er sich ein großes Schiff baute und in dasselbe von fast allen lebenden Thieren ein Paar setzte."

„Von allen Thieren", warf hier ein Zuschauer ein.

„Nicht von den Fischen", entgegnete O'Brien, „weil diese bekanntlich der Gefahr des Ertrinkens nicht ausgesetzt sind. — Als der Admiral Noah eben die Anker lichten wollte, drängten sich der Steuer - Einnehmer

Josaphat und der Lieutenant Hiob hinzu; aber mit zwei wohl gezielten Revolver-Schüssen streckte der Admiral die ungewünschten Eindrinlinge todt nieder und gab dann das Signal, die Anker zu lichten. — Den Revolver, mit welchem Noah die Herren Josaphat und Hiob niederschoß, finden Sie im Raritäten-Kabinet des Herrn Jeromiah Skinner. Daneben werden Sie die Depesche erblicken, mit welcher Christoph Columbus dem Könige von Spanien die Entdeckung Amerika's anzeigte; ferner eine Schachtel der berühmten egyptischen Finsterniß und ein Messer, welches in Pompeji ausgegraben wurde, an welchem Klinge und Stiel fehlen, und viele andere seltsame Dinge, die ich hier nicht aufzählen kann."

Das dankbare Publikum lachte auch über diese Scherze und Viele opferten das Fünf-Cent-Stückchen, um, da sie einmal im Circus waren, auch alle Herrlichkeiten desselben zu genießen. Unsere Gesellschaft versagte sich diesen Genuß. Man begab sich nach dem Dakota-House, trank dort Kaffee und trat alsdann die Heimfahrt an. Benno Radloff lenkte den einen Wagen und Mary Wilson hatte neben ihm Platz genommen, während Irma Radloff neben Arthur Wilson, dem Kutscher des zweiten Wagens, saß. So fand Werner neben Fräulein Elisabeth Wilson Platz. Die jüngeren Radloff's saßen hinter Benno und Mary.

Die beiden Wagen setzten sich in ziemlich schnelle Bewegung.

Sechszehnter Abschnitt.

Donatus wußte zwar, daß Elisabeth Wilson noch frei war, aber ihn quälten doch schwere Zweifel, ob sie seine Annäherungs-Versuche gern sähe. Sie behandelte ihn wie alle Anderen, freundlich, aber ihr Benehmen war alle Zeit so ruhig und sicher, daß er daraus schlechterdings keine Anzeichen für eine Herzensbewegung des Fräuleins zu seinen Gunsten folgern konnte.

Der Circus-Besuch hatte ihm bisher auch nicht die erhoffte Möglichkeit geboten, sich eingehender mit Elisabeth zu unterhalten und da er an der Möglichkeit verzweifelte, in der nächsten Zeit eine bessere Gelegenheit zu einer Unterredung zu finden, so beschloß er, die Heimfahrt zu benutzen, um dem schönen Fräulein klar zu machen, wie es in seinem Herzen aussah. Denn obgleich Donatus nie mit jungen Damen verkehrt hatte, fehlte es ihm doch nicht an Muth und an dem Selbstvertrauen, welches das schönere Geschlecht bei jedem Manne voraussetzt und auch würdigt.

Arthur und Irma waren alsbald in eine Unterhaltung vertieft und da der Wagen außerdem erhebliches Geklapper verursachte, so verlor Donatus keine kostbare Zeit.

„Im nächsten Frühjahr beabsichtige ich, wie Sie wissen, ein Haus zu bauen", hob er an, „und ich möchte Sie aus diesem Anlaß um eine große Gefälligkeit bitten."

„Was wünschen Sie?"

„Ich wünsche, daß Sie mir helfen, den Plan für die innere Einrichtung des Gebäudes zu entwerfen."

Dieses Verlangen schien Fräulein Elisabeth etwas in Verlegenheit zu setzen. Sie entgegnete: „Wegen der inneren Einrichtung Ihres Hauses werden Frau von Radloff und meine Mutter Ihnen jedenfalls bessere Rathschläge geben können, als ich."

„Es ist auch meine Absicht, die älteren Herrschaften um ihren Rath zu fragen; aber nachdem dieselben ihr Gutachten abgegeben haben, möchte ich Ihnen die letzteren vorlegen und Sie bitten, die Entscheidung zu treffen. Wir werden dann gewiß praktische Rathschläge vor uns haben; Ihre Wünsche sollen aber entscheidend sein."

Nun wurde das Fräulein ernstlich verlegen; aber mit der Klugheit und Anmuth der Evas-Tochter wich sie dem Wunsche ihres Anbeters noch einmal aus, indem sie sagte:

„Eine solche Verantwortung möchte ich doch nicht auf mich nehmen. Es könnten meine Ansichten und mein Geschmack mit denen Ihrer zukünftigen Hausfrau in Widerspruch treten."

„Das wird nie geschehen", entgegnete jetzt Werner sehr nachdrücklich und nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Verzeihen Sie mir, wenn ich, da ich nie Verkehr mit jungen Damen gehabt habe, in dem, was ich Ihnen sagen will, vielleicht von dem abweiche, was Brauch ist und zum guten Ton gehört. Ich zog auf gut Glück in die Welt hinaus. Ich ließ Niemanden zurück, der mir nahe steht. Hier in Minnesota gefiel es mir recht wohl; aber ich hätte nicht den Entschluß gefaßt, mich hier nieder zu lassen, wenn ich Sie nicht gesehen hätte."

Elisabeth machte eine unruhige Bewegung, aber Werner erfaßte ihre Hand und sagte:

„Bitte, hören Sie mich an. Ich habe schon viele schöne, gute und kluge Mädchen gesehen; aber noch mit keiner verkehrt und noch nie geliebt. Wenn ich so sagen darf, war ich daher über mich selbst erstaunt, als ich sofort, nachdem ich Sie zum ersten Male erblickt, eine Neigung empfand, die mein ganzes Herz erfüllte. Mein Schicksal ist entschieden, und ich durfte deshalb sagen, daß Ihre Ansichten nie mit denen meiner künftigen Hausfrau in Widerspruch gerathen werden. Entweder werden Sie die Herrin im neuen Hause, oder es wird überhaupt nicht gebaut werden."

Da Elisabeth schwieg, fuhr Werner fort:

„Man hat mich von Jugend auf daran gewöhnt, bescheiden und anspruchslos zu sein und ich bin daher eigentlich in Widerspruch mit mir selbst gerathen, indem ich das schönste und edelste Mädchen als Weib begehre, das ich bisher gesehen habe. Aber wenn mein Verlangen auch kühn ist, so finde ich es doch wohl erklärlich, daß zwar Jedermann Sie, Elisabeth, lieben muß, der Sie sieht, daß dagegen ich auf eine sofortige Neigung keinen Anspruch erheben darf."

Donatus schwieg. Auf Elisabeth machte diese Liebeserklärung einen eigenthümlichen Eindruck. Sie hatte es mit dem Feingefühl der Frau sofort bemerkt, daß sie Werner's Zuneigung gewonnen; aber sie fand es kühn, ja fast dreist, daß er von ihr schon nach oberflächlicher Bekanntschaft Herz und Hand begehrte.

Und doch rührte sie das Bekenntniß, daß sie nicht nur das erste Mädchen sei, welches Donatus liebte, sondern auch das erste, mit dem er bekannt wurde. Und während sie fast erzürnt über die Eile war, mit welcher er seine Liebe erklärte, wurde sie ergriffen von der Be-

scheidenheit, mit welcher er zu ihr aufblickte und es natürlich fand, daß er sie beim ersten Anblick lieben mußte; daß sie ihn aber vielleicht erst dann lieben könne, wenn sie ihn näher kennen lernte.

Es war ein so seltsames Gemisch von Muth und Bescheidenheit, von Selbstbewußtsein und schwärmerischer Verehrung für die Geliebte in diesem jungen Deutschen, daß Elisabeth's Interesse dadurch gefesselt wurde.

„Lassen Sie mich Ihr treuer Troubadour sein, Fräulein Elisabeth", fuhr Werner fort. „Sie wissen jetzt, daß ich Sie liebe, daß ich nur Sie und keine Andere als Herrin an meinen Heerd führen werde. Ich will bescheiden um sie werben, bis Sie mich genügend kennen gelernt haben, um zu entscheiden, ob Sie mein Weib werden können oder nicht. Wenn Sie glauben, daß Sie mir nie Ihr Herz schenken können, dann sagen Sie es mir. Ich werde dann morgen weiter ziehen. Wenn Sie mir aber erlauben, um Sie zu werben, wenn ich Hoffnung habe, Ihre Hand zu erringen, dann bleibe ich."

Werner hatte die Hand des jungen Mädchens wieder ergriffen. Sie entzog ihm dieselbe leise und sagte dann:

„Wir kennen einander zu kurze Zeit, als daß wir zu beurtheilen vermöchten, ob wir vereint den Gang durch das Leben wagen dürfen. Bei der hohen Meinung, welche Sie von mir hegen, werden Sie wahrscheinlich sehr enttäuscht werden, wenn Sie mich längere Zeit im alltäglichen Leben sehen, wie ich wirklich bin und eine solche Enttäuschung möchte ich nicht erleben. Es liegt kein Grund vor, weshalb wir nicht so

miteinander verkehren können, wie viele andere Leute. Wenn Ihnen ein solcher Umgang genügt, können wir ihn pflegen."

Werner schwieg. Was Elisabeth da sagte, war eigentlich sehr vernünftig; viel vernünftiger und nüchterner als er es gewünscht hatte. Und doch war ihr Bescheid kein unbedingt abweisender. Sie sagte nicht, daß sie nicht die Seinige werden könnte; sie gestattete ihm nach seiner Liebeserklärung die Fortsetzung der Bekanntschaft. Allerdings wollte sie nur einen Verkehr pflegen, wie andere Leute; aber wenn sie den Heirathsantrag weder annehmen noch ablehnen wollte, war dies am Ende die einzige Art, wie sie in eine Fortsetzung des Umganges willigen konnte. Donatus war nach diesen Erwägungen, die schnell kamen und gingen, mit dem Stand seiner Angelegenheiten nicht ganz unzufrieden; aber er beschloß doch, seine Sache noch ein wenig weiter zu fördern und er sagte deshalb:

„Sie weisen mir die Stellung an, die jeder ganz Fremde Ihnen gegenüber einnehmen darf und das ist viel weniger, als ich erwartet habe; wenn ich auch nicht hoffte, daß Sie meine Liebe erwidern, die mein ganzes Herz erfüllt und es erfüllen wird, so lange es schlägt. Aber einen Wunsch müssen Sie mir gewähren, wenn Sie mich nicht aus Ihrer Gegenwart verbannen wollen. Sie müssen über die innere Einrichtung meines Hauses entscheiden."

Elisabeth schien zu zögern und Donatus fuhr deshalb sehr eindringlich fort: „Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie die Herrin dieses Hauses werden, daß dasselbe entweder nach Ihren Wünschen oder gar nicht gebaut wird. Seien Sie nicht zu ablehnend, Fräulein Elisa-

beth. Ich füge mich Ihren Anordnungen; aber Sie dürfen mir nicht alle Hoffnung rauben."

„Wenn ich über die innere Einrichtung entscheide, so wird das von allen Leuten so aufgefaßt werden, als bestände zwischen uns eine Verlobung", wandte Elisabeth ein. „Zu solchen Gerüchten möchte ich aber keine Veranlassung geben."

„Das können wir leicht vermeiden, wenn Sie Ihre Wünsche und Ansichten nur mir mittheilen. Ich verspreche Ihnen: Es soll Niemand von mir erfahren, daß es Ihre Anordnungen sind, welche zur Ausführung kommen werden. Ich will das Haus nur so bauen, wie Sie es wünschen; oder gar nicht. Denn falls Sie mir Ihre Ansichten über die Einrichtung nicht mittheilen wollen, werde ich annehmen müssen, daß Sie mich endgültig abweisen und Ihre Abweisung nur in eine milde Form kleiden wollten."

„Sie sollten an meinen Worten nicht deuteln", sagte Elisabeth. „Ich meine, was ich sage und ich sage, was ich meine."

„Dann sollten Sie mir eine Bitte nicht abschlagen", antwortete Donatus hartnäckig.

„Ich will nicht die Verantwortung dafür übernehmen, daß Sie diese Gegend verlassen", sagte Elisabeth nun lächelnd. „Ich werde Ihnen meine Ansichten über das mitttheilen, was Sie wünschen; aber Sie dürfen den Andern nichts davon sagen."

Werner küßte die Hand des jungen Mädchens und sagte entzückt: „Ich habe es schon in dem Augenblick gewußt, da ich Sie zum ersten Mal sah, daß Sie ein Engel sind, meine schöne Elisabeth."

„Und ich fürchte, mein Verdacht, daß Sie stets Ihren Willen durchsetzen wollen, wird sich bestätigen", entgegnete Fräulein Wilson.

„Meinen Willen werde ich nur so lange geltend zu machen suchen, bis ich Ihr Herz und Ihre Hand gewonnen habe; alsdann wird Ihr Wille, ja jeder Ihrer Wünsche für mich Gesetz sein", betheuerte Werner eifrig.

„Nun wir über die Bedingungen einig geworden sind, unter welchen unser weiterer Verkehr stattfinden soll, dürfen Sie über die vorgefaßte gute Meinung, die Sie von mir hegen, nicht mehr sprechen", vermahnte das Fräulein seinen Anbeter. „Und Sie dürfen auch von Liebe und Heirath nicht reden; denn das ist gegen unsere Verabredung."

Hier widersprach Donatus auf das Lebhafteste.

„Sie, schönes Fräulein, haben allerdings erklärt, daß Sie mich in unserem künftigen Umgang wie jeden anderen Menschen behandeln werden, unter Umständen vielleicht nicht besser, als einen Bettler, der an Ihrer Thüre ein Almosen heischt. Ich werde mir auf Ihren Wunsch eine derartige Behandlung gefallen lassen. Aber wenn Sie von mir fordern, daß ich mich Ihnen gegenüber ähnlich benehmen soll, so muß ich Ihnen erklären, daß dies unmöglich ist. Ich werde nie und nimmermehr eine derartige Verpflichtung übernehmen und könnte sie auch nicht erfüllen; selbst wenn ich ernstlich wollte. Denn ich liebe und verehre Sie, und von einer Unterdrückung dieser Gefühle kann gar nicht die Rede sein. Ja, es betrübt mich, daß Sie das von mir erwarten konnten."

Elisabeth Wilson war ein lebhaftes junges Mädchen und sie fand daher unwillkürlich Gefallen an der ebenso aufrichtigen wie lebhaften Art, in welcher Donatus Werner ihr wiederholt seine Liebe betheuerte und sie wußte die kluge Art zu würdigen, in welcher er sich bemühte, ihre Gunst zu gewinnen und von ihr kleine Zugeständnisse zu erlangen.

„Es ist höchst bedauerlich“, fuhr Donatus fort, „daß unsere heutigen Zustände es einem Liebenden fast unmöglich machen, der Dame seines Herzens seine Verehrung anders zu erweisen, als durch billige Worte, die am Ende auch derjenige aussprechen kann, der in Wirklichkeit für seine Angebetete nicht einmal einen alten Gummischuh opfern würde.“

Elisabeth lachte. Giebt es auch solche Verehrer?“ fragte sie.

„Vielleicht; vielleicht auch nicht“; antwortete Werner. „Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich in Liebesangelegenheiten so unerfahren bin, wie ein neugeborenes Kind. Aber ich weiß, daß ich mich freuen würde, wenn ich als fahrender Ritter mit den Farben meiner Herzensdame hinausziehen könnte, um alle kampfesfrohen Ritter mit meiner Lanze nieder zu rennen, welche nicht zugeben wollen, daß meine Herrin Elisabeth die schönste und edelste aller Jungfrauen ist. Wie froh mußte so ein junger Rittersmann sein, wenn er seiner Dame errungne Siegespreise zu Füßen legen konnte.“

„Wenn er nun aber im Tournier unterlag“, fragte das Fräulein.

„Dann hatte er die Genugthuung, daß er um Ih-

retwillen litt und dieses Bewußtsein erhob ihn über alle Schmerzen, die seine Wunden verursachen konnten."

„Nach Allem, was ich über die Zeit des Ritterthums gelesen habe, waren die gepanzerten Herren doch im Grunde ziemlich rauhe Gesellen, die es weder mit der Treue noch mit der Höflichkeit gegen die Damen sehr genau nahmen", meinte Fräulein Wilson. „Und wenn eine Dame einen Ritter wirklich liebte, konnte sie es unmöglich gern sehen, wenn er sich in solchem doch eigentlich ganz nutzlosem Lanzenbrechen ernsten Gefahren aussetzte. Nach meiner Ansicht kann ein Mann dem Mädchen, das er liebt, seine Neigung in viel schönerer Art erweisen."

„Sie würden mich sehr erfreuen, wenn Sie mir sagen wollten, was ich thun kann, um Ihnen so zu dienen, wie Sie das wünschen", bat Werner.

„Vor Allem dadurch, daß Sie die Bedingungen einhalten, welche wir vereinbart haben, und nicht stets auf's Neue mich in Verlegenheit bringen."

„Sie fordern also, daß Sie nicht nur mich wie jeden Andern behandeln dürfen, sondern daß auch ich wie ein hölzerner Indianer an einem Cigarrenladen dastehen soll, wenn Sie in meiner Nähe sind", erklärte Donatus unwillig. „Wendet sich nicht jedes Blatt und jede Blume der Sonne zu? Und da soll ich ruhig dasitzen und die Daumen umeinander drehen, wenn ich Sie sehe? — Behandeln Sie mich immerhin, wie „jeden Anderen"; aber verlangen Sie nicht Unmögliches von mir."

„Sie sind unverbesserlich", grollte Elisabeth.

„Sagen Sie lieber unverschlechterlich, wenn Sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen", entgegnete

Werner. „Legen Sie einmal freundlichst ihre schöne Hand auf Ihr gutes Herz und dann theilen Sie mir mit, ob Sie einen Mann achten könnten, der Ihnen sagt, daß er Sie liebt und der dann, wenn es verlangt wird, seine Liebe zusammenlegen und verstecken kann, wie ein Taschentuch, um sie sofort wieder zu entfalten, wenn er die Erlaubniß dazu erhält. Mein Herz ist doch keine alte Pappschachtel! Es schlägt stark und warm und nur für Sie. Wünschen Sie wirklich, daß ich, wenn Sie mir begegnen, nur in Redensarien und Fragen mich ergehe, wie: „Ihre Frau Mutter sieht heute wohl aus.“ „Haben Sie gut geschlafen?“ „Im Dakota-House sind zwei Reisende aus Chicago eingetroffen.“ „Wie geht es der ganzen verehrten Familie“: u. s. w. Möchten Sie wirklich mit einem solchen Hannepampel verkehren?“

„Sie scheinen die Uebertreibungen zu lieben, Herr Werner“, sagte Fräulein Wilson. „Ich wünsche, daß Sie mich nicht durch Ihr Verhalten in Verlegenheit bringen, wenn wir unseren Verkehr fortsetzen. Es ist dabei natürlich durchaus nicht nothwendig, daß Sie sich durch Ihre Unterhaltung lächerlich machen und ich verlange das ganz gewiß nicht. Ich meine, daß Sie sich recht wohl beherrschen können und die Bedingungen unseres Uebereinkommens einhalten können.“

„Wohlan“, entgegnete Werner nunmehr ernst. „Ich werde von unserer heutigen Unterredung Niemandem Mittheilung machen; auch Niemandem sagen, daß Sie die innere Einrichtung meines Hauses bestimmen werden. Aber bei aller meiner Verehrung für Sie kann ich nicht versprechen, meine Zuneigung so weit zu beherrschen, daß ein aufmerksamer Beobachter nicht be-

merken sollte, wie es um mein Herz bestellt ist. Ich fürchte fast, daß Ihr Herr Bruder bereits eine Ahnung davon hat."

„Ich bitte Sie dringend, den Verkehr so einzurichten, daß er fortgesetzt werden kann", bat nun Elisabeth; „denn nur so können wir uns näher kennen lernen. — Sie sehen, ich bin bereit zu halten, was ich versprochen habe; aber Sie müssen mir das ermöglichen und es nicht unnöthiger Weise erschweren."

„Wohlan"; sprach Donatus. „Ich will mich bemühen, mir zunächst Ihre Zufriedenheit und alsdann Ihre Zuneigung zu erwerben, indem ich Ihren Wünschen entspreche."

Elisabeth reichte ihm die Hand und sagte: „Lassen Sie uns dann zunächst gute Bekannte werden."

Werner erfaßte die Hand, drückte sie an seine Lippen und sprach dann: „Nun habe ich noch eine Bitte."

„Noch eine?" fragte Fräulein Wilson offenbar mit einiger Besorgniß.

„Ich bitte Sie, darüber nachzudenken, ob ich Ihnen nicht irgend einen Dienst leisten kann. Je schwerer, desto besser."

„Sie wollen doch kein Lanzenbrechen veranstalten?"

„Auch das, wenn Sie wünschen."

„Ich hege wirklich keine Wünsche, die Sie erfüllen könnten."

„Denken Sie einmal drei Tage lang nach. Jedenfalls bitte ich Sie, mir zu versprechen, daß Sie meiner gedenken werden, wenn Sie eines Bekannten bedürfen, der mit Freuden sein Leben daran wagen wird, wenn er Ihnen einen Dienst leisten kann."

„Ich glaube Ihnen und wenn ich einer Hülfe be-

dürfen sollte, welche die Meinigen nicht leisten können, so werde ich mich an Sie wenden. Vor der Hand will ich einmal drei Tage lang darüber grübeln, ob ich einen Ritterdienst von Ihnen fordern könnte."—

Da weder Arthur noch Benno es mit dem Fahren sehr eilig hatten, so waren die Pferde längst in einen gemächlichen Schritt gefallen und nur langsam vorwärts gekommen. Aber „wer langsam fährt, kommt auch zum Ziel" und so näherten sich denn die Wagen dem Wilson'schen Hause.

Elisabeth und Donatus dachten über ihre Unterredung nach.

Elisabeth fand, daß Werner ein treuherziger, aufgeweckter und wenn auch bescheidener, so doch muthiger junger Mann war, dessen offenbar tief empfundene Liebe sie angenehm berührte. Unter den jungen Männern ihrer Bekanntschaft konnten nur wenige in Bezug auf Bildung, gutes Aussehen und Vermögensverhältnisse einen Vergleich mit diesem Bewerber aushalten und am Ende ihrer Betrachtungen fragte sie sich, weshalb sie Werner eigentlich nicht gerne haben sollte. Jedenfalls hatte er die Zeit der Fahrt ausgenützt und einen guten Eindruck auf sie gemacht.

Auch Werner war im Ganzen mit der Entwickelung der jungen Bekanntschaft zufrieden. Ein Scherzwort sagt allerdings: „Der Zufriedene bekommt nie genug." Auch Donatus hätte gern mehr erreicht. Immerhin waren aber seine Liebes-Erklärung und sein Heirathsantrag nicht endgiltig abgewiesen worden. Elisabeth hatte ihm erlaubt, seine Werbungen fortzusetzen; ja sie hatte eingewilligt, ihm bei der Einrichtung des zu erbauenden Hauses zu rathen und sie wünschte, daß diese

Berathung als ein Geheimniß zwischen ihr und Werner behandelt werden sollte.

So langten denn die beiden jungen Leute zufrieden vor dem Wilson'schen Hause an. Nachdem Irma auf den Radloff'schen Wagen gestiegen war und dort Marys Platz eingenommen hatte, fuhren die jungen Radloff's heim, Werner half Arthur die Pferde in den Stall und den Wagen in den Schuppen zu bringen und dann versammelten sich Wilson's und Donatus im Eßzimmer.

Arthur wußte so lustig von dem Skinner'schen Circus zu erzählen, daß seine Eltern herzlich darüber lachten; man aß vergnügt zu Abend und begab sich dann zur Ruhe. Der Circus hatte auch hier Abwechslung in die Alltäglichkeit des Daseins gebracht; ein Umstand, auf welchen Skinner und seine „Künstlerschaar" sich so viel zu Gute thaten.

Siebenzehnter Abschnitt.

Die Ansiedler am Cottonwood-Flusse bereiteten sich nun auf den Winter vor. Es wurde Holz in den Schuppen gefahren, welcher sich hinter der Küche befand; auch spalteten die jungen Leute dasselbe, holten Wasser aus dem Brunnen, drehten die Waschmaschine, hingen die Wäsche auf, melkten die Kühe und erleichterten den Damen ihre Arbeit, so viel sie es vermochten.

Werner hatte sich einen derben Arbeitsanzug gekauft, der ihm sehr zu statten kam und Arthur unterwies ihn in manchen Dingen.

Das Pferde-Putzen verstand Werner; aber mit dem Melken hatte er längere Zeit seine liebe Noth. Er verzweifelte fast daran, daß er diese Kunst jemals erlernen würde und erst als Elisabeth ihm mit großer Geduld die Handgriffe gezeigt hatte, verstand er dieselben. Dagegen machte er sich berühmt durch die Verbesserung der Dunggrube, die auf seinen Vorschlag vertieft und so eingerichtet wurde, daß die Feuchtigkeit nicht abfließen konnte.

Nach dem ersten Schneefall zog Herr Wilson einen dicken Strick von der Küchenthür nach dem Stalle und als Donatus neugierig nach dem Zweck dieser Vorrichtung fragte, entgegnete sein Gastfreund: „Als der Baron sich hier niederließ und ich ihm dringend rieth, von seinem Hause nach dem Stalle eine starke Leine zu ziehen, weil er eine solche Vorkehrung bei einem schweren Schneesturm aus dem Nordwesten sehr nützlich finden würde, folgte er meinem Rathe, wie ich wohl bemerkte, mehr aus Höflichkeit, als im Glauben an die Nothwendigkeit eines solchen Verbindungs-Strickes. Er wurde aber bald eines Besseren belehrt. Denn bei einem sogenannten „Blizzard", wenn das Quecksilber im Thermometer auf vierzig bis fünfzig Grad (Fahrenheit) unter Null fällt und die Luft so dicht mit Schneeflocken und kleinen Eisstücken gefüllt ist, daß man kaum die Hand sehen kann, wenn man sie vor das Gesicht hält; dann irrt man leicht in der Richtung, welche man einschlägt. Man kommt vom Gehöft fort, findet den Weg zurück nicht mehr und schon Viele sind bei so grimmiger Kälte in kurzer Zeit erfroren."

In der That lernte Donatus bald selbst den Winter als gestrengen Herrn kennen. Mitunter stürmte es

Tage lang und der Schnee wurde an manchen Stellen fast haushoch zusammengetrieben. In solcher Zeit war es schwer, die Stallungen zu erreichen, um die Thiere zu füttern und zu tränken und der dicke Leitstrick that dann gute Dienste. Von einem Verkehr mit den Nachbarn oder vom Holzfahren konnte dann natürlich nicht die Rede sein. Man beschäftigte sich mit dem Ausbessern von Geschirr und Handwerkszeug, sowie mit anderen Arbeiten, die im Hause verrichtet werden konnten. Hörte das Schneetreiben auf, so mußte man mitunter Tage lang schaufeln, um die Verbindung mit der Außenwelt wieder herzustellen.

Die Abende gestalteten sich anregend und gemüthlich unter der geistigen Leitung des Wilson'schen Ehepaares.

Es wurde aus den neuesten Zeitungen das Wichtigste vorgelesen, man unterhielt sich, es wurde musizirt; aber die meiste Zeit widmeten die Hausgenossen der guten alten und neuen Literatur. Da Herrn Wilson's Augen durch langes Studium gelitten hatten und Frau Wilson wie deren Töchter meist mit Hand- und Flickarbeiten beschäftigt waren, so wurden Arthur und Donatus die Vorleser.

An Sonntagen las der Hausherr das Evangelium vor, er besprach dasselbe kurz und dann wurde ein geistliches Lied gesungen. An einem der Sonntage äußerte Frau Wilson den Wunsch, Werner, als Predigersohn, möge das Evangelium besprechen.

„Sie wissen wie gern ich thue, was Sie wünschen," entgegnete Donatus; „aber ich bitte Sie dringend, von diesem Wunsche abzustehen. Herrn Wilson's Ansprachen sind von dem echt christlichen Geiste der Liebe be-

seelt. Es heißt im Evangelium Matthäi im zweiundzwanzigsten Kapitel Vers 37 bis 39: „Jesus aber sprach zu ihm: Du sollst lieben Gott Deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe. Das ist das vornehmste und größte Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst." Ich bin überzeugt, daß Herr Wilson, wenn er Geistlicher in einer großen Stadt wäre, eine gewaltige Gemeinde um sich versammeln würde. Von manchen Predigern wird leider zu viel Dogmatik getrieben und über dem, was sie von Andersgläubigen zu sagen haben, vergessen sie das erste und vornehmste Gebot."

Die ganze Familie war geneigt, Werner's Ansicht für die richtige zu halten, und daß er die Art, wie Herr Wilson das Evangelium besprach, so hoch schätzte, freute Alle; besonders Frau Ellen Wilson.

Eines Morgens hatten die jungen Männer einen Schlitten voll Brennholz geholt und waren eben mit dem Anfahren beschäftigt, als Elisabeth mit einem Eimer Wasser vom Brunnen kam. Donatus sprang hinzu und nahm ihr den Eimer ab.

Das junge Mädchen sagte freundlich: „Glauben Sie nicht, daß der Ritterdienst, den Sie mir eben erweisen wollen, für mich angenehmer und nützlicher ist, als wenn Sie ein halbes Dutzend gepanzerter Ritter aus dem Sattel geworfen hätten?"

„Das wohl," entgegnete Donatus; „aber ich möchte Ihnen so gerne meine Liebe durch eine That erweisen, bei der ich Leib und Leben wage."

„Ich weiß es, aber ich wünsche solche Wagnisse gar nicht," sagte Elisabeth und zum ersten Male glaubte

Werner einen Strahl der Liebe in ihren Augen zu entdecken.

Leider blieb ihm keine Zeit, die Unterredung fortzusetzen, die eine so erfreuliche Wendung genommen hatte. Denn Arthur, der auf dem mit Holz beladenen Schlitten stand und sich zu erwärmen suchte, indem er die Arme heftig um seinen Leib schlug, rief lachend: „Ihr wollt wohl der Welt zeigen, daß das Gerede über die Verweichlichung der Menschheit eitel Unsinn ist; da Ihr Euch bei 28 Grad unter Null unterhaltet, bis das Wasser im Eimer gefroren ist.“

Elisabeth lief in die Küche und Donatus eilte mit dem Eimer hinterher. Da er Frau Wilson antraf, konnte er leider die Unterredung nicht fortsetzen und half Arthur beim Holzabladen. Dieser bemerkte sofort, daß sein Freund ihm wegen der Unterbrechung einer angenehmen Unterhaltung grollte und er begann eine lange Abhandlung über die vielen Gründe, welche ihn verpflichtet hätten, als älterer Bruder über seine kleine Schwester seine Autorität auszuüben. Die beiden Hauptgründe waren: Rücksicht auf die Gesundheit der Betheiligten und der Umstand, daß Mama am Küchenfenster auf die Rückkehr des Töchterleins gewartet habe; was natürlich weder Elisabeth noch deren galanter Ritter gesehen hätten.

Einige Tage später trug Werner gespaltenes Holz in die Küche, wo er Elisabeth allein beim Backen fand. Sie knetete gerade den Brotteig und der junge Mann folgte mit Entzücken ihren anmuthigen Bewegungen. Denn obschon Elisabeth vom Morgen bis zum Abend thätig war und Arbeiten der verschiedensten Art verrichten mußte, war sie trotzdem immer hübsch gekleidet.

Und doch trug sie meist nur dunkele wollene oder Kattunkleider. Was sie auch that, verrichtete sie mit natürlicher Anmuth, wobei ihr die Arbeit schnell von der Hand ging.

„Wenn ich Sie thätig sehe," sagte Donatus, „habe ich immer den Eindruck, als ob eine Prinzessin, um anderen Sterblichen gefällig zu sein, in einfachem Gewande die Arbeiten eines Haushalts verrichte und dann kommt mir wieder die Erwägung, daß einer Dame, welche an solche Thätigkeit nicht gewöhnt ist, die Arbeit nicht so schnell und gut gelingen könnte."

„Sie haben wohl irgendwo ein Komplimentirbuch, in welchem angegeben ist, wie man mit sehr stark aufgetragenen Schmeicheleien dumme Gänschen entzückt?" fragte Elisabeth spottend.

„Jetzt glaube ich Sie auf einer Unaufrichtigkeit ertappt zu haben," versetzte Donatus. „Denn da Sie, Gott sei Dank, zwei schöne klare Augen haben, so müssen Sie doch täglich im Spiegel sehen, wie hübsch Sie sich zu kleiden verstehen und daß Sie kein unbeholfener Küchendragoner sind, empfinden Sie jedenfalls selbst am besten."

„Sie werden mit ihren Schmeicheleien fortfahren, bis Mama kommt und hört, wie Sie ihrer Tochter den Kopf zu verdrehen suchen und sie bei der Arbeit aufhalten."

„Wie selten habe ich Gelegenheit, mit Ihnen zu sprechen," klagte Werner.

„Wir sprechen doch bei allen Mahlzeiten und jeden Abend miteinander," entgegnete Elisabeth neckend.

„Wann darf ich dann mit Ihren Eltern sprechen,"

fragte nun Werner ebenfalls lächelnd. „Vielleicht heute Abend?"

„Das dürfen Sie ja zu jeder Tageszeit," antwortete Elisabeth.

„Dann darf ich sie auch fragen, ob sie mir die Hand ihrer ältesten Tochter geben werden?" wollte Donatus jetzt wissen.

„Danach können Sie auch fragen," sagte das junge Mädchen, einige Brote formend. „Wenn dann aber die Eltern die älteste Tochter fragen, wie sie darüber denkt, dann wird die älteste Tochter sagen, daß sie einem jungen Herrn, der sie ungebührlich drängt, einen Korb giebt."

„Nun beantworten Sie mir eine Frage, Fräulein Elisabeth," bat Donatus.

„Fragen Sie nur."

„Wann darf ich Sie bitten, mir zu sagen, ob Sie meine Frau werden wollen?"

Elisabeth sah ihn ernst, aber nicht unfreundlich an: „Haben Sie doch Geduld mit mir," sagte sie. „Mama hat so oft gesagt, daß die jungen Leute bei uns, ohne einander kennen zu lernen, den Bund für das Leben schließen, als handle es sich um die Fahrt zu einem Picknick. Mama hat uns das Versprechen abgenommen, daß wir uns nicht verloben werden, ohne längere Zeit mit dem Manne in Gegenwart unserer Eltern verkehrt zu haben, der unsere Hand begehrt. Dieses Versprechen will ich halten. Wir haben jetzt voraussichtlich diesen ganzen Winter Zeit, uns kennen zu lernen. Sie werden bald die Entdeckung machen, daß ich weder eine verkleidete Prinzessin noch ein Engel bin und wenn Sie deshalb nicht vor Beginn des Frühjahres unser Haus

auf Nimmerwiedersehen verlassen, können Sie, ehe Sie Ihr neues Heim beziehen, die verhängnißvolle Frage stellen."

„Weshalb wollen Sie mich so lange in Ungewißheit lassen," fragte Donatus trübselig. „Das Leben ist doch wahrlich nicht von so langer Dauer, daß man davon muthwillig ein halbes Jahr dem Langen und Bangen in schwebender Pein opfern sollte. Was mich betrifft, so bin ich bereit, Sie sofort zu heirathen und bin ich sicher, daß ich es nie bereuen werde; zumal ich mir vorgenommen habe, an Ihnen in Zukunft nur weitere gute Eigenschaften zu entdecken, so weit das überhaupt noch möglich ist."

Elisabeth wollte etwas Abwehrendes sagen, aber sie kam nicht dazu; denn Donatus fuhr, während seine Angebetete die Brote in den Ofen schob und sich dann die Hände wusch, in seinen Auseinandersetzungen fort:

„Und was wollen Sie an mir näher kennen lernen? Ich bin ein einfacher Mensch, den jeder andere in fünf Minuten durchschauen kann, wie ein Glas Wasser. Sie thun aber, als wäre ich ein Welträthsel, das die ganze Menschheit kaum lösen kann. Ich bin aber ganz gewiß kein Welträthsel, und bin auch kein Rheinwein, dessen Güte mit seinem Alter zunimmt. Ich bin jetzt so gut, wie ich überhaupt in unverheirathetem Zustande werden kann. Je eher Sie mich heirathen, desto besser ist es für Sie; denn ich hege keinen Zweifel, daß ich als Ihr Mann mich überraschend schnell zu einem Mustermenschen entwickeln muß, um den Sie Ihre Freundinnen beneiden werden."

Elisabeth lachte: „Sie sollten Rechtsanwalt wer-

den", sagte sie; „dann werden Sie Ihre meisten Prozesse gewinnen."

„Wenn Ihnen meine Gründe so beweiskräftig erscheinen, weshalb enden Sie denn meine Qual der Ungewißheit nicht mit einem Worte, das mich glücklich machen würde?"

Das junge Mädchen reichte ihm die Hand, die er an seine Lippen drückte und sagte: „Geben Sie mir noch etwas Zeit. Wir kennen uns ja erst einige Monate. Meine Mutter würde es sicher mißbilligen, wenn ich Ihnen gestattete, jetzt schon um meine Hand anzuhalten."

„Wenn Sie nicht Rücksicht auf die Wünsche Ihrer Frau Mutter nehmen wollten, würden Sie also die von mir so sehr ersehnte Antwort schon jetzt geben," fragte Werner frohen Muthes.

In diesem Augenblick ertönte Mary's Stimme, welche die Schwester in den vorderen Theil des Hauses rief. Die letzte Frage Werner's beantwortend schüttelte Elisabeth lächelnd den Kopf und verließ die Küche. Donatus kehrte froh an seine Arbeit zurück; denn er hegte keinen Zweifel mehr, daß Elisabeth's Herz sich ihm zugewendet hatte. Sie stellte ihre Entscheidung nicht mehr in Frage, sondern sie hatte nur um Zeit gebeten und ihm dabei die Hand gereicht. So handelte ein Mädchen wie Elisabeth nicht, so lange sie im Unklaren war, welche Antwort sie dem Manne geben sollte, der um ihr Herz warb.

Achtzehnter Abschnitt.

An demselben Abend, an welchem Werner auf der Heimfahrt von Jeremias Skinner's Cirkus-Vorstellung der schönen Elisabeth Wilson sein Herz offenbart hatte, trafen nahe dem Zusammenfluß des Redwood- und des Minnesota-Flusses, westlich von der „Lower Sioux Agency", drei Männer zusammen, welche nichts weniger als vertrauenerweckend aussahen. Einen dieser Herren kennen wir bereits; es war Slippery Jim, der Halbblut-Indianer, und seine beiden Genossen sahen ihm so ähnlich, wie irgend ein ruppiger schwarzer Kater einem andern.

Die Halbblut-Indianer halten sich für besser, als die gewöhnlichen Rothhäute; da sie aber von den Weißen über die Achseln angesehen werden, so hassen sie die „Bleichgesichter" und gesellen sich meist zu den Indianern. Diese Mestizen, welche fast ausnahmslos von weißen Jägern und Händlern stammen, die eine Zeit lang mit Indianerinnen zusammen lebten, haben allerdings viele Gründe, die Weißen nicht zu lieben. Denn ihre Väter haben sich nur selten um ihre Erziehung gekümmert; die arme „Squaw", das Indianerweib, hatte für Lebensmittel und Kleider dieser Kinder zu sorgen. Meist nahmen solche Mischlinge die schlechten Eigenschaften beider Racen an und die Mestizen sind denn auch an der Indianer-Grenze mehr gefürchtet als die Rothäute.

Es leben von diesen Mischlingen in den Grenzbezirken viel mehr als man gewöhnlich annimmt. Die meisten stammen wohl von französischen Vätern ab; denn die Franzosen nehmen sich leichter Frauen aus

anderen Racen (allerdings meist nur auf beschränkte Zeit) als die Engländer oder die Deutschen.

Außer Slippery Jim trafen an jenem Abende in der Nähe des Platzes, wo der Redwood-River sich in den Minnesota-Fluß ergießt, fast gleichzeitig Red Jack und Hungry Bob ein (der wegen seines Appetites so genannt wurde). Aus dem fast gleichzeitigen Eintreffen dieser drei Ehrenmänner ging hervor, daß sie eine Zusammenkunft verabredet hatten.

Red Jack, der zuerst auf dem Platze gewesen war, hatte ein Feuer angemacht und an demselben einige Fleischstreifen geröstet. Aus seinem Gepäck hatte er einige Kartoffeln genommen, die jetzt in der heißen Asche gebacken wurden.

Alsbald stellte Slippery Jim und etwas später Hungry Bob sich ein. Die Begrüßung bestand nur in einem kurzen Kopfnicken. Dann ließen auch diese beiden Ankömmlinge sich am Feuer nieder, das Abendbrot wurde bereitet, schweigend verzehrt und erst dann begann die Unterredung, zu welcher das edle Kleeblatt sich zusammengefunden hatte.

Wir haben schon gesagt, daß die drei Mestizen einander sehr ähnlich sahen. Alle waren hoch und schlank gebaut, sehnig, von dunkler Haut mit schwarzen straffen Haaren und dunkeln Augen. Als Unterscheidungsmerkmale konnten gelten, daß Slippery Jim den kleinen Finger seiner linken Hand in einer Rauferei verloren hatte; daß Herr Red Jack bei einer ähnlichen Gelegenheit einen Messerstich in die linke Backe erhalten hatte, dessen Narbe nicht zu seiner Verschönerung beitrug und daß Hunry Bob's Antlitz einige Pocken-Narben aufwies.

Gekleidet waren sie Alle nach Art der Trapper. Aber während Red Jack und Hungry Bob auf ihr Aeußeres gar keine Sorgfalt verwendeten und noch schmutziger daher zogen, als nothwendig gewesen wäre, konnte unter den Dreien Slippery Jim als eine Art Stutzer gelten. Denn er war nicht ganz so schmierig wie seine Gefährten und trug zudem zwei messingene Fingerringe und eine Taschenuhr.

Nachdem die drei Herren ihre Mahlzeiten vollendet, Pfeifen angezündet und Schnapsflaschen zum Vorschein gebracht hatten, eröffnete Slippery Jim, offenbar der Obmann des Kleeblattes, die Verhandlungen. Obschon er, wenn unter Indianern, die geschraubte und blumenreiche Redeweise der Rothhäute anwendete, redete er doch jetzt in geläufigem Englisch, das Red Jack und Hungry Bob ebenfalls beherrschten.

„Wir haben schon oft über unser Hundeleben gesprochen", begann Jim. „Die Weißen haben die Indianer betrogen und bestohlen. Wenn sie die Häuptlinge betrunken gemacht hatten, mußten diese Verträge unterschreiben, die den Weißen das Land der Stämme für wenig Geld abließen. Aber nicht einmal das Wenige bekamen die Rothhäute; denn die Bleichgesichter sind Schurken und Lügner. Die Agenten und Händler stahlen Alles. Wir haben weiße Väter; aber was haben die für uns gethan? Unsere Mütter haben uns gefüttert und, wenn wir in die Ansiedlungen kamen, um unsere Väter aufzusuchen, wurden wir mit Hunden davon gehetzt."

Wenn auch die letzte Behauptung eine Uebertreibung war, so fand doch die kurze Ansprache die unbedingte Billigung der beiden Anwesenden; was diese

durch beifälliges Brummen bekundeten, um dann ihr Behagen noch durch einen weiteren Zug aus ihren Schnapsflaschen zu vermehren.

Slippery Jim fuhr fort: „Ich will nicht länger so weiter leben. Ich will Rache und Gold haben."

Red Jack und Hungry Bob gaben durch kurze Bemerkungen zu erkennen, daß sie die Gefühle und Wünsche ihres Genossen theilten.

„Einer kann wenig ausrichten," sagte Slippery Jim weiter. „Darum wollen wir berathen, wie wir zusammen arbeiten und Das bekommen können, was wir haben wollen."

Es gereicht Leuten, die ein Unrecht an Menschen rächen wollen, welche dafür gar nicht verantwortlich sind, immer zu einer gewissen Genugthuung, ihr Thun vor sich selbst und vor Anderen dadurch zu rechtfertigen, daß sie die Unbilden aufzählen, welche ihnen oder ihren Freunden und Bekannten widerfahren sind.

So schweifte auch in diesem Falle Jim von dem eigentlichen Zweck der Unterredung ab, indem er, Wahrheit und Dichtung vermischend, eine Reihe von Anklagen gegen wohlbekannte Beamte und Händler erhob; Anklagen, die zum Theil begründet, zum Theil Verleumdungen waren, welche erfunden wurden, um die Verleumdeten aus ihren Stellungen zu verdrängen, oder doch ihr Ansehen zu schädigen und um die Indianer aufzuhetzen.

„Vor drei Jahren," hub nun Jim an, „hat die Regierung der Vereinigten Staaten schriftlich versprochen, für das Land, welches die Sioux-Indianer abtraten, jährlich $475,000 in Gold zu zahlen und auch $60,000 dafür herzugeben, daß den Indianern, welche nach Art

den Weißen leben wollten, Schulen, Häuser, Pflüge und alles Andere geliefert werden sollte, was der Weiße zum Ackerbau braucht. Diese $535,000 sollten an unseren Stamm fünfzig Jahre lang in jedem Juli bezahlt werden. Habt Ihr jemals so viel Geld gesehen? Die Weißen sagen, daß die Regierung zahlt, was sie versprochen hat; aber wir wissen, daß die Indianer das Geld nicht bekommen haben. Das Geld ist jedes Jahr gestohlen worden. Haben nicht die Zeitungen der Bleichgesichter es gedruckt, daß der große Vater, den sie Präsident nennen, Leute abgeschickt hat, welche die Klagen der Rothhäute untersuchen sollten, und daß diese Leute gefunden haben, daß die Indianer durch Beamte bestohlen und betrogen wurden? Aber sie haben den Betrügern und Dieben ihren Raub nicht abgenommen; die Gauner auch nicht bestraft. Die Indianer erhielten nicht, was ihnen versprochen war, und die Betrüger und Diebe nehmen auch jetzt, was uns gehört. Weshalb sollen die Indianer sich das gefallen lassen? Und wenn unsere Väter nichts von uns wissen wollen; wenn wir bei den Indianern bleiben müssen; warum sollen wir nicht das Unrecht strafen, welches dem Volke geschehen ist, zu dem unsere Mütter gehören?"

Hungry Bob und Red Jack nickten Beifall. Jim fuhr fort:

Ist nicht unser Gouverneur von Minnesota, Alexander Ramsey, vom Untersuchungs-Richter Young aus Washington beschuldigt worden, daß er als Indianer-Agent der Bundes-Regierung von $275,000, die er an die Rothhäute auszahlen sollte, $250,000 an einen Mann Namens Hugh Tyler bezahlte, unter dem Vor-

wande, dieses Geld käme den Händlern zu, von welchen die Sioux-Indianer Waaren gekauft hatten?"

Jack und Bob wußten zwar von diesen Vorgängen nichts, nickten aber beifällig.

„Tyler erhielt damals von $385,000, welche an die Indianer ausgezahlt werden sollten, $320,000. Manches schuldeten die Indianer den Händlern; aber ihnen ist immer das Zehnfache von dem angerechnet worden, was sie schuldig waren; denn sie verstanden nichts von den Schreibereien der Händler und diese erhielten von den Regierungs-Agenten was sie forderten."

Auch diese Behauptungen des Redners wurden beifällig aufgenommen, obschon keiner der drei Biedermänner an die völlige Richtigkeit der Angaben glaubte.

„Die Regierungs-Beamten theilen mit den Kaufleuten. Diese fordern was sie wollen für Waaren, von denen sie sagen, daß sie an Indianer geliefert wurden. Sie geben dann einen Theil des Geldes an die Beamten und der Indianer ist betrogen."

Jim hätte wahrscheinlich noch lange geschwatzt; denn es ist eine Eigenthümlichkeit vieler Redner, daß sie sprechen, so lange ihr Athem vorhält, wenn man ihnen nur zuhört; selbst wenn die „Versammlung", wie in diesem Falle, nur aus zwei Personen besteht. Jack und Bob hätten ihren Genossen auch nicht unterbrochen; denn das gilt bei den Indianern und bei den indianischen Sitten theilweise huldigenden Mestizen für höchst unanständig. Glücklicher Weise entglitt aber dem Redner seine Schnapsflasche, sie fiel auf einen Stein, zerbrach und das Feuerwasser floß in den Sand. Jim gerieth durch diesen schweren Unfall aus dem Zusam-

menhange seiner Rede und Jack benutzte diesen Umstand, um auf den eigentlichen Zweck der Berathung zurückzukommen. Er sagte:

„Wir kennen die verruchten Thaten der Schurken, welche Du theilweise aufgezählt hast und durch welche wir betrogen worden sind. Darum laßt uns jetzt darüber berathen, wie wir uns wegen der Betrügereien rächen und das wieder erlangen können, was zum Theil uns gestohlen wurde."

Hungry Bob blies eine große Dampfwolke in die Luft, that einen tiefen Zug aus seiner Schnapsflasche und sagte dann zu Jim: „Wenn Du einen guten Plan hast, viele Weiße umzubringen und gute Beute zu machen, so bin ich Dein Mann. Vergiß aber nicht, daß jetzt schon viele weiße Ansiedler hier wohnen, von denen Viele Gewehre haben. Unter den Sioux haben wir genug Feiglinge und Schufte, welche uns anzeigen werden, wenn wir etliche Weiße umbringen und das nehmen, was eigentlich uns gehört, weil es uns gestohlen wurde. Wenn wir uns rächen und gute Beute machen wollen, dann müssen wir das schnell thun und gleich weiter nach dem Westen ziehen."

„Du hast Recht," entgegnete Slippery Jim. „Wir wollen uns nicht blos rächen und Beute machen; sondern auch unsere Häute in Sicherheit bringen. Das ist die Hauptsache."

„Hast Du einen Plan," fragte Hungry Bob neugierig.

„Ja," erklärte Jim.

„Laß hören!"

Jim hielt es für zweckmäßig, in dieser Angelegenheit bedächtig und höflich zu handeln. Er sagte des-

halb: „Ich möchte lieber erst von Euch hören, was Ihr für Pläne habt. Ihr seid ein Paar kluge Kerle und von Euch kann ich erst noch was lernen.“

Red Jack räusperte sich und sagte: „Seit wir neulich am Cottonwood-Flusse die feinen Häuser und die feinen weißen Mädchen gesehen haben, die Jim uns zeigte, habe ich daran gedacht, die Farmen zu überfallen, die Männer, Frauen und Kinder todt zu schlagen, die Häuser zu plündern und anzustecken und dann die Mädchen und die andere Beute auf die Wagen zu laden. Die Leute haben gute Pferde und, wenn wir scharf zufahren, können die Weißen uns nicht mehr einholen; denn es dauert immer eine Weile, bis die Bleichgesichter auf den Kriegspfad gehen. Wir ziehen dann weit nach dem Westen, wo uns Niemand finden kann.“

„Dein Plan ist gut,“ sagte Slippery Jim, dem es sehr darum zu thun war, die beiden verwegenen Kerle für die Ausführung seiner eigenen Pläne zu gewinnen, und der deshalb Alles lobte, was seine Spießgesellen sagten. „Dein Plan ist auch mein Plan. Auch ich will nicht nur Beute machen, sondern mir auch eine Frau mitnehmen. Ich nehme das Goldhaar; Jack kann die kleine Wilson nehmen und Du die ältere. Hübsch sind sie Alle und wehren werden sich alle Drei. Es soll ihnen aber nicht viel helfen. Wir binden und knebeln sie, legen sie sammt der anderen Beute auf die Wagen und lassen sie erst frei, wenn wir in Sicherheit und die weißen Squaws vor Hunger und Entbehrungen zahm sind. Wenn sie dann noch nicht gehorchen wollen, werden wir ihnen die Peitschen zu kosten geben. Das wird helfen.“

Hungry Bob schmatzte mit den Lippen zum Zeichen.

daß er sich auf den Mädchenraub und auf die etwa nöthig werdende Zähmung der Widerspänstigen schon jetzt freue. Auch Red Jack nahm diese weitere Ausdehnung seines Planes höchst beifällig auf.

Slippery Jim aber fuhr fort, nachdem er sich noch bedächtig eine frische Pfeife gestopft hatte:

„So ganz leicht ist das Stück Arbeit nicht, das wir vor uns haben. Bei Wilson und bei dem deutschen Baron sind gute Schützen in den Häusern. Wenn wir bei Tage angreifen, werden sie ganz sicher einige von unseren Leuten niederschießen. Außerdem treibt sich da ein junger Bursche mit einem Gewehr umher, der auch aussieht, als ob er schießen kann und dann ist da der halb verrückte Smith; der könnte sich am Ende auch in die Sache mischen. Ich meine den Smith, der etwa zwei Meilen weit vom Baron am Cottonwood-Fluß wohnt. Wir müssen deshalb vorsichtig sein und die Blockhäuser bei Nacht überfallen; sonst könnten wir viele Leute verlieren."

Auch diese Ausführungen Jim's fanden die Zustimmung seiner beiden Genossen und er setzte nach kurzem Nachdenken seine weiteren Pläne folgendermaßen auseinander:

„Radloff, Wilson und Smith haben Geld; aber wie viel davon sie in ihren Häusern haben, kann ich natürlich nicht sagen. Wahrscheinlich nicht sehr viel. An ihren Klimperkästen und an ihren Büchern liegt uns nichts. Was wollten wir damit anfangen? Je mehr wir aufladen, desto langsamer geht die Fahrt, und wenn wir uns zu schwer bepacken, holen die Bleichgesichter uns am Ende ein. Dann müssen wir um die Beute kämpfen oder sie im Stiche lassen."

Jim sprach dann weiter: „Mit wenig Beute bin ich aber nicht zufrieden. Was nutzen uns einige Pferde und ein paar hundert Dollar. Mehr können wir in den Häusern am Cottonwood-Flusse nicht finden und darauf pfeife ich. Ich werde nicht ohne das Mädchen gehen, das ich mir ausgesucht habe; aber auch nicht ohne sehr viel Geld."

Hier machte Jim eine Kunstpause, um seiner Genossen Neugier zu reizen. In der That fragten denn auch Bob und Jack fast gleichzeitig, wo er denn das viele Geld hernehmen wolle.

Slippery Jim klopfte seine Pfeife aus und sagte mit der Miene eines Mannes, der von etwas Alltäglichem spricht: „Wir müssen eine Bank berauben; denn sonst finden wir in dieser ganzen Gegend nirgendwo Geld genug auf einem Haufen, das für uns der Mühe werth wäre, unsere Häute daran zu wagen. Nur in einer Bank finden wir genug Geld für uns Alle und deshalb bin ich für einen ordentlichen Bankraub."

Der Redner stärkte sich nach dieser Auseinandersetzung wieder durch einen herzhaften Schluck aus Bob's Branntwein-Flasche; denn nur selten hören die Indianer und Mestizen zu trinken auf, so lange noch ein Tropfen Feuerwasser in ihrer Flasche ist.

Jim's beide Kameraden sahen ihn mit halb ehrfurchtsvollen, halb zweifelnden Blicken an. Sie wußten offenbar noch nicht, ob sie den ehrenwerthen Genossen bewundern oder ob sie ihn für verrückt halten sollten.

Jim aber fuhr kaltblütig fort: „Es ist am Ende ebenso leicht eine Bank um Tausende von Dollars zu berauben, als irgend einem Ladenbesitzer, der auch einen

Revolver hat, seine Kasse von zehn oder zwanzig Dollars wegzunehmen."

„Aber eine Bank liegt doch gewöhnlich im Geschäftstheile einer Stadt und da sind viele Leute beisammen, die uns Alle niederschießen können", warf „Hungry Bob" bedenklich ein.

„Da hast Du wieder Recht, wie Ihr denn Beide ganz gescheite Kerle seid und immer den Nagel auf den Kopf trefft" sprach Slippery Jim lobend und bedächtig. „Aber nun paßt einmal auf und achtet auf das, was ich Euch sagen werde. Allein können wir weder die Mädchen stehlen noch eine Bank ausrauben. Zu beiden Unternehmungen brauchen wir Hülfe. Uns Leute zu miethen, würde viel zu theuer sein. Wir müssen deshalb unsere rothen Brüder aufreizen und sie dahin führen, wo wir sie haben wollen. Ueberfallen und erstürmen wir den Geschäftstheil eines Städtchens, so können die Krieger nach Belieben überall plündern und Feuerwasser trinken. Wir rauben die Bank aus und machen uns dann so schnell wie möglich davon. Und während Einer von uns den Bankraub ausführt, können die andern Beiden die Blockhäuser niederbrennen und die Mädchen entführen. Weiter westlich, meinetwegen am Einfluß des Yellow Medicine River in den Minnesota-Fluß, treffen wir uns dann und setzen unsere Flucht nach dem fernen Westen zusammen fort. Dann haben wir Geld, gute Pferde und schöne Mädchen. Wir sind gerächt und können unser Leben genießen."

„Du würdest den Bankraub ausführen", fragte Red Jack bedenklich. „Wenn Du nun aber am Einfluß des Yellow Medicine River in den Minnesota nicht ein-

trifft? In diesem Falle würden wir nur einen geringen Theil der Beute haben."

„Wenn ich Euch betrügen würde, könntet Ihr mich tödten", entgegnete Slippery Jim mit einem düsteren Blick auf seinen Gefährten.

„Wie könnten wir Dich verfolgen, wenn wir mehrere Häuser niedergebrannt, ein Dutzend Menschen erschlagen und drei Mädchen gewaltsam entführt hätten? Wir müßten fliehen, so schnell uns Pferdebeine tragen können; Du aber könntest mit Deinem Gelde überall hingehen. Denn Wer könnte behaupten, daß Du irgend eine Bank beraubt hast, oder daß Dein Geld gestohlen ist?"

Diese Bedenken Red Jack's schien auch Hungry Bob zu theilen; wenn er auch nichts sagte, sondern nur den Kopf wiegte.

Slippery Jim sann eine Weile nach; dann erklärte er sehr nachdrücklich: „Ihr wißt, daß ich das Mädchen mit dem goldigen Haare zur Squaw begehre und daß mir an ihr mehr liegt, als an dem Gelde. Geld kann man überall verdienen oder stehlen; aber ein Mädchen wie jenes giebt es nirgendwo anders. Wenn unsere Pläne ausgeführt werden und Alles wohl gelingt, werdet Ihr jenes weiße Mädchen und damit ein Pfand haben, das ich auslösen muß. Wenn Ihr aber eigensinnige Dummköpfe seid, die aus Mißtrauen das Glück nicht ergreifen wollen, welches vor ihnen steht, dann laßt es bleiben. Dann stehle ich mir mein Mädchen und versuche, ob ich anderswo ein paar tapfere Burschen finde, die mehr Vertrauen in mich setzen."

Red Jack und Hungry Bob beruhigten sich bei die-

sen Auseinandersetzungen Jim's und dieser sprach weiter:

„Selbst wenn wir den Angriff auf die Häuser am Cottonwood-Flusse bei Nacht unternehmen, sollten wir mindestens zehn Krieger gegen jedes Haus führen können. Und seid in diesem Falle nicht zu tollkühn! Seht nur darauf, daß Ihr die Mädchen gebunden auf den Wagen bringt und überlaßt das Skalpiren den Andern. Zu einem Angriffe auf eine Bank, der natürlich auch des Nachts ausgeführt werden sollte, gehören mindestens dreißig bis fünfzig Mann; denn wir müssen Jeden todtschießen, der sich auf der Straße blicken läßt, um den Raub zu hindern. Wenn wir fünfzig Mann zu einem Kriegszuge miethen wollten, würden wir viel Geld oder viele Beute hergeben müssen. Deshalb ist es besser, wir reizen die Indianer zum Angriffe auf und lassen sie plündern und morden, so viel sie wollen, nachdem wir genommen haben, was wir begehren."

„Es wird nicht leicht sein, fünfzig bis hundert Indianer auf einen Kriegszug zu bringen", meinte Hungry Bob bedenklich. „Die meisten Rothhäute meinen, daß die Weißen zu übermächtig sind, als daß man ihnen viel anhaben könnte und sie fürchten Strafe, wenn sie sich an den Weißen vergreifen."

„Viele Sioux denken so, wie Du sagst", bestätigte Jim; „aber die meisten würden lieber heute als morgen die Streitaxt ausgraben. Du weißt, daß „Little Crow" jetzt den Kriegspfad betreten will, nachdem er sich lange besonnen hat. Er weiß, daß wir siegen können, weil so viele Weiße nach dem Süden in den Krieg gezogen sind. Wenn wir zwei oder drei Wochen

unter unseren Freunden arbeiten, können wir wenigstens die Sioux so wild machen, daß sie losschlagen."

„Wenn der Häuptling „Andrer Tag" nicht wäre", meinte Hungry Bob nachdenklich, „würde Little Crow leichtes Spiel haben. Die meisten Häuptlinge und Krieger wollen die Streitaxt ausgraben; aber „Andrer Tag" hält sie zurück und sagt ihnen immer wieder, daß der ganze Stamm zu Grunde gehen wird, wenn er den Kriegspfad betritt. Es ist Zank und Streit genug in den Dörfern wegen des Krieges. Aber ich glaube nicht, daß wir achtzig oder hundert Krieger bereden können, mit uns eine Stadt und die Ansiedler am Cottonwood-Flusse anzugreifen."

„Wir müssen es versuchen", entgegnete Jim entschieden.

„Das meine ich auch", sagte Red Jack. „Wir können durch unser Wühlen unter den Häuptlingen und Kriegern nichts verlieren, sondern nur gewinnen. Wir schwächen den Einfluß des elenden „Andrer Tag" und stärken den Einfluß der Kleinen Krähe".

„So ist es", sprach Jim. „Wir können unser Ziel nur erreichen, wenn wir darauf losgehen. Wenn wir selbst nichts dafür thun wollen, daß wir Gold, Pferde und schöne Mädchen erlangen, werden uns andere Leute gewiß nicht dazu verhelfen. Wenn Ihr nicht mitarbeiten wollt, dann hole ich mir mein Mädchen allein und wenn ein Dutzend Teufel sie bewachen."

„Du wirst Dich durch Deine dumme Verliebtheit in das weiße Mädchen noch in's Unglück bringen", brummte Hungry Bob. „Was mich angeht, so will ich gern mein Theil thun, um die Indianer auf den Kriegspfad zu bringen. Ich habe meine meisten

Freunde in der unteren Agentur und es wird am besten sein, wenn ich da arbeite.“

„Ich kann nach der oberen Agentur gehen“, sagte Red Jack; „dort habe ich den größten Anhang.“

„Dann will ich mich an die Winnebagos machen“, erklärte Slippery Jim; „wenn ich auch nicht viel ausrichten werde. Denn diese Winnebagoes sind Weiber. Jeder Sioux kann sechs Winnebagoe-Krieger vor sich hertreiben.“

In diesem Augenblicke krachte es im Gebüsche, das nach dem Minnesota-Ufer zu lag. Die drei Halbblut-Indianer griffen nach ihren Büchsen, sprangen auf und machten sich schußfertig.

Aus dem Gehölz trat der Trapper Sam White. Seine klugen Augen streiften ruhig über die drei Spießgesellen. Dann grüßte er sie leicht und sagte: „Ich fuhr mit Billy Allen und Tom Hull in einem Boote stromabwärts, sah schon von Weitem den Rauch Eueres Feuers über die Bäume emporsteigen und da wollten wir einmal nachsehen, ob hier etwa Zelte ständen, in welchen man über Nacht bleiben könnte. Aber ich sehe, daß Ihr selbst nicht zum Bleiben gerüstet seid.“

„Wie kommt Ihr so weit stromabwärts, White“, fragte Slippery Jim, den Trapper mißtrauisch betrachtend; denn er fürchtete, der alte Waldläufer könnte einen Theil ihrer Unterredung belauscht haben.

Wenn das der Fall war, so konnte man dem Jäger nichts anmerken; denn er entgegnete ruhig: „Denken, daß es einen langen, strengen Winter giebt und wollen mehr Vorräthe einlegen.“

„Arbeitet Ihr denn mit Hull und Allen zusammen?“ fragte Jim weiter.

„Ihr seid ja so neugierig wie eine alte Frau", entgegnete White spöttisch, ohne die Frage des Mestizen zu bejahen oder zu verneinen.

Slippery Jim warf dem Trapper einen giftigen Blick zu und sagte dann leicht hin: „Mich geht es allerdings nichts an; aber da Ihr sonst Eure Fallen immer allein gestellt habt, so wundert es mich sehr, daß Ihr jetzt in Gesellschaft von Hull und Allen seid. Ich wußte nicht, daß es Euch ärgern würde, wenn ich Euch fragte, ob Ihr allein oder mit Partnern jagt."

„Schon gut", nickte White. „Von Aerger ist keine Rede. Ich liebe es nur nicht, wenn Leute mich nach Dingen fragen, die sie gar nichts angehen."

Mit diesen Worten wandte er sich zum Gehen und sagte zum Abschiede:

„Ob ich Euch viel Glück zu Euern Geschäften wünschen darf, erscheint mir zweifelhaft und so vermahne ich Euch denn als guter Bürger Uncle Sam's, daß Ihr Euch hüten mögt, nicht einem Bundes-Marschall oder einem Sheriff in die Hände zu gerathen. Ein Halstuch aus gedrehtem Hanf verursacht bekanntlich Athembeschwerden und Genickschmerzen."

„Der Schuft hat uns behorcht", sagte Hungry Bob ärgerlich, nachdem der Trapper fort war.

„Das glaube ich nicht", meinte Slippery Jim. „Hätte er gehört, was wir redeten, so würde er uns nicht blos gewarnt haben. Er hat sich ausgerechnet, als er uns hier beisammen fand, daß wir irgend einen Plan ausheckten und er fürchtete Böses. Daß auch der Teufel den Kerl hieher führen mußte. Er wird jetzt ganz gewiß auf das aufpassen, was wir thun und ich

rathe Euch, immer blos zu solchen Leuten zu sprechen, auf die Ihr Euch verlassen könnt."

„Wann und wo treffen wir uns wieder?" fragte Red Jack.

„Wohl am besten hier in zehn Tagen von heute. Laßt uns aber zur Mittagszeit zusammenkommen und unser Essen gebraten mitbringen, damit wir kein Feuer zu machen brauchen", entschied Slippery Jim.

Die drei Mestizen trennten sich ohne weiteren Abschied, mit einem kurzen Kopfnicken. Jim blieb noch am Ufer stehen und sah das Boot mit White, Allen und Hull den Minnesota-Fluß hinabgleiten, bis es an der nächsten Biegung seinen Augen entschwand. Dann suchte er die nächste Furth auf, durchwatete dieselbe und schlug den Weg nach dem Winnebagoe-Lager ein.

White saß nachdenklich im Hintertheile des Bootes, das Steuer führend. Slippery Jim hatte richtig gemuthmaßt. Sam hatte von der Unterredung der drei Strolche nichts gehört; aber es war ihm klar, daß sie irgend einen Anschlag vorbereiteten; denn ohne Ursache waren sie an einem so entlegenen Platze nicht zusammen gekommen.

Der Trapper theilte Allen und Hull seine Wahrnehmungen und Vermuthungen mit und ersuchte sie, sich so viel wie die Umstände es erlauben würden, nach dem Treiben der drei Halbblut-Indianer zu erkundigen und, falls sie von irgend einem Plane hörten, welcher der drei Gauner würdig war, ihm davon Nachricht zu geben.

Das versprachen Hull und Allen, die nicht sehr weit von White die Fallen stellten. Damit endete die Unterhaltung der ohnehin nicht sehr redseligen Jäger und fast

lautlos glitt das Boot zwischen Urwald-Ufern auf dem schönen Flusse dahin.

Neunzehnter Abschnitt.

Jeder Mensch trägt seine Eigenart mit sich herum, die größtentheils das Ergebniß seiner natürlichen Anlagen und seiner Erziehung ist und auf welche er sich demgemäß nicht viel einbilden darf. Die Verhältnisse welche uns umgeben, üben indeß einen beständigen Einfluß auf uns und oft geht mit uns allmälig eine große Veränderung vor, ohne daß wir es wahrnehmen, bis sie uns mitunter ganz plötzlich klar wird. Wer aus einem europäischen Lande nach den Vereinigten Staaten kam, hier eine lange Reihe von Jahren lebte und dann seine Geburtsstätte wieder besuchte, der wird vielleicht noch bei seiner Abreise nach der alten Heimath geglaubt haben, es seien mit ihm keine großen geistigen Veränderngen vorgegangen, seit er vor zwanzig Jahren herüber kam. Wenn er aber lange genug in Europa bleibt, um den Fernduft zu verlieren, der ihn bei seiner Ankunft umzieht und ihn seinen alten Bekannten als ein Wesen erscheinen läßt, das man anders behandeln müsse als früher; wenn sich die Leute „drüben" erst geben, wie sie sind; wenn es zum freien Austausch der Ansichten kommt, dann wird der Besucher der Heimath unfehlbar wahrnehmen, daß seine Lebensanschauung sich vielfach geändert hat und daß er über manche Dinge, über die er mit seinen Freunden früher einig war, jetzt ganz anders denkt.

Am tiefsten haftet das dem Menschen an, was auf

sein Gemüth den stärksten Eindruck gemacht hat; besonders lieb gewordene Gewohnheiten sind nur schwer oder gar nicht auszurotten und deshalb zündet der Deutsche, wohin er kommt, an einem geschmückten Weihnachtsbaume zum Christfest die Lichter an. Das hatten auch Radloffs jedes Jahr gethan und immer zum zweiten Feiertage die Familie Wilson eingeladen. Wilson's hatten den geschmückten Tannenbaum recht nett gefunden, aber sie konnten nicht begreifen, weshalb selbst der Baron und seine Gattin mit fast verklärten Augen auf die Tanne blickten.

In Deutschland bildet die Weihnachtsfeier das höchste Familienfest. Jeder Mensch, auch der ärmste, sucht zum Christfeste seinen Lieben eine Freude zu bereiten. Vor den Strahlen der Weihnachtskerzen entweicht wenigstens zeitweise die Alltäglichkeit, und unter dem Christbaum feiert selbstlose Liebe ihr herrliches Fest. Deshalb umzieht das Gemüth des Deutschen den Weihnachtsbaum mit einem heiligenSchimmer; die reinsten und schönsten Erinnerungen seiner Kindheit sind an den lichterreichen Christbaum geknüpft und deshlab pflanzt er letzteren überall als Symbol der Liebe auf, wohin er kommt. Und wenn die Deutschen dem amerkianischen Volke nichts gebracht hätten als ihre Lieder und ihren Weihnachtsbaum, so sollte das auch von denjenigen, welchen Manches an der deutschen Art mißfällt, als ein großer Creditposten angesehen werden.

Freilich hat auch das Weihnachtsfest hüben wie drüben unter dem Eindrucke des modernen Wesens gelitten. Wir meinen hier die in's Maaßlose steigenden Ansprüche.

Wer fünfzig Jahre zurückdenken und sich an die da-

maligen Weihnachtsbescheerungen erinnern kann und wer sie mit den heutigen vergleicht, der wird es begreiflich finden, wenn dem Familienvater unserer Tage bei dem Herannahen des Christfestes bangt, falls er nicht ein sehr vermögender Mann ist.

Vor fünfzig Jahren erhielten die meisten Familienmitglieder zu Weihnachten an Kleidern das, was sie nothwendig brauchten und die Kinder an einfachen Spielsachen, was ihnen überhaupt im Laufe des Jahres zu Theil wurde. Man verband das Nützliche mit dem Angenehmen, so daß der Familie daraus keine großen Mehrausgaben erwuchsen.

Heut ist das ganz anders. Durch die Erfindung der vielgeschmähten Maschinen ist der Wohlstand der Völker so gesteigert worden, daß heute die Taglöhner besser leben, als vor Jahrhunderten die reichen Leute. Man bedenke nur, wie bedeutend die Behaglichkeit der Wohnungen durch die Erfindung der Stubenöfen und des Fensterglases gesteigert wurde. Aber mit dem Reichthum der Völker haben sich auch deren Lebensansprüche gesteigert. Früher wirthschafteten die meisten Familien nach dem Grundsatze: „Was man hat, darf man erst verbrauchen, nachdem man einen „Nothgroschen" zurückgelegt hat."—Heut heißt es bei Vielen: „Was der Mensch braucht, muß er haben." Früher gab der Verdienst den Maßstab für die Lebensansprüche ab; heut werden Lebensansprüche aufgestellt, deren Befriediaung erfolgen „muß". Ueber das „Wie" machen viele Leute sich nicht die geringsten Sorgen."

Auch zur Weihnachtszeit machen sich jetzt die größeren Ansprüche geltend und die Freude am Geben wird oft durch die Sorge beeinträchtigt, wie alles das bezahlt

werden soll, was die Familien-Mitglieder und guten Freunde sich wünschen.

Bei unseren Ansiedlern am Cottonwood-Flusse waren aber die Weihnachts-Wünsche noch so bescheiden, daß Niemand dadurch in Sorgen versetzt wurde. Am geschäftigsten war Werner, der sich zu ergünden bemühte, wodurch er seinen neuen Freunden eine Freude bereiten konnte.

Nachdem ihm das gelungen war und nachdem er für Jeden eine kleines Geschenk und den Schmuck sowie auch die Lichte für den Weihnachtsbaum beschafft hatte, suchte er eine hübsche Tanne aus, die aber bis kurz vor dem Feste im Walde stehen blieb und ging dann eifrig an die Arbeit, die Baumverzierungen herzurichten. Jede freie Stunde verwendete er dazu und als die jungen Wilson's sahen, welche Freude ihm diese Arbeiten bereiteten, halfen sie ihm dabei.

Diese Vorbereitungen zum Feste wurden durch die Ankunft Samuel White's unterbrochen, der nach Werner fragte und eine Unterredung mit demselben begehrte. Da der Tag schön war, schlug Donatus dem Trapper einen Spaziergang vor, steckte seinen Revolver zu sich und ging mit White Radloffs Farm zu.

„Es freut mich sehr, Sie wieder zu sehen", sagte Donatus herzlich. „Ich habe, wie Sie bemerken, Ihren Rath befolgt, den Gedanken, Trapper zu werden, ganz aufgegeben und mich hier angekauft. Im Frühjahr werde ich mein Heim einrichten. Das Holz für das Haus und für den Stall ist schon geschlagen; auch Neuland gebrochen und eingezäunt."

„Es scheint mir, daß auch die Frau für das neue Haus schon gefunden ist", sagte White lächelnd. „Ich

weiß zwar nicht, auf welches der beiden schönen Mädchen Ihre Wahl fiel, ich schätze aber, daß ich auf alle Fälle Ihr gutes Urtheil loben kann. Schönere junge Damen giebt es im ganzen Westen nicht, als die beiden Töchter des Herrn Wilson."

„Sie wünschen mir zu früh Glück, lieber Freund", entgegnete Donatus etwas verlegen. „Es ist ja nicht schwer, sich in ein hübsches und gutes junges Mädchen zu verlieben; aber viel schwerer ist es, das Herz einer Geliebten zu gewinnen."

„Nun, nun", meinte der Trapper; „Sie sind ja ein netter junger Mann und so zahlreich, wie die Büffelheerden im Westen, sind hierzulande die Freier nicht."

„Haben Sie das Fallenstellen diesen Winter schon aufgegeben", fragte Werner, um den Gesprächsgegenstand zu ändern.

„Das nicht; aber ich habe in den letzten Wochen Manches gesehen, was mir nicht gefällt", entgegnete White und fuhr dann fort:

„Sie erinnern sich, daß wir über die Möglichkeit eines Indianer-Aufstandes sprachen. Sie theilten mir mit, daß kluge Leute ein solches Ereigniß für unwahrscheinlich hielten; ich sagte Ihnen jedoch, daß ein abermaliger Grenzkrieg leider sehr wohl möglich wäre. Es gewinnt nun den Anschein, als ob uns ernste Unruhen bevorständen, die Indianer sind unzufrieden und in der That ist ihre Verpflegung in diesem Winter wieder durchaus ungenügend. Dazu kommt, daß mehrere Mestizen zum Aufstande hetzen und daß angesehene Häuptlinge eine Erhebung begünstigen."

Werner wurde ernstlich besorgt. Ihm selbst wäre die Betheiligung an einem Indianer-Kriege wohl mehr

romantisch als schrecklich erschienen; aber jetzt überwog die Besorgniß für das Schicksal der ihm befreundeten Familien seine Kampfeslust und er fragte, ob White die Fortschaffung der Frauen, Mädchen und Kinder für zeitgemäß erachte. „Die Männer", fügte Werner hinzu, „sollten sich in diesem Falle sofort militärisch organisiren und den Kampf aufnehmen."

„So weit ist es noch nicht", versetzte der Trapper. „Immerhin hielt ich es aber für gut, Sie bei Zeiten zu warnen. Die Indianer sind noch nicht reif für einen Aufstand; aber es streichen unter ihnen mehrere verzweifelte Kerle umher, denen man das Schlimmste zutrauen darf. Es sind besonders drei Halbblut-Indianer, Slippery Jim, Hungry Bob und Red Jack genannt; — merken Sie sich diese Namen, — die irgend eine Teufelei vorhaben. Ich überraschte die Halsabschneider vor einiger Zeit an einem einsamen Platze, wo sie offenbar zu dem Zwecke zusammengekommen waren, irgend eine Unthat auszuhecken. Es wäre wohl möglich, daß die drei Mestizen zusammen mit einigen anderen Kerlen ihres Gelichters irgend einen Handstreich ausführten. Ich und einige meiner Freunde haben ein Auge auf die Hallunken geworfen und bemerkt, daß sie unter den Sioux an der oberen und unteren Agentur sowie unter den Winnebagoes umher wühlen."

„Können wir irgend etwas gegen die etwaigen Anschläge der Kerle thun?" fragte Donatus, „und soll ich meine Freunde warnen?"

„Nur ungern störe ich den Frieden und das behagliche Leben der Ansiedler", sagte White; „ich bin lange mit mir darüber zu Rathe gegangen, ob ich den weiten Weg in die Ansiedlung machen und meine Freunde

warnen sollte. Hätten wir es nur mit den Sioux oder den Winnebeagoes zu thun, so hätte ich mir den Marsch gespart; denn sie sind, wie ich schon sagte, noch nicht reif zum Aufstande. Aber man sollte gegen einen etwaigen Anschlag der drei Mestizen einigermaßen auf der Hut sein und ich werde Ihnen rathen, daß die Frauen und Kinder nie allein und die Männer nicht ohne Gewehre ausgehen;—auch nicht zur Arbeit."

„Ich werde das meinen Freunden dringend rathen, ohne die Frauen unnöthig zu beunruhigen", versicherte Werner. ,Und nun nehmen Sie zum Dank und als Andenken von mir diesen Revolver, der im Handgemenge eine bessere Waffe ist, als eine Büchse oder als eine Vogelflinte."

Der Trapper blickte mit unverhohlener Mißachtung auf das damals noch nicht allgemein gebräuchliche Schießeisen, das er für eine städtische Spielerei anzusehen schien.

„Mißachten Sie den Revolver nicht", sprach Werner. „Er hat einen verhältnißmäßig langen Lauf und um Sie von der Treffsicherheit zu überzeugen, werde ich versuchen, dem Prairie-Huhn den Kopf wegzuschießen, das dort auf dem Zaune sitzt."

Donatus zielte, der Schuß krachte und das Prairie-Huhn fiel kopflos zur Erde.*)

„Der Schuß macht Ihnen und dem kleinen Dinge da alle Ehre", sagte Sam White, den Revolver nun mit mehr Hochachtung betrachtend. „Da sind ja wohl sechs Schüsse drin und ich glaube nun selbst, daß man damit im Handgemenge mehr leistet, als mit einem Gewehre.

*) Selbst erlebt. Der Verfasser.

Wenn man das Prinzip des Revolvers auf eine Kugelbüchse anwendet und eine Drehscheibe mit sechs Patronen hinten an einem Büchsenlauf befestigt, wird man eine furchtbare Waffe schaffen. Eine Anzahl guter Schützen in gedeckter Stellung, von denen jeder sechs Mal feuern, kann, ohne sein Gewehr dazwischen wieder zu laden, würden unter denjenigen ein großes Blutbad anrichten, welche eine so vertheidigte Stellung stürmen wollten."

„Ich werde Ihnen hundert Patronen dazu geben", versprach Werner. „Aber nun kommen Sie zum Mittagessen. Die Familie Wilson wird dann beisammen sein und ich kann Sie mit allen Mitgliedern bekannt machen."

White wurde mit amerikanischer Gastfreundschaft aufgenommen. Er sprach von seinem Besuche, als sei er nach der Ansiedlung gekommen, um in Neu-Ulm Einkäufe zu machen und Werner erwähnte so nebenbei, daß der Trapper etliche umherstreichende Halbblut-Indianer bemerkt hätte und es deshalb für angemessen halte, etwas vorsichtig zu sein.

„Ist Slippery Jim einer dieser Strolche", fragte Arthur Wilson.

Sam nickte. „Kennen Sie den Kerl", fragte er.

„Genug, um ihm alles Schlechte zuzutrauen", entgegnete Arthur.

„Dann werden Sie Ihren Freunden Vorsicht anrathen", sprach der Trapper. „Ich weiß von keiner Gefahr, die Sie bedroht; es ist aber besser, wenn Frauen und Kinder nicht ohne die Begleitung von Männern ausgehen, wenn diese auch bei der Arbeit immer ihre Gewehre bei sich führen und auf ihre Pferde Acht ha-

ben." Und nach kurzem Besinnen setzte er hinzu: „Ich empfehle nie die leichtsinnige Anwendung von Schußwaffen; aber wenn einmal durch zufällige Entladung eines Gewehres dieser Slippery Jim aus unserem irdischen Jammerthale erlöst werden sollte, würde das für besagtes Jammerthal kein großer Schaden sein."

Nach dem Essen verabschiedete sich White, nachdem er die Revolver-Patronen in Empfang genommen, und Arthur beförderte die Warnung des Trappers sofort nach dem Radloff'schen Hause.

Werner kaufte am nächsten Tage in Neu-Ulm drei neue Revolver, nachdem er deren Treffsicherheit untersucht hatte. Einen derselben führte er fortan stets bei sich; die beiden anderen bestimmte er zu Weihnachts-Geschenken für Arthur und Benno.

Die Warnung White's warf keinen sehr dunkeln Schatten auf das Leben der Gewarnten. Wenn, wie ein Sprüchwort sagt, Gott die Feiglinge haßt, so hatte er aus diesem Grunde keinen Anlaß zur Abneigung gegen die Ansiedler; denn in den Blockhäusern am Cottonwood-Flusse schlugen muthige Herzen. „Gott ist allgegenwärtig, wie die Luft, die uns überall umgiebt", sagte die Baronin. „Wenn unsere Stunde gekommen ist, werden wir sterben; wenn nicht, dann werden alle Anschläge schlechter Menschen gegen uns zu Schanden werden."

Immerhin wurde aber die Mahnung zur Vorsicht beachtet und dem Rathe White's gemäß gehandelt. Nachts wurde ein Hund in den Stall gesperrt, die Thür zu letzterem wurde mit einem schweren Vorlegeschloß versichert und die Männer legten Abends die Gewehre unter ihre Bettstellen, um sie beim ersten Alarm zur

Hand zu haben. Werner suchte außerdem die Damen durch die Versicherung noch mehr zu beruhigen, daß White sie jedenfalls noch einmal warnen würde, wenn er ernste Gefahr fürchte.

Eines Tages fuhren Herr Wilson, seine Gattin und Arthur nach Neu-Ulm, da sie einige Einkäufe zu machen hatten. Mary war in der Küche thätig und Elisabeth mit einer Näharbeit im Wohnzimmer beschäftigt. Donatus benützte diese Gelegenheit, um seiner Angebeteten eine Klage vorzutragen und er sprach:

„Ihr Bruder Arthur besucht Fräulein Irma und Benno Radloff Fräulein Mary und obschon meines Wissens die jungen Herrschaften nicht mit einander verlobt sind und auch von einer Verheirathung der jungen Paare nicht die Rede gewesen ist, gehen sie doch mit einander spazieren; sogar jetzt im Winter, wenn das Wetter es irgend erlaubt. Sie aber vermeiden es, mit mir allein zu sein; als wäre ich ein Raubmörder, der nur auf eine Gelegenheit wartet, Sie umzubringen. Finden Sie nicht selbst, daß ich schlechter behandelt werde, als ihr Bruder und Benno und daß Sie an dieser grausamen Ungerechtigkeit schuld sind?"

„Wenn Sie mit mir über etwas Anderes sprechen wollten, würde ich sehr gern mit Ihnen mich unterhalten", entgegnete Elisabeth; „aber Sie kommen immer wieder auf das zurück, was Sie nach unserer Vereinbarung gar nicht berühren sollten."

Donatus lachte. „Sie glauben also, die jungen Leute reden von „etwas Anderem", wenn sie beisammen sind", sagte er. „Es ist allerdings höchst wahrscheinlich, daß Herr Arthur dem Fräulein Irma beweist, daß das Quadrat der Hypotenuse in einem recht-

winkligen Dreieck gleich ist der Summe der Quadrate der beiden Katheten und daß Herr Benno Ihrem Fräulein Schwester die Vorzüge der schrägen Schlachtordnung auseinandersetzt, durch welche Friedrich der Große die Schlacht bei Leuthen gewann."

Das Fräulein mußte zugeben, daß dies unwahrscheinlich sei und Werner sagte: „Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Mitunter vermag ich Gedanken Anderer zu errathen. Ich werde Ihrem Herrn Bruder das Wichtigste von dem wiederholen, was er zu Fräulein Irma sagte, als er sie neulich heim begleitete. Wenn Arthur zugeben muß, daß ich das, was er an dem bewußten Abend gesagt und gethan hat, richtig ergründete, so wird mir Fräulein Elisabeth gestatten, ja strengstens anbefehlen, in allen Stücken dem lobenswerthen Beispiele ihres Herrn Bruders zu folgen."

Elisabeth war nicht geneigt, auf diesen Vorschlag einzugehen und sie mußte es sich gefallen lassen, von ihrem Anbeter grausamer Inconsequenz beschuldigt zu werden. „Sie machen mich rathlos", sagte er. „Soeben haben Sie mir die vier jungen Leute als Vorbilder für mein Verhalten aufgestellt und nun ich mich erbiete, den berühmten Mustern nachzuleben und nachzustreben, verbieten Sie mir das. Was soll ich nun thun, um Ihre Gunst zu erringen? All mein ehrliches Streben ist vergeblich!"

Diese Klagen blieben doch nicht ganz ohne Einfluß auf Elisabeth und sie entgegnete: „Ich weiß, daß Sie gut und aufrichtig sind; aber ich kann nur wiederholen, was ich Ihnen bei unserer letzten Unterredung sagte und muß Sie bitten, noch etwas Geduld zu haben."

„Etwas Geduld — wieviel ist das?" begehrte Donatus zu wissen.

Das Fräulein entgegnete: „Sie haben schon so viel von mir erbeten—"

„Von dem Sie fast nichts gewährt haben", klagte Werner.

„Daß ich nun auch eine Bitte an Sie richten möchte", sprach das Fräulein.

„Wenn Sie mich heirathen würden, brauchten Sie weder zu wünschen, noch gar zu bitten, sondern nur zu befehlen", betheuerte Donatus.

„Vorläufig bitte ich nur."

„Was soll ich thun?"

„Versprechen Sie mir, mich nicht weiter zu drängen", bat Elisabeth.

„Jacob hat um seine geliebte Rahel im Ganzen vierzehn Jahre gefreit", entgegnete der bibelfeste Donatus. „Damals wurden die Leute aber viel älter, als heute. Und ich fürchte sehr, daß Sie die Absicht haben, mich ebenfalls vierzehn Jahre warten zu lassen, um mir dann am Ende gar einen Korb zu geben. Dennoch will ich Ihnen meine Bereitwilligkeit erweisen, auch das Schwerste zu thun, was Sie von mir verlangen. Ich verpflichte mich also hierdurch feierlichst, zwar nicht vierzehn Jahre, aber doch vierzehn Tage lang auf ein Zeichen Ihrer Gunst zu warten. Sollten Sie mir die Güte erweisen, in dieser langen Zeit schwerer Prüfung mit mir zusammenzutreffen, so verpflichte ich mich, mit Ihnen über nichts Anderes zu sprechen, als über die Kant'sche Philosophie. Wir werden zunächst zum Zwecke unserer philosophischen Forschungen die Grenzen des menschlichen Erkenntniß-Vermögens feststellen; sodann

untersuchen, wie die reine von der Erfahrung unabhängige Vernunft beschaffen ist. Dann werde ich allein festzustellen suchen, was die menschliche Vernunft und Unvernunft zu leisten vermag. Alsdann werde ich wieder im Anschluß an die Kant'sche Weltweisheit Ihnen darlegen, daß Sie die Dinge nicht erkennen, wie sie an sich sind, sondern nur, wie sie Ihnen erscheinen. Ich werde Ihnen zeigen, daß der kategorische Imperativ, aus welchem das Sittengesetz zu uns spricht, uns beherrscht, daß wir aber das Uebersinnliche weder zu erkennen noch zu erweisen vermögen und daß daher eigentlich alle Anstrengungen der Philosophie dem unbetheiligten Zuschauer vergeblich erscheinen müssen; zumal unser Vertrauen in die Lehrsätze der grübelnden Herren dadurch erschüttert wird, daß die Einen meistens die Ermittelungen der Andern für irrthümlich erklären. Sollten Sie dann durch meine Darlegungen noch nicht ermüdet sein, so weden wir vielleicht noch zu dem Schlusse kommen. daß die Verwendung so viel menschlicher Denkkraft auf etwas Unerreichbares eine ebenso bedauerliche Verschwendung ist, wie das Streben der Mechaniker nach Erfindung des Sichimmerbewegenden. Vielleicht neigen wir uns aber auch am Ende unserer Betrachtungen der Ansicht zu, daß bei dem Streben nach Unerreichbarem mitunter wichtige Entdeckungen und Erfindungen gemacht werden. Dann kommen wir unter Umständen zu dem Schlusse, daß die Philosophie zwar schon viele Geisteskraft verschlungen hat und an sich nicht „lohnend" ist; daß sie aber die Denkkraft geschörft und dadurch anderen Forschungen genutzt hat. In diesem Falle werden wir die Philosophie in so fern mit dem Studium der lateinischen Sprache vergleichen

dürfen, als auch diese nach Ansicht Vieler für die auf sie verwendete Zeit keinen entsprechenden Nutzen gewährt, während andererseits die Kenntniß des Lateinischen die Erlernung der meisten anderen Sprachen erleichtert. Ich bin überzeugt, daß es mir gelingen wird, Sie mit solchen Auseinandersetzungen gründlich einzuschläfern und Ihnen dadurch die Erkenntniß zu offenbaren, daß ich Ihnen, falls Sie mich heirathen, auch als Einschläferungsmittel von großem Nutzen sein würde."

Elisabeth lächelte und sagte: „Wir schließen also hiermit einen vorläufigen auf vierzehn Tage lautenden Vertrag und Sie verpflichten sich, während seiner Dauer mich nicht weiter zu drängen."

„Ihr Herr Vater ist Jurist und er kann Ihnen sagen, daß kein Vertrag gültig ist, in welchem nicht eine Leistung und eine Gegenleistung vereinbart wurden. Worin besteht nun Ihre Gegenleistung?"

„Sie haben versprochen, meine Bitte zu erfüllen", entgegnete das junge Mädchen, seinem unermüdlichen Anbeter die Hand reichend, „und Sie werden Ihr Wort halten."

Werner erhob sich, küßte die ihm dargebotene Rechte, versprach zu gehorchen und kehrte dann zu seiner Arbeit zurück; im Herzen froh, daß doch nun — wenn eigentlich auch nur von seiner Seite—die Zeit festgesetzt war, wann eine Erklärung stattfinden sollte.—

Der Weihnachtsabend hatte die Familie Wilson um den Christbaum versammelt, der im Parlor aufgestellt war und mit seinem Lichterglanz das traute Heim beleuchtete. Die kleinen Geschenke, mit welchen Alle einander bedacht hatten, waren vertheilt und mit Dank angenommen worden. Werner erbot sich, ein Weihnachts-

lied zu singen, bat aber die Freunde, ihn zu entschuldigen, daß seine Stimme nicht ausreichend sei, die schöne Weise völlig zur Geltung zu bringen.

Er setzte sich an das Klavier. Er hatte von seinem Vater und dem Küster des heimathlichen Dorfes guten Musik-Unterricht genossen; auch waren seine allerdings nur mäßigen Stimmmittel gut geschult worden und obschon er seit Monaten die Musik nicht regelmäßig gepflegt hatte, so wurde es ihm doch nicht schwer, das herrliche Weihnachtslied zum Vortrage zu bringen.

Während er einige einleitende Accorde griff, wurde die Erinnerung an sein Vaterhaus und an seine Eltern in ihm wach und mit leise bewegter Stimme sang er:

O du fröhliche,
O du selige,
Gnaden bringende Weihnachtszeit!
Welt war verloren,
Christ ist geboren,
Freue Dich, freue Dich, Christenheit!

„Singen Sie das Lied noch einmal“, sagte Elisabeth, die zu ihm getreten war und gern kam Donatus ihrem Wunsche nach. Er hörte, daß Elisabeth die Melodie leise mitsang. Als er geendet hatte, legte das schöne Mädchen beide Hände auf seine Schultern, beugte sich vor und sagte mit bebender Stimme: „Ich liebe Dich!“

Er blickte auf. Ihre Wangen waren leicht geröthet und ihre Augen schimmerten im feuchten Glanze.

„Mama weiß es und ich glaube Papa auch“, flüsterte sie.

Werner stand auf. Gern hätte er Elisabeth an sich gezogen; aber er faßte sich, ergriff ihre Hand und trat dann mit der Geliebten vor die Eltern, welche neben der duftenden Tanne saßen.

„Nur schwer finde ich Worte", sagte er in tiefer Bewegung, „um den Ihnen die Hand Ihrer Tochter zu erbitten. Elisabeth ist das erste Mädchen, das ich lieb gewann und die Liebe zu ihr erfüllt mein ganzes Herz. Wenn Sie mir das Schicksal der Geliebten anvertrauen, so wird all mein Thun und Lassen den Hauptzweck haben, sie glücklich zu machen."

„Ich glaube Ihnen", sagte Herr Wilson, Donatus die Hand reichend. „Wir kennen einander zwar erst verhältnißmäßig kurze Zeit; aber Sie waren uns ein lieber, fleißiger Hausgenosse. Ich vertraue Ihnen die Hand meiner Betty an." — Betty nannte Herr Wilson seine Aelteste immer, wenn er ihr einen Kosenamen geben wollte.

„Elisabeth verdient es, daß ihr Mann sie liebt und ehrt", sprach Frau Wilson gerührt; „sie war immer ein gutes Kind, in dessen Herz kein Falsch ist."

„Ich habe in meinem Leben viele schöne und kluge Mädchen gesehen", berichtete Werner, Frau Wilson ehrerbietig die Hand küssend; „aber nie schlug mein Herz deshalb schneller. Erst als ich Elisabeth zum erstenmale sah, da war es um meine Freiheit geschehen und ich fühlte, daß ich ihre Hand gewinnen mußte, um glücklich zu sein."

„Ganz unser Fall, nicht wahr, Ellen?" sagte Herr Wilson, seine Frau küssend.

Donatus folgte sofort frohgemuth diesem guten Beispiel und drückte den ersten Kuß auf Elisabeth's Lippen.

Nun beglückwünschten Mary und Arthur das junge Paar sehr herzlich und Arthur sagte: „Werner ist übrigens ein Geheimnißkrämer. Wir haben länger als einen Monat zusammen in einem Zimmer gehaust; aber mit keiner Silbe hat er von seiner Liebe zu Elisabeth gesprochen; obschon ich längst wußte, daß mein Schwesterchen die Herrin seines Herzens war."

„Die Tyrannin hatte mir verboten, meine Gefühle irgend Jemandem zu beichten", klagte Donatus, Elisabeth an sich ziehend, „und da es doch einmal mein Schicksal sein wird, unter ihren Befehlen zu stehen, so gewöhnte ich mich gleich von Anfang an Gehorsam."

„Wenn Du mich als Tyrannin anschwärzest, werde ich erzählen, daß Du mir nie gehorchtest; wenn ich Dich bat, Deine Liebeserklärung aufzuschieben", drohte Elisabeth leise und die Glücklichen plauderten weiter, bis Frau Wilson verkündete, daß sie die ganze Radloff'sche Familie für den nächsten Tag zum Mittag-Essen eingeladen habe, daß der Vormittag viele Arbeit bringen werde und es daher Zeit wäre, früh zur Ruhe zu gehen.

Als Arthur und Donatus in ihr Zimmer getreten waren, faßte letzterer beide Hände seines Freundes: „Jetzt darf ich Dir dafür danken, daß ich in dieses gesegnete Haus kommen und meiner Elisabeth näher treten durfte. Ich werde das nie vergessen und ich hoffe, daß ich Gelegenheit finden werde, Dir Dein Wohlwollen und Deine Freundschaft zu vergelten."

„Unsinn", entgegnete Arthur mit dem sonnigen Lachen, welches sein Gesicht so hübsch machte. „Als ältester Bruder war ich verpflichtet, nach Kräften dafür zu sorgen, daß Elisabeth einen guten Mann bekommt und da in dieser Gegend der Vereinigten Staaten die gu-

ten Freier nicht übermäßig zahlreich sind, so bemühte ich mich, die Partie zu vermitteln. Du bist mir also zu gar keinem besonderen Dank verpflichtet."

„Du redest, als wäre das schönste Mädchen in den Vereinigten Staaten" —

Hier erhob Arthur Einspruch und schickte sich an, Irma Radloff zu loben und zu preisen; aber Werner ließ sich nicht unterbrechen; „als wenn das schönste Mädchen in den Ver. Staaten neben der Baronesse Irma von Radloff eine alte Jungfrau geworden wäre, falls ich meinen Fuß nicht zufällig in diese Gegend gesetzt hätte."

„Das habe ich nicht gesagt", entgegnete Arthur lächelnd. „An Bewerbern hat es nicht gefehlt; aber Elisabeth hat eine merkwürdige Art, sogleich Leute fortzuschicken, die ihr nicht gefallen und da ich den Eindruck hatte, daß Du genehm werden könntest, förderte ich Deine Bewerbung. Ich glaube übrigens, daß ich Elisabeth's Neigung für Dich viel eher bemerkte, als Du."

„Bei Deiner Bewerbung um die hübsche Irma bedarfst Du wohl keiner Unterstützung", fragte Donatus neckend.

„Ich denke nicht", antwortete Arthur und nachdem die beiden glücklichen jungen Männer sich noch eine Weile an dieser nur für Liebende fesselnden Unterhaltung erfreut hatten, schlummerten auch sie ein und das Blockhaus lag in tiefem Frieden.

In aller Frühe am nächsten Morgen, nachdem er bei den ihm und Arthur obliegenden Arbeiten geholfen, fuhr Donatus nach der Stadt, um zwei goldene Ringe zu kaufen. Nachdem dies geschehen, ging er nach dem Postamte und fand dort außer anderen Briefen und

einigen Zeitungen ein Schreiben, in welchem der Anwalt, der seine Rechtsangelegenheiten besorgt hatte, ihn von dem Tode des Rittergutsbesitzers Behrend in Kenntniß setzte, sowie davon, daß derselbe Herrn Donatus Werner zum alleinigen Erben seines einst großen Vermögens ernannt hatte, das allerdings durch das allzu flotte Leben des Verstorbenen erheblich zusammen geschmolzen war.

Die Nachricht ging Donatus sehr nahe; denn sein Pathe hatte ihn stets gütig behandelt und er verdankte demselben außer einigen ritterlichen Künsten viele kleine Freuden und Geschenke. Nun war der zwar leichtlebige aber gütige Mann todt und unwillkürlich sandte der junge Mann ein Gebet zu Gott empor, er möge dem Todten ein gnädiger Richter sein, dessen gutes Herz und immer offene Hand so viele Noth gelindert hatte. — Alsdann fuhr er heim.

Als er vor dem Wilson'schen Hause angekommen war, steckte er zunächst Elisabeth den Verlobungsring an den Finger, übergab dem Hausherrn die Postsachen und brachte dann das Pferd nach dem Stalle.

In das Wohnzimmer zurückgekehrt, fand er Frau Wilson und die beiden Mädchen in Thränen. Denn Georg, der zweite Sohn der Familie, hatte seinen Eltern mitgetheilt, daß er als Freiwilliger in die Bundesarmee treten werde, falls kein elterlicher Einspruch erfolge. Vorher werde er dann noch nach Hause kommen und Abschied nehmen.

Herr Wilson sagte mit einer Stimme, welcher er vergeblich Festigkeit zu geben suchte: „Dieser unselige Krieg fordert überall Opfer und wir können uns denselben nicht entziehen. Georg ist frei, sein Herz noch

nicht gebunden und so mag er denn in Gottes Namen für die Untheilbarkeit der Union in den Kampf ziehen."

Und mit schweren Herzen setzte der Vater sich nieder, um den Brief zu schreiben, der seinen Sohn vielleicht in den Tod sandte. Aber die Mutter forderte in einem zweiten Briefe, daß Georg zu längerem Aufenthalte nach dem Elternhause käme, ehe er in die Armee trete.

Nach einer Pause machte auch Werner den Inhalt seines Briefes aus Deutschland bekannt und es wurde beschlossen, durch das preußische Konsulat in St. Paul die gesetzlichen Schritte einzuleiten, welche zur Vollmachts-Ertheilung und Erbschafts-Erhebung nothwendig waren.

Als die Familie Radloff eintraf, wurde ihr Mittheilung von der stattgehabten Verlobung und den inhaltreichen Briefen gemacht, welche am Morgen angekommen waren. Die Verlobung überraschte offenbar Niemand; denn auch in diesem Falle war das, was die Liebenden für ihr Herzgeheimniß hielten, den Freunden längst klar geworden. Aber die Glückwünsche waren sehr herzlich und es schien, als wenn sich namentlich Irma und Mary, sowie Arthur und Benno durch die stattgehabte Verlobung angenehm berührt und ermuthigt fänden, ein Gleiches zu thun.

Aber das bevorstehende Scheiden Georg Wilson's, sowie der von Donatus so tiefbetrauerte Tod seines alten Freundes trübten die frohe Stimmung, welche sonst geherrscht hätte. Auch hier erfüllte sich wieder das Dichterwort: „Des Lebens ungemischte Freude wird keinem Irdischen zu Theil."

Zwanzigster Abschnitt.

Einige Tage später langte Georg Wilson im väterlichen Hause an und er wurde wie ein lieber Sohn und Bruder empfangen, den man zu verlieren fürchtet. Unter den drei jungen Leuten entspann sich ein Streit darüber, wer von ihnen auf dem Boden schlafen sollte.

Eine Zeit lang schien es, als würden aus Höflichkeit gegeneinander alle Drei den Bodenraum beziehen; dann aber richteten sie sich gemeinsam, wenn auch ziemlich beengt, in dem Schlafzimmer Arthur's ein.

Georg war kein lärmender Prahler, der sich in der Rolle des angehenden Helden gefällt; aber es lebte in ihm eine edle Begeisterung für die Sache der Union Er war ein Todfeind der Sklaverei und bereit, sofort sein Leben zu opfern, wenn er dadurch die Untheilbarkeit der Union hätte sichern können. Die Ansichten Werner's gefielen Georg natürlich ganz und gar nicht. Er meinte, über solche Doctrinen könnte die Republik zu Falle kommen. Selbst wenn das abstrakte Recht auf der Seite des Südens wäre; selbst wenn die Südstaaten aus dem Umstande, daß sie vor hundert Jahren freiwillig der neuen politischen Organisation beitraten, das theoretische Recht zum Verlassen der Union herleiten könnten, so widerspräche dieses abstrakte Recht einzelner Staaten dem lebendigen Rechte eines großen Volkes: eine untheilbare Nation zu bilden.

Die Frage wurde damals in fast allen Familien des Landes eingehend erörtert; aber die Mehrheit im Norden war für Aufrechterhaltung der Union um jeden Preis; die Mehrheit im Süden für Wahrung des staatlichen Secessionsrechts und oft kam es wegen dieser

Meinungsverschiedenheiten zu blutigen Familienzwisten. In Wilson's Hause beschränkte man sich auf die Besprechung der Frage in der Art, wie sie unter gebildeten Leuten üblich ist und Werner, welcher den begeisterten Jüngling nicht verletzen mochte, vermied es, auf die Frage vom Secessionsrecht zurückzukommen.

Gleich nach dem Eintreffen Georg's auf der Farm erhielt Herr Wilson einen Brief aus St. Paul, in welchem ein Freund ihm mittheilte, er habe von dem Bischof von Minnesota, Herrn H. B. Whipple, erfahren, daß unter den Sioux-Indianern große Noth herrsche, daß der um die armen Rothhäute verdiente Bischof wiederholt in Washington Vorstellungen gemacht, aber bis jetzt nur Versprechungen erhalten habe. Herr Whipple thue für die Bedrängten, was in seinen Kräften stehe; das reiche aber nicht aus und er fürchte, daß die Mißwirthschaft im Indianer-Departement der Bundes-Regierung zu ernsten Unruhen führen werde.

Einige Tage später, an einem Sonntag Nachmittag, besuchten Wilson's ihre Nachbarn und kam bei dieser Gelegenheit die Mittheilung des Bischofs zur Sprache. Frau Wilson fragte, ob man den Armen nicht helfen könne.

Arthur sagte, er habe gehört, daß in einem Indianer-Dorfe am Minnesota-Flusse auch große Noth herrsche. Es seien dort an 300 Indianer.

Herr Radloff meinte: „Wir können so vielen ganz gewiß nicht dauernd helfen; dazu reichen unsere Mittel nicht aus. Aber es ist Menschenpflicht, nach Kräften den Armen beizustehen.“

„Es wäre nicht gerathen, den Indianern Geld zu geben“, sagte Herr Wilson; „denn viele der würdigen

Krieger dürften dafür Feuerwasser kaufen. Die Noth der armen Frauen und Kinder würde nicht gelindert; ja vielleicht gesteigert werden, wenn die Familienväter sich auf unsere Kosten betrinken und dann in Raserei gerathen. Ich glaube, es wäre am zweckmäßigsten, Lebensmittel zu kaufen und diese in das Indianerdorf zu schicken. Arthur hat sich genug von der Indianersprache angeeignet, um mit den Rothhäuten verkehren zu können und er wird die Vorräthe gewiß gerne hinaus fahren."

„Ist mit einer solchen Reise nicht große Gefahr verbunden", fragte Irma.

Curt Radloff lächelte; aber ein strafender Blick seines Vaters verhinderte jede vorlaute Bemerkung, zu welcher der angehende Jüngling etwa bereit war.

Georg sprach die Hoffnung aus, die Hülfe in der Noth werde den Indianern beweisen, daß die Ansiedler vom Cottonwood-Flusse ihre Freunde sind und das werde jedenfalls freundschaftliche Beziehungen anbahnen.

Werner theilte mit, was ihm White in Bezug auf die Dankbarkeit der Indianer gesagt hatte und Herr Wilson meinte: „Viele Leute erwarten Dank für Alles, was sie thun und was etwa Anderen zum Nutzen gereicht und manche gehen so weit, daß sie für einen Briefumschlag, den sie Jemand geben, als sofortige Gegenleistung einen Zehndollarschein und ewige Dankbarkeit obendrein erwarten. Man soll geben, wo man es für seine Pflicht hält, und nicht auf Dank rechnen. Dann wird man nie enttäuscht werden."

„Wir sollten die Möglichkeit berücksichtigen, daß ein Wagen voll Lebensmittel von Indianern unterwegs an-

gehalten und ausgeplündert werden könnte", sagte Herr Radloff.

„Wir können eine Botschaft an den Häuptling „Other Day" schicken", schlug Herr Wilson vor. „Der Mann gilt allgemein als ein Freund der Weißen und wir können ihn auffordern, mit einer Anzahl seiner Krieger nach Neu-Ulm zu kommen, um von dort aus unsern Wagen mit Lebensmitteln nach seinem Dorfe zu bringen."

Benno, Georg und Donatus erboten sich, Arthur zu begleiten; aber da Georg nur noch kurze Zeit bei den Seinigen bleiben konnte, wurde entschieden, daß Benno Radloff und Werner Arthur begleiten sollten. Während der Abwesenheit der drei jungen Leute sollten die Zurückbleibenden sich besonders vorsichtig verhalten.

Nachdem festgestellt worden war, wie viel die beiden Familien und Werner beisteuern wollten und was dafür gekauft werden sollte, wandte der Baron sich an Herrn Wilson in einer Angelegenheit, die ihm ernstliche Sorge machte.

„Seit Herr Georg sich entschlossen hat, als Freiwilliger in die Bundes-Armee zu treten", begann Herr Radloff, „ist in Benno die Meinung entstanden, daß auch unsere Familie verpflichtet sei, einen Freiwilligen zu stellen. Ich hätte dagegen nichts einzuwenden, obschon uns natürlich der Abschied auch schwer fallen würde, wenn Curt einige Jahre älter wäre. Wie die Dinge liegen, können wir, eine Familie von zehn Personen, die Hülfe meines ältesten Sohnes nicht gut entbehren. Außerdem droht nach den übereinstimmenden Angaben unterrichteter Leute unserer Ansiedlung Gefahr durch Indianer und Mestizen und deshalb bin ich

der Ansicht, daß Benno hier bleiben sollte. Ehe ich aber meine Entscheidung treffe, möchte ich Ihre Ansicht über die Angelegenheit hören."

„Bin ganz Ihrer Meinung", entgegnete Herr Wilson bestimmt. „Auf der Familie baut sich der Staat auf und die Pflichten gegen die Familie gehen vor. Diesen Grundsatz haben auch fast alle Völker in ihren Gesetzgebungen anerkannt. Die ritterliche Gesinnung des Herrn Benno ist ja lobenswerth; aber wenn er sich die Angelegenheit gründlich überlegt, wird er doch wohl zu dem Schlusse kommen, daß es seine Pflicht ist, auf seinem jetzigen Posten zu bleiben."

Auch Frau Wilson fühlte sich veranlaßt, ihre Ansicht auszusprechen. „Wenn von je zwei Familien ein Mitglied in die Bundes-Armee tritt", sagte sie, „so ist das ein großes Opfer und es sollte der Regierung Truppen genug zur schnellen und siegreichen Beendigung des Krieges liefern. Georg ist ein junger Mann, dessen Herz noch nicht gesprochen hat. So schwer mir sein Entschluß geworden, meine ich doch, daß, wenn einer unserer jungen Leute uns verlassen muß, es ihm am leichtesten sein wird und ich werde täglich zu Gott beten, daß er ihn behüten und gesund in die Arme der Seinigen zurück führen möge."

Die getroffene Entscheidung fand allgemeinen Beifall und Benno fügte sich derselben. Er hatte die gleichen Bedenken empfunden, die sein Vater geltend machte und die Herr Wilson als entscheidend ansah; aber der Umstand, daß Georg seine Dienste dem Vaterlande weihte, war ihm wie eine Mahnung erschienen, daß auch die Radloff'sche Familie der Bundesarmee einen Streiter liefern müsse.—

Am nächsten Morgen fuhr Arthur nach dem Städtchen und fand ohne Schwierigkeit einen Boten, welcher die Besorgung eines Briefes an den Häuptling „Other Day“ übernahm.

In dem Schreiben wurde der Häuptling ersucht, am vierten Tage mit einer Anzahl seiner Krieger in Neu-Ulm zu sein, um einen Wagen mit Lebensmitteln nach seinem Dorfe zu begleiten. Da zu jedem Indianer-Lager einige Mestizen oder einige junge Krieger gehören, welche von den Missionären mindestens die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens erlernt haben und da Arthur dem Boten den Inhalt des Schreibens mitgetheilt hatte, mit dem Auftrage dem „Other Day“ die Botschaft auch mündlich auszurichten, so zweifelte er nicht daran, daß er einige Tage später den würdigen Häuptling mit einer Schaar seiner Tapferen im Städtchen antreffen würde. Er machte daher die nöthigen Bestellungen und trat die Heimfahrt an.

Aber es kam anders, als Arthur erwartet hatte. Am dritten Tage nach Absendung der Botschaft schlugen die Hunde heftig an und Georg meldete, daß eine Abtheilung Indianer vor dem Hause wäre. Nachdem die vierbeinigen Indianer-Feinde zur Ruhe gebracht waren, kam der Führer der Rothhäute auf das Haus zu und stellte sich als „Other Day“ vor.

Das war eine unangenehme Ueberraschung. Der Häuptling hatte etwa zehn oder zwölf seiner Krieger bei sich. „Other Day“ war ein höchst achtbarer aber etwas unreinlicher Herr und seine Tapferen waren meist noch unsauberer als ihr Feldherr. Aus Reinlichkeitsgründen schien es durchaus nicht rathsam, diese Gesellschaft in das Haus zu nehmen; selbst nicht für die

Dauer einer Mahlzeit. Den ermüdeten und hungrigen Menschen die Thüre zu weisen, wäre ebenso grausam wie unklug gewesen. Werner rieth daher, mit den Gästen nach seiner Baracke aufzubrechen. Dort befand sich noch der Ofen und etwas Holz und, während Arthur mit den Indianern voran ging, konnten er und Georg etwas Holz, Stroh und die nöthigen Vorräthe für einige Mahlzeiten auf einen Schlitten laden und schnell nach der Baracke fahren.

So geschah es und die Indianer waren mit ihrem Nachtlager und mit ihrer Verpflegung zufrieden, obschon sie trotz ihres Wunsches kein Feuerwasser erhielten.

Auf Anrathen Arthurs, der mit den Ansichten und Bräuchen der Rothhäute vertrauter war, als Andere, weil er jede Gelegenheit benutzt hatte, mit den Enterbten in Verkehr zu treten, begaben sich Herr Wilson und Herr Radloff nach der Baracke, um den Gästen ihre Achtung zu erweisen." „Other Day" und seine Krieger begrüßten denn auch die beiden weißen Häuptlinge mit lautem „Ho, ho". Arthur verdolmetschte die gegenseitigen Ansprachen, so gut er konnte und man trennte sich im besten Einvernehmen.

Früh am nächsten Tage, nachdem die Indianer noch eine reichliche Mahlzeit erhalten hatten, brachen Arthur, Benno und Donatus in einem mit zwei kräftigen Pferden bespannten Schlitten auf. Um die Thiere nicht übermäßig anzustrengen, nahm Arthur die Indianer nicht auf den Schlitten, sondern verabredete mit ihnen, daß er in Neu-Ulm die Lebensmittel aufladen und dann „Other Day" sammt seinen Leuten auf dem Wege treffen würde, der damals von der Stadt aus

nordwestlich über Fort Ridgely nach der unteren Indianer-Agentur führte. Denn man konnte mit dem schwer beladenen Schlitten die weite Fahrt nach dem Indianer-Dorfe nicht in einem Tage vollenden, sondern mußte im Fort übernachten.

Die Reise verlief ohne Abenteuer. Am Abende des ersten Tages traf man im Fort ein, dessen Aeußeres die Bezeichnung als befestigter Platz gar nicht rechtfertigte. Denn es lag weder auf dem günstigsten Punkte, der die Umgebung beherrscht, noch umschlossen die ausgedehnten, anscheinend planlos errichteten Gebäude auch nur Schanzgräben und Pallisaden. Am Abhange einer Anhöhe lagen Offiziers-Wohnungen, eine Kaserne, ein Vorrathhaus, mehrere Ställe und Blockhäuser; dazwischen erhoben sich einige Heuschober; — kurz die Gebäude machten eher den Eindruck eines großen Wirthschafts-Hofes als einer Festung.

Früher hatten im Fort Ridgely mehr als 400 Mann mit etwa einem Dutzend verschiedenartiger alter Kanonen gelegen; seit Ausbruch des Rebellionskrieges war die Garnison bis auf 120 Mann vermindert worden. Es war deshalb Platz genug für die Reisenden, für die Menschen wie für die Pferde. Der Befehlshaber, Capitän Marsh, ertheilte gern die Erlaubniß zum Uebernachten, als er hörte, daß auf dem Schlitten Lebensmittel für die nothleidenden Indianer seien, die nach dem nächsten Dorfe geschafft werden sollten.

Gegen Mittag des nächsten Tages traf der Schlitten im Dorfe ein und wurde mit lebhafteren Freudenbezeugungen empfangen, als die Indianer sonst an den Tag legen. Denn diese finden ein zurückhaltendes We-

sen würdevoll und vermeiden es deshalb, ihre Stimmung zu zeigen.

Das Dorf bestand aus fünfzig bis sechzig „Tepees". Jedes dieser Zelte war aus hohen im Kreise aufgestellten Stangen errichtet, welche man in der Mitte zusammengebunden hatte. Die Stangen waren mit zusammengenähten Thierhäuten überzogen und letztere wieder mit Baumrinden bedeckt, welche durch weitere Stangen in ihrer Lage festgehalten wurden.

Die Eingänge zu diesen Zelten waren aus Rücksicht auf die oft bittere Kälte niedrig und schmal, so daß ein starker Mann sich durchdrücken mußte. Sie wurden durch Decken verschlossen. Rings um die „Tepees" war die Erde ausgehoben und gegen den unteren Theil der Zelte geworfen, um das Eindringen der Luft von unten zu hindern und um durch die entstandenen Gräben bei Thauwetter das Wasser abzuleiten.

In der Mitte der Behausungen brannten die Feuer, welche die Räume nothdürftig erwärmten. Der Rauch fand einen Abzug an der Spitze, wo die Zeltstangen zusammengebunden waren. Der Hausrath war natürlich sehr dürftig. Der werthvollste Theil bestand namentlich im Winter aus Fellen aller Art, in welche sich die Bewohner besonders Nachts einhüllten. Bei ihrem Umherziehen denken die Rothhäute nicht daran, im Sommer Holz zu schlagen, damit dieses austrocknet und im Winter größere Heizkraft entwickelt. Sie holen Holz herbei, wenn sie es brauchen und dann besitzt es zwar wenig Heiz-, dagegen um so größere Rauchkraft. Die Zelte sind deshalb fast immer mit Rauch gefüllt und man kann Indianer meist schon von Weitem rie-

chen, weil ihre Kleidungsstücke und Decken mit Rauch durchschwängert sind.

Es erscheint unbegreiflich und beweist die starke Macht, welche die Gewohnheit über uns Menschen hat, daß die Indianer auch im Winter den Aufenthalt in den Zelten dem in den Blockhäusern vorziehen. Die Bundes-Regierung hat wiederholt Holz- und Stein-Häuser für die Indianer errichtet, aber diese ließen die gut und zweckmäßig eingerichteten Gebäude leer stehen und schlugen daneben ihre Zelte auf. Nur ausnahmsweise lassen sie sich zur Uebersiedlung in feste Häuser bewegen. Little Crow (die „kleine Krähe"), der angesehenste Sioux-Häuptling, bewohnte eine Zeit lang ein von der Regierung für ihn aus Ziegelsteinen errichtetes Gebäude, trug die Kleidung des weißen Mannes; ja er stolzirte sogar häufig in Fingerhandschuhen umher. Als aber im August des Jahres 1862 der Indianer-Aufstand ausbrach, verließ die „kleine Krähe" das schmucke Steinhaus, legte die Kleidung des weißen Mannes ab, bewohnte wieder ein Zelt und bemalte sich nach Indianer-Art mit den Kriegsfarben.

Noch schlechter, als die Indianer sind im Winter deren bedauernswerthe Thiere aufgehoben, die fast immer alle Unbilden des Wetters schutzlos erdulden müssen. Die kleinen Indianer-Pferde sind aber deshalb auch, wenn sie nicht in den ersten zwei Jahren ihres Lebens zu Grunde gehen, sehr abgehärtet und sie können trotz ihrer Unscheinbarkeit gewaltige Anstrengungen ertragen.

Die Lebensmittel waren bald vertheilt; ebenso eine große Menge von billigem Zuckerwerk, welches Arthur für die Indianer-Kinder mitgebracht hatte und nachdem

die drei jungen Männer in „Other Day's" Zelt einen aus Maisbrot und Hirschfleisch bestehenden Imbiß eingenommen, auch ihre Pferde gefüttert hatten, begaben sie sich mit „Other Day" und den übrigen Häuptlingen nach dem großen Wigwam, wo ihnen der Dank des Stammes für die überbrachten Geschenke ausgesprochen werden sollte.

„Jetzt werden wir die unvermeidliche Friedenspfeife rauchen müssen", sagte Arthur, „und diese unsaubere Zeremonie ist für uns Nichtraucher eine besonders unangenehme Heimsuchung."

„Sie ist fast noch unappetitlicher als der Trunk aus einem Liebesbecher, nachdem aus demselben ein Dutzend Männer mit großen Schnurrbärten einen Zug genommen haben", entgegnete Donatus; „aber wir werden uns in das Unvermeidliche mit Würde fügen müssen."

Etwa ein Dutzend Häuptlinge und die drei Weißen nahmen im Kreise um ein Feuer auf Fellen Platz. Die schön geschnitzte große Pfeife ging im Kreise herum, Jeder that einige Züge und reichte sie dann weiter. Nachdem diese Zeremonie beendet war, nahm „Other Day" das Wort und pries unter lebhaften Beifallsbezeugungen die gastliche Aufnahme, die er und seine Krieger bei den Ansiedlern am Cottonwood-Flusse gefunden und die reichlichen Gaben, welche die weißen Freunde des rothen Mannes in das Indianer-Lager gebracht hatten.

Nun erhob sich Arthur. Da er fürchtete, daß die wackeren Krieger ihren Besuch wiederholen könnten, sagte er: „Die beiden Familien, welche ihren Freunden Lebensmittel sandten, lieben die Indianer und verdammen jedes Unrecht, das ihnen widerfahren ist. Als

sie von der Noth hörten, welche in diesem Lager herrscht, warteten sie nicht, bis sie um Hülfe gebeten wurden, sondern sie gaben Alles her, was sie entbehren können und wir werden uns bis zur nächsten Ernte einschränken müssen, da unsere Mittel nahezu erschöpft sind. Wir haben aber gern unsere Schuldigkeit gethan und unsere Freundschaft für Euch erwiesen. Wir hoffen, daß Andere unserem Beispiele folgen werden und daß immer Friede und Freundschaft zwischen uns und den rothen Männern herrschen wird."

Die kurze Ansprache wurde von allen Häuptlingen mit „ho, ho"-Rufen, dem Beifallszeichen der Indianer, erwidert und, um vielen Reden vorzubeugen, erhob sich Adthur noch einmal, dankte für die freundliche Aufnahme und erklärte dann, er und seine beiden Begleiter müßten sofort aufbrechen, um Fort Ridgely vor Einbruch der Nacht zu erreichen.

„Other Day" bestand darauf, daß einige seiner Krieger seine weißen Freunde begleiten müßten, und da für sieben Leute auf dem Schlitten Platz war und die Schlittenbahn gut war, so wurde die Begleitung bis Fort Ridgely dankbar angenommen.

Ohne Abenteuer gelangten Arthur und seine Gefährten nach dem Fort, wo sie von dem Capitän Marsh wieder gastfrei aufgenommen wurden. Den Abend verbrachten die drei jungen Leute in der Gesellschaft des Capitäns, welchem sie die Warnung mittheilten, die ihnen von Sam White zugegangen war.

„Ohne Zweifel geschieht den Indianern durch die Agenten der Regierung vielfach Unrecht und sie werden von den Händlern oft auf empörende Weise betrogen", sagte Herr Marsh. „Auch in diesem Winter erhielten

sie nicht Alles, was ihnen von unserer Regierung zugesichert worden ist, und sie haben deshalb Ursache zur Unzufriedenheit. Aber an einen Indianer-Aufstand glaube ich trotzdem nicht. Die „kleine Krähe" gilt als Haupt der Unzufriedenen; aber dieser Häuptling ist in Washington gewesen; er hat auf der langen Reise die große Zahl der Weißen kennen gelernt und er ist zu vernünftig, um glauben zu können, daß er im Stande wäre, einen siegreichen Kampf zu führen. Die Bewohner des Staates Minnesota allein würden einen solchen Aufstand unterdrücken können."

„Vielleicht sind viele Indianer der Meinung, daß alle Macht der Bundes-Regierung durch den Krieg gegen die Conföderirten in Anspruch genommen wird und daß sie deshalb mit einem Ueberfall auf die Ansiedlungen Erfolg haben würden", wandte Arthur Wilson ein.

„Das mag sein", antworte der Capitän, „aber die Kampfestüchtigkeit der Rothhäute wird von den meisten Leuten sehr überschätzt. Nur selten wagt es ein Indianer, einen Weißen anzugreifen und vor den Soldaten des „großen Vaters" fürchten sich auch unsere Sioux und Winnebagoes."

Arthur erinnerte sich hier an das, was er über die verhängnißvolle Unterschätzung der Indianer durch die Offiziere der englischen Armee in den Kämpfen vor hundert Jahren gelesen hatte; aber er mochte seinen älteren Gastfreund nicht durch Zweifel an dessen sachverständigem Urtheil verletzen und so schwieg er.

„Es ist allerdings zu bedauern", fuhr Herr Marsh fort, „daß die Besatzung dieses Forts so sehr geschwächt wurde. Hätten wir statt 120 Mann, die jetzt hier sind, die 400 Mann, welche früher die Garnison von Fort

Ridgely bildeten, so wäre diese Macht meiner Ansicht nach allein im Stande, Ruhe und Ordnung in unseren Ansiedlungen aufrecht zu erhalten."

Das Vertrauen, welches der Capitän in die Ueberlegenheit der Soldaten im Kampfe gegen die Indianer setzte, sollte für ihn und eine Anzahl seiner Leute wenige Monate später verhängnißvoll werden.

Da Arthur, Benno und Donatus sehr müre waren, begaben sie sich zur Ruhe.

Am nächsten Morgen wollten nach dem Frühstück die vier Krieger die jungen Leute auf ihrer Heimreise begleiten. Arthur lehnte dies entschieden ab, weil er die Rothhäute nicht an weitere Besuche gewöhnen wollte. Aber sie waren nur schwer zur Rückkehr zu bewegen; denn sie behaupteten, „Other Day" habe sie für die Sicherheit seiner Freunde verantwortlich gemacht und der Häuptling würde ihnen zürnen, wenn sie zurückkehrten, ehe die Bleichgechter ihre Blockhäuser erreicht hätten.

Arthur erklärte, er und seine Freunde seien keine alten Frauen, sondern mit guten Gewehren bewaffnete Krieger, die keinen weiteren Schutz brauchten, sondern sich selbst vertheidigen könnten. Um aber den wackeren Kriegern den Schmerz des Abschiedes zu erleichtern, kaufte er bei dem Marketender des Forts für sie und ihren Häuptling einen ansehnlichen Vorrath von Rauchtabak und man trennte sich dann schließlich mit nochmaliger Versicherung gegenseitiger Freundschaft und Hochachtung.

Alsdann bedankten sich die drei jungen Leute bei dem liebenswürdigen Commandanten des Forts für die genossene Gastfreundschaft, sagten ihm Lebewohl und

fuhren davon, froh ihren Auftrag zufriedenstellend erledigt zu haben.

Es war ein herrlicher Wintermorgen, zwar kalt, aber sonnig und windstill und da man in der trockenen Luft auf der Prairie die Kälte nicht so sehr empfindet, wie an den großen Seen oder am Ozean, so fühlten sich die drei Freunde sehr behaglich.

Sie plauderten von dem, dessen ihre Herzen voll waren und die Zeit verging ihnen schnell. Zur Mittagszeit fütterten sie ihre Pferde, nahmen selbst eine Mahlzeit ein und da die kräftigen Thiere zu wissen schienen, daß sie sich auf dem Heimwege befanden, griffen sie munter aus.

So geschah es, daß die drei jungen Männer vor Sonnen-Untergang die Blockhäuser am Cottonwood-Flusse erreichten, wo sie bei ihrem Eintreffen besonders von den weiblichen Familienmitgliedern freudig begrüßt wurden.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Mehr als zwei Monate waren seit dem Besuche im Indianer-Dorfe verflossen, ohne daß sich etwas Mittheilenswerthes ereignet hätte. Georg Wilson hatte in dieser Zeit die nothdürftige militärische Vorbildung genossen, welche damals den Rekruten zu Theil wurde und stand bereits in Reih und Glied.

Da erhielt Werner von seinem Anwalt in Deutschland die Mittheilung, daß derselbe alle Geldangelegenheiten, welche mit der Erbschaft zusammen hingen, geregelt habe und nun mit der Abrechnung den Betrag

sende, welcher nach Abzug aller Unkosten dem Erben zukäme. Da die Geldanweisung auf St. Paul ausgestellt war und Herr Wilson dort einige Geschäfte zu besorgen hatte, so begaben sich Letzterer und Donatus gemeinsam nach der Staats-Hauptstadt.

Nach Erledigung der Geschäfte sagte Donatus zu Herrn Wilson: „Sie kennen ja meine Ansichten über die Frage des Sezessionsrechtes. Aber obschon ich geneigt bin, den Südstaaten dieses Recht zuzugestehen, habe ich doch andererseits die Empfindung, als ob ich den Nordstaaten, in welchen ich mir ein Heim begründe, auch eine gewisse Unterstützung in ihrem Kampfe schuldig wäre. Streng logisch ist dieses Gefühl nicht, denn die Sympthien und die Unterstützung sollen auf der Seite bleiben, auf der wir das Recht zu sehen glauben. Aber unsere Gefühle bewegen sich ja häufig unabhängig vom folgerichtigen Denken und ich möchte in diesem Falle meinem Empfinden folgen. Obschon der Ausgang des Krieges und damit die Zahlungsfähigkeit der Bundesregierung immerhin zweifelhaft erscheinen, beabsichtige ich doch, den Betrag meiner Erbschaft in Schuldscheinen der Ver. Staaten anzulegen. Zuvor möchte ich mir aber noch ihren Rath erbitten."

Herr Wilson lächelte ob dieser Auseinandersetzungen und entgegnete: „Sie können allerdings für Ihr Geld höhere Zinsen erlangen, wenn Sie dasselbe in unserer Gegend auf Grundeigenthum ausleihen. Aber Sie werden in diesem Falle häufig auf Ihr Geld warten müssen und mancherlei Weitläufigkeiten haben. Bessere Sicherheit, als die Ver. Staaten ihren Gläubigern bieten, würde ich nie beanspruchen. Bisher waren zu Lande die Südstaaten etwas im Vortheile, weil sie auf

den Kampf besser vorbereitet waren. Aber der Ausgang des Krieges kann meiner Ansicht nach nicht zweifelhaft sein, wenn das Volk des Nordens Lincoln unterstützt. Mit der Niederlage, welche der „Merrimac" durch den „Monitor" erlitten, dürfte die Ueberlegenheit der Nordstaaten zur See entschieden sein. Die zahlreiche Einwanderung wird den Regimentern des Nordens vom Auslande viele neue Rekruten zuführen, während der Süden auf seine eigene weiße Bevölkerung angewiesen ist. Dazu kommt das moralische Uebergewicht, welches die Anti-Sklaverei-Bewegung den Vereinigten Staaten gegenüber den Conföderirten bei den anderen Völkern verleiht. Die „Rebellen" werden sich voraussichtlich noch lange tapfer schlagen; aber sie werden unterliegen, weil sie die Sklaverei, also eine schlechte Sache, vertreten und bedeutend schwächer sind, als ihre Gegner. Folgen Sie demnach immerhin Ihrem Empfinden und kaufen Sie Bundesschuldscheine."

Dies geschah und nachdem die beiden Männer heimgekehrt waren, benutzte Werner eine Ausfahrt des Elternpaares zur Ausführung eines Vorhabens, das er schon seit mehreren Wochen geplant hatte.

Er bat die Geschwister, ihm einige Minuten Gehör zu schenken und sagte dann: „Als ich mich um Elisabeth bewarb, waren unsere Vermögens-Verhältnisse wahrscheinlich annähernd gleich. Jetzt ist mir eine Erbschaft zugefallen, welche diese Gleichheit zerstört. Mein Vater hat mir aber gesagt, der beste Umgang sei auf die Dauer der, in welchem der Bildungsgrad und die Vermögens-Verhältnisse der Betheiligten möglichst gleich sind. Voraussichtlich werden wir vier Menschen hier am schönen Cottonwood-Flusse noch viele Jahre bei ein-

ander hausen und damit die Gleichheit die Vermögens-Verhältnisse nicht wesentlich gestört werde, habe ich die Bundesschuldscheine, welche ich mit den Erbschaftsgeldern kaufte. in vier gleiche Theile getheilt, von denen jeder von uns einen besitzen soll. Hoffentlich gereicht uns Allen dieses leicht erlangte Geld zum Segen."

Mit diesen Worten schob der junge Mann drei vor ihm liegende Antheile an seiner Erbschaft Elisabeth, Arthur und Mary zu, während er den vierten Theil einsteckte.

Elisabeth küßte ihn auf den Mund; Arthur aber sagte halb gerührt, halb ärgerlich: „Du bist wirklich ein netter Kerl, Donatus; aber Du glaubst doch nicht, daß Mary und ich Deiner großmüthigen Schrulle nachgeben und Dir die Hälfte Deiner Erbschaft abnehmen werden?"

„Setzen wir uns und besprechen wir den Fall", sagte Donatus lustig. „Zunächst werdet Ihr zugeben müssen, daß ich auf das Vermögen meines guten alten Pathen eigentlich keinen gesetzlichen Anspruch hatte."

„Zugegeben", versetzte Arthur.

„Wenn ich keinen Anspruch auf die Erbschaft hatte", fuhr Werner ernsthaft fort; „dann ist mein Anrecht auf jenes Vermögen nicht größer als das Eurige. Wir waren Alle gleichberechtigt."

Elisabeth lachte. „Jetzt ist Donatus in seinem Fahrwasser", sagte sie. „Er wird Euch gleich beweisen, daß schwarz eigentlich weiß ist."

„Dieser Beweis ist gar nicht so schwierig, wie Du denkst, meine Theure", antwortete Donatus; „denn es ist entweder schwarz oder weiß die Grundfarbe. Nehmen wir an, daß schwarz die Grundfarbe ist, dann bil-

den alle anderen Farben die Schattirungen des Schwarzen. Die hellste Schattirung ist allerdings das Weiße; aber immerhin ist auch weiß nur eine Schattirung von schwarz; also eigentlich schwarz. Willst Du aber das Weiße als Symbol der Unschuld als Grundfarbe annehmen, so ist das Schwarze die dunkelste Schattirung des Weißen; aber immerhin eigentlich auch weiß. — Das ist ebenso klar, wie die bekannte Beweisführung, daß Achilles, der schnellste Läufer seiner Zeit, niemals einen Menschen überholen konnte, der nur halb so schnell lief, wie der schnellfüßige Sohn der Thetis—doch bleiben wir bei der Sache."

„Ja, bleiben wir bei der Sache", wiederholte Arthur lächelnd; „dann beweist Du uns hoffentlich noch, daß Du uns beraubst, indem Du einen Theil Deiner Erbschaft behältst."

„Wir haben festgestellt", fuhr Donatus ernsthaft fort, „daß ich auf das Vermögen meines guten alten Pathen keinen gesetzlichen Anspruch hatte, daß mein Anrecht auf dessen Vermögen nicht größer war, als das Eurige und daß wir mithin gleichberechtigt sind. Demnach würde ich Euch um das berauben, was von Rechtswegen Euch zukommt, wollte ich Alles an mich reißen. Solche Raubgelüste hege ich aber nicht und ich bitte Euch ernstlich, einen Theil unseres ohnehin kurzen Lebens nicht mit unnützen, zeitraubenden Ablehnungsversuchen zu vertrödeln."

„Du hast bei Deiner Beweisführung die nicht unwichtige Thatsache außer Acht gelassen, daß Dein Pathe, als der rechtmäßige Eigenthümer seines Vermögens, Dich und nicht uns zum Erben einsetzte", entgegnete Arthur.

„Allerdings, es geschah indeß nur, weil er Euch nicht kannte und aus diesem für Euch unglücklichen Zufall werde ich keinenfalls einen Vortheil für mich ziehen", versetzte Donatus. „Hoffentlich haben Mary und Arthur nichts dagegen, daß ich sie als meine Geschwister betrachte. Du, lieber Arthur, wurdest mir bald nach unserer Bekanntschaft ein guter Freund und Du hast mich zu dauendem Danke dadurch verpflichtet, daß Du mir den Eintritt in Euer Haus öffnetest und auch in den Stand setztest, mit meiner Elisabeth näher bekannt zu werden. Was will neben diesem Dienst die Theilung einer mir unerwartet zugefallenen Erbschaft bedeuten?"

„Ueber den großen Dienst haben wir schon einmal gesprochen", wandte Arthur ein, „und Du—"

„Laß mich ausreden, lieber Arthur", fuhr Werner fort. „Geld ist ein Mittel zur Erreichung mancher Zwecke und, während ich seinen Werth nicht unterschätze, verfalle ich auch nicht in den entgegengesetzten Fehler. Du und Mary—Ihr wollt heirathen; wahrscheinlich so bald wie möglich. Du und Benno—Ihr seid beide im Stande, eine Familie zu ernähren; wenn Ihr aber hier Landwirthe werden wollt, werden die Eltern Euch Geld vorstrecken müssen. Weshalb sollen wir den Alten etwas entziehen, wenn wir jungen Leute genug haben? Glaubt Ihr denn, es würde Elisabeth und mir angenehm sein, in wesentlich besseren Verhältnissen zu leben, als Ihr? Wir würden uns in unseren Ausgaben vielleicht manchen Zwang anthun und uns manchen Lebensgenuß versagen, wenn wir wüßten, daß Ihr die Kosten dafür nicht erschwingen und nicht ebenso leben könntet wie wir."

„Würden wir Dein Geschenk annehmen, so wären wir unter Verpflichtungen, welche wir nie abtragen könnten", wandte Arthur ein.

„Weshalb wechseln wir so viele Worte um eine Angelegenheit, die schnell erledigt sein sollte", mahnte Donatus. „Wenn Du ablehnst, was ich Dir als Freund biete, wirst Du es einmal vor Deinen Kindern nicht verantworten können und wenn Dich einstmals Dein ältester Sohn fragen wird: „Wie konntest Du ein vortheilhaftes Anerbieten ablehnen und dadurch Deine Kinder enterben, ohne abzuwarten, wie wir Kinder über die Sache denken"; dann wirst Du zerknirscht schweigen müssen. Deshalb schlage ich Dir vor, Dich in meine Stelle zu versetzen, während ich die Deinige einnehmen werde. Ich frage Dich also, würdest Du mir, wenn Du eine Erbschaft gemacht hättest, einen Theil des Geldes zur Verfügung stellen, falls ich heirathen wollte und keine bedeutenderen Mittel flüssig hätte?"

„Allerdings würde ich Dir helfen."

„Nun also; dann nehme ich hiermit in Deinem Namen das Anerbieten an und die Sache ist erledigt."

Jetzt erhob Mary Einspruch. „Ich habe nicht einmal das Verdienst, meinem künftigen Herrn Schwager in der Bewerbung um meine Schwester behülflich gewesen zu sein", meinte sie.

„Ich mache Dich darauf aufmerksam, liebe Mary, daß Du zwar sehr schön und für Dein Alter recht weise, daß Du aber noch minderjährig bist und kein Recht hast, leichtsinnig über einen Geldbetrag zu verfügen, der Dir in gesetzmäßiger Weise zufließt. Ich ernenne zu Deinem Vormund in dieser Angelegenheit Deinen großen Bruder Arthur und richte an ihn hiermit die

Frage, ob er den Fräulein Mary Wilson zugeflossenen Antheil an einer mehrerwähnten Erbschaft für die genannte schöne Dame annimmt oder nicht."

„Ich fühle mich nicht berechtigt, im Namen von Fräulein Mary Wilson den erwähnten Betrag zurückzuweisen", antwortete Arthur zögernd.

„Also angenommen", entschied Werner aufathmend. „Ihr habt Euch ja angestellt, wie Kinder, die Leberthran einnehmen sollen. Und Du, Elisabeth, hast kein Wort gesagt und mich das ganze lange Gerede allein besorgen lassen.

„Ich fühlte mich halb und halb geneigt, Arthur's Partei zu nehmen", erklärte das Fräulein, mußte es sich aber gefallen lassen, daß ihr der Mund mit einem Kusse geschlossen wurde.

Zwischen den Eltern und Werner wurde über diesen Zwischenfall nicht gesprochen. Als aber am Abende Donatus Frau Wilson „Gute Nacht" wünschte, küßte ihn diese auf die Stirn und sagte: „Gute Nacht, mein Sohn." —

Am nächsten Sonntage besuchten Herr und Frau Wilson, Arthur und Mary die Familie Radloff. Elisabeth und Donatus hüteten inzwischen das Haus.

Die beiden jungen Leute saßen Hand in Hand am Fenster und blickten in die Landschaft hinaus. Der Schnee deckte noch immer die Erde. Aus dem jenseits der Straße liegenden Wald ragten einzelne grüne Tannen empor, welche mit dem blauen Himmel und dem weißen Schnee einen prächtigen Kontrast bildeten. Die Sonne schien bereits warm hernieder und vom Süden war ein lauer Wind, als der erste Frühlingsbote eingetroffen.

„Ich habe Dir noch nicht für das große Opfer gedankt, welches Du Mary, Arthur und mir gebracht hast", sagte Elisabeth.

Donatus unterbrach sie. „Wenn Du mir dafür einen Kuß geben willst, dann will ich geduldig still halten, so lange es Dir beliebt. Aber sprechen wollen wir über diese erledigte Angelegenheit nicht mehr. Ich habe mir mein Vorhaben wohl überlegt, ehe ich es zur Ausführung brachte. Deine Eltern und Radloffs hätten die beiden Paare ausstatten und sich selbst in Folge dieser großen Ausgaben manches entziehen müssen. Zwischen Deinen Geschwistern und Dir wäre eine finanzielle Ungleichheit entstanden, welche sich im Verkehr fortwährend unangenehm fühlbar gemacht haben würde. Dem Allen ist nun vorgebeugt worden und ich hätte die Erbschaft gar nicht besser verwenden können; denn das Geld soll doch immer nur ein Mittel zur Erreichung guter Zwecke bleiben."

Elisabeth strich Werner über das krause Haar, sah ihn liebevoll an und sagte: „Sage mir mal aufrichtig, Donatus, hast Du denn gar keine Fehler?"

Der junge Mann blickte ernst in die Augen der Geliebten und entgegnete dann langsam. „Ehe ich Dich sah, Elisabeth, war ich ein Mensch, wie sie zu Hunderttausenden dahin leben. Noth und Sorge hatte ich nie kennen gelernt. Meine guten Eltern hatten mir Alles gegeben, was ich brauchte und mein Vater mußte meinen Pathen oft davon abhalten, mich durch zu reichliche Taschengeld-Spenden zu unnützen Ausgaben und zur Angewöhnung hochgradiger Bedürfnisse zu verleiten. Dazu kam, daß meine Gemüthsart eine im wesentlichen ruhige ist und es trieben mich daher weder Mangel

noch starke Leidenschaften zu Ausschreitungen, denen manche meiner Altersgenossen sich überließen."

Donatus holte tief Athem und fuhr in seinen Bekenntnissen fort: „Da sah ich Dich und meine Ruhe war dahin. Ich habe Dir schon gesagt, daß ich mich selbst nicht begriff, als ich wahrnahm, daß Du sofort mein ganzes Herz erfülltest. Dein Blick hatte mich gestreift und an Deinem Gesicht, an Deinen Augen und an Deinen Bewegungen erkannte ich, daß Du gut, rein und edel wie ein Engel bist. Aber ich begriff auch sofort, daß ich Deine Liebe erringen müßte, wenn ich in diesem Leben glücklich werden wollte."

Wieder sann Werner einige Augenblicke, um seine Gefühle und Gedanken zu ordnen und sagte dann mit bewegt werdender Stimme: „Hättest Du mir gesagt, daß Du mich nie lieben könntest, so wäre ich weiter gezogen; aber hättest Du mir erklärt, daß Dein Herz einem Anderen gehört, so würden finstere Gewalten in mir die Oberhand gewonnen haben. Ich würde meinen Nebenbuhler aufgesucht und ihn zum Kampfe auf Leben und Tod gezwungen haben." Und der junge Mann athmete tief auf, als hätte er mit seinem Bekenntniß eine schwere Last von seinem Herzen gewälzt

Elisabeth legte ihre Rechte wie besänftigend auf Werner's linke Schulter und sagte begütigend: „Wenn Du gewußt hättest, daß mein Lebensglück von meiner Liebe zu einem andern Manne abhing, dann würdest Du mit Dir selbst gerungen und entsagt haben, denn Du bist von Herzen gut."

Donatus blickte finster drein, als er entgegnete: „Meine beiden Eltern waren gut und sie würden gewiß beide mit schwerem Herzen ihrer Liebe entsagt haben,

wenn sie dadurch das Glück des andern Theiles dauernd begründet hätten. Ich wäre zu einer solchen edlen That unfähig gewesen; dessen bin ich sicher. Ich hätte mir gesagt, daß kein Mann Dich so lieben kann wie ich und aus der Allgewalt dieser Liebe würde ich das Recht hergeleitet haben, meinen Gegner zum Kampfe zu zwingen."

Das junge Mädchen faltete beide Hände und blickte ängstlich in die Augen Werner's, als sie sagte: „Auch ich habe nie geliebt, ehe ich Dich kennen lernte. Du gefielst mir; obschon mich Dein rasches Werben etwas verletzte. Du warbst um mich, Du warst fleißig und unterzogst Dich willig schweren Arbeiten, an die Du nicht gewöhnt warst, um mir die Erfüllung meiner Pflichten zu erleichtern. Meine Eltern und meine Geschwister lobten Dich und täglich neigte mein Herz sich Dir mehr zu. Jetzt liebe ich Dich von ganzer Seele und wenn auch meine Neigung nicht so schnell und gewaltig entstanden ist, wie die Deine, so ist sie doch innig und tief. Sie füllt mein ganzes Herz. Aber wenn ich wahrnehmen sollte, daß Du ein anderes Mädchen lieber hättest, als mich, so würde ich entsagen, um Dich glücklich zu machen und vielleicht auch deshalb, weil ich zu stolz bin, meine Liebe Jemanden aufzudrängen, der sie verschmäht."

Die letzten Worte hatte Elisabeth sanft, aber fest gesprochen und sie machten einen tiefen Eindruck auf Werner.

„Das sind die Gefühle eines edlen, reinen Herzens, wie das meiner Elisabeth", entgegnete er langsam und traurig. „Wie sehr wünsche ich, sagen zu können, daß auch ich mich wohl zu einer solch' guten Gesinnung

durchgerungen hätte. Aber zwischen uns soll alle Zeit Wahrheit walten, selbst wenn ich weiß, daß ich durch meine Bekenntnisse Dein Urtheil über mich ungünstig beeinflusse.

Und nach einem abermaligen Nachdenken sagte Donatus: „Die Stunde, in der ich Dich erblickte, wurde der Wendepunkt meines Erdenlebens. Hätte ich keine Gegenliebe gefunden, so würde ich unglücklich geworden sein; wäre mir ein begünstigter Nebenbuhler begegnet, so hätte ich ihn zu tödten gesucht und Dich bewacht, wie der Drache die holde Prinzessin, von der uns das Volksmärchen erzählt. Lieber hätte ich zehn mal einen qualvollen Tod erduldet, als zu leben und Dich in den Armen eines Anderen zu wissen.“

Elisabeth saß schweigend da mit gesenktem Haupte und mit gefalteten Händen. Sie hatte den Schleier zurückgeschoben, der das Bild von Sais verhüllte und es reute sie jetzt, gefragt zu haben, ob Donatus keine Fehler hätte. Er hatte ihr reines, sanftes Gemüth erschreckt, ja erschüttert durch das Bekenntniß seiner gewaltigen, aber selbstsüchtigen Liebe und in ihrem Herzen rang das Grauen mit dem Mitleid. Aengstlich fragte sie sich, ob nicht die starke Leidenschaft, die in demManne schlummerte, welcher bisher ihr als ein sanfter, lebensfroher Jüngling erschienen war, später bei irgend einer Gelegenheit zum Ausbruch kommen würde.

Donatus fühlte, was in der Seele seiner Geliebten vorging und es that ihm weh, sie leiden zu sehen. Aber, was konnte er zu ihrem Troste sagen? Er faßte ihre Hände und zog sie an seine Lippen.

„Hätte ich doch die thörichte Frage nicht gestellt", sagte Elisabeth traurig. „Es giebt ja keine vollkommenen Wesen auf Erden und ich hätte in dem Bewußtsein Deiner Liebe zufrieden sein sollen. Nun hast Du mir gesagt, daß eine Leidenschaft Dich zu schlechten Thaten oder vielleicht zum Morde —

„Zum Zweikampf; nie zum feigen Meuchelmorde", wandte Donatus lebhaft ein.

„Vielleicht zur Tödtung eines Menschen geführt hätte und mir graut vor der Möglichkeit, daß in der Zukunft die Leidenschaftlichkeit Dich zu Handlungen hinreißen könnte, welche Dein Rechtsgefühl verurtheilt."

„Beurtheile mich nicht strenger, als ich es verdiene", bat Donatus. „Obschon ich wußte, daß mein Bekenntniß Dir schweres Herzeleid bringen und mich in Deinen Augen herabsetzen würde, habe ich es doch für meine Pflicht gehalten, Dir nicht nur Alles zu gestehen, was mein Gemüth erregt hat, sondern auch zu bekennen, was ich wahrscheinlich gethan hätte, wenn ein begünstigter Nebenbuhler zwischen Dich und mich getreten wäre."

„Es ist wahr, daß Du die dunklen Thaten nicht begangen hast, von welchen Du sprachst", antwortete Elisabeth, bei dieser Erwägung offenbar etwas erleichtert. „Ich weiß, daß Du hältst, was Du versprichst und so bitte ich Dich denn, mir Dein Wort zu verpfänden, daß Du niemals einen Gegner zum Zweikampf fordern und mir von allen düstern Zweifeln Mittheilung machen wirst, welche künftighin Dein Gemüth beschleichen mögen."

„Erlaube mir erst noch einige Worte zu meiner Vertheidigung zu sagen“, sprach Donatus weiter, „ehe ich auf Deine Forderung eingehe. Es ist, wie Du sagst: ich habe keine böse That begangen, sondern bis jetzt nur Unrecht in meinem Herzen gethan und ich hoffe, daß Gott mich vor schlechten Thaten auch fernerhin in Gnaden bewahren wird. Und dann solltest Du, meine Elisabeth, mir eine milde Richterin sein; weil das Unrecht, dessen fähig zu sein ich mich schuldig bekenne, nur aus einer Liebe zu Dir geschehen wäre, welche mich ganz erfüllt und welche mein künftiges Leben bis zu meinem letzten Athemzug beherrschen wird.“

„Ich weiß, daß Du mich mehr liebst, als das Rechte und Gute“, sagte Elisabeth weich. „Ich beklage es und es graut mir bei dem Gedanken, daß Deine Leidenschaftlichkeit Dich einmal zu einer bösen That hinreißen könnte. Aber mir ziemt es nicht, Dich deshalb zu verurtheilen; denn ich weiß, daß das, was Du thust und was Du thun wirst, aus Liebe zu mir geschieht. Mein Platz ist deshalb, so lange ich lebe, an Deiner Seite. Was auch geschehen möge, ich werde Dir ein treues Weib sein und sollten jemals dunkle Gewalten Deine Seele beschleichen; dann will ich mich redlich bemühen, sie zu verdrängen und Dein Herz so gut zu erhalten, wie es ist.“

Elisabeth schlang beide Arme um den Hals des Geliebten und drückte einen Kuß auf seine Stirn. Werner fühlte, daß diese ernste Stunde seinen Seelenbund mit dem edlen Mädchen nicht gelöst, sondern gefestigt hatte und huldigend beugte er seine Knie vor ihr, deren reines Herz er in treuem Werben errungen und die er

fast mehr verehrte als liebte, weil sie eben so gut wie schön war.

„Nur aus grenzenloser, allgewaltiger Liebe zu Dir würde ich gekämpft und getödtet haben", betheuerte er. „Nun sich Dein Herz mir zugeneigt, besitzen die dunklen Gewalten keine Macht mehr über mich. Wenn ich bei Dir bin; ja wenn ich nur an Dich denke, dann regen sich in mir die besten Empfindungen und Deine Augen erwecken in mir den Entschluß zu guten Thaten so wie die Frühlingssonne in Feld und Wald neues Leben wach ruft. Es ist nicht so sehr das menschliche Gefühl, das den Mann zum Weibe zieht, welches mich so mächtig beherrscht; es ist die Verehrung, welche der sündhafte Mensch dem reinen Engel schuldet, die mich beseelt und mich zu Dir zieht mit unwiderstehlicher Gewalt. Und weil Du mich durch Deine Liebe über alle anderen Menschen erhoben und die für mich sonst unbedingte Nothwendigkeit beseitigt hast, um Deine Hand zu kämpfen, so verspreche ich nicht nur gern Alles, was Du von mir gefordert hast, sondern ich danke Dir, Du Edle, Reine und Gute dafür, daß Du mich als Beichtkind annehmen und mir erlauben willst, Dir alle Zeit mitzutheilen, was mein Herz bewegt."

„Auch ich will Dir überschwänglichem Liebhaber alle Abende sagen, was mich erfüllt", versprach Elisabeth, Werner an ihre Seite ziehend; „und wahrscheinlich werde ich Dir zunächst beichten müssen, daß Deine unendlichen an das Sündhafte streifenden Lobeserhebungen mich der Vernunft beraubt haben, deren ich mich erfreute, bis ich Dich kennen lernte." —

So fand eine Auseinandersetzung noch einen befriedigenden Abschluß, die eine Zeit lang verhängnißvoll zu werden schien.

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Die meisten Festlichkeiten, welche in den Vereinigten Staaten von Kirchengemeinden und anderen Vereinigungen veranstaltet werden, haben den ausgesprochenen Zweck, Geld zu beschaffen und sie gereichen deshalb nur ausnahmsweise den Betheiligten zum Vergnügen. Die Festgeber haben mit den Vorbereitungen, mit dem Verkauf der Eintrittskarten und mit der Leitung des Festes selbst viel zu thun, während die Eingeladenen größtentheils Leute sind, welche aus Geschäftsrücksichten Eintrittskarten kauften und auf dem Festplatze ihren Kunden zu Liebe Geld ausgeben.

Solche Veranstaltungen sind also mehr Geschäfts- als Vergnügungs-Angelegenheiten, wenn schon den Theilnehmern an diesen Festlichkeiten in den meisten Fällen ein Ozean von Belustigungen jeder Art in Aussicht gestellt wird. Fast alle Betheiligten pflegen erleichtert aufzuathmen, wenn derartige „Vergnügungen“ vorüber sind und nur, wenn die festgebende Vereinigung dabei „viel Geld gemacht“ hat, sind wenigstens die Veranstalter befriedigt. Die Gäste aber trösten sich, falls sie sich bei dem „Vergnügen“ zu stark gelangweilt haben, mit dem Bewußtsein, daß sie sich ihren dort versammelt gewesenen Kunden zeigten, diese dadurch befriedigten und schließlich durch ihren Zeit- und Geld-Verlust irgend einem guten Zwecke gedient haben.—

In Neu-Ulm planten im Mai des Jahres 1862 eine Anzahl junger Leute ein Fest, bei welchem die Geldmacherei gänzlich ausgeschlossen sein sollte und obschon diese unerhörte Idee anfangs ein fast allgemeines Kopfschütteln erregte, fand sie doch allmälig Anhänger.

Die Veranstalter hatten am Ufer des Cottonwood-Flusses, etwa eine Meile von Wilson's Farm, eine von prächtigen Bäumen umgebene Wiese ausgesucht, auf welcher ein Maifest abgehalten werden sollte. Jeder Theilnehmer mußte für sich selbst sorgen. Alle Besucher sollten freien Zutritt zum Festplatz haben; es bildete sich indeß ein Ordnungsausschuß von zwölf Männern, um etwa ausbrechende Streitigkeiten zu schlichten oder zu unterdrücken. Ein Mann mit einer Zieh-Harmonika sollte die Tanz-Musik liefern und die Tänzer sollten verpflichtet sein, den Orpheus für seine Leistungen angemessen zu entschädigen, widrigenfalls der Musiker berechtigt sein würde, zu „streiken". Angesichts der Bewegung unter den Indianern wurde den Theilnehmern unter der Hand der Rath ertheilt, bewaffnet zu erscheinen.

Außer einem Scheibenschießen für die mit Büchsen Bewaffneten und der Tanzmusik des Zieh-Harmonika-Besitzers konnten die Veranstalter des Festes den Theilnehmern nur den Aufenthalt auf dem allerdings prächtigen Stückchen Erde bieten—und einen Wettkampf des Barbiers und des Malers, der beiden Anekdoten-Erzähler von Neu-Ulm.

Auf dieses ungewöhnliche Duell freuten sich die meisten Leute, welche beabsichtigten, an dem Maifeste theilzunehmen. Denn obschon auch viele Neu-Ulmer an der Blasirtheit krankten, welche dem Spaßmacher ein herzliches Lachen, d. h. den verdienten Lohn für seine freundlichen Bemühungen, unter der falschen Vorspiegelung vorenthält, man habe die zum Besten gegebenen alten und neuen Witze schon längst gekannt, so hatten sich doch die meisten Bewohner der kleinen

Grenzstadt genug Ursprünglichkeit und Freude an Scherzen bewahrt, um den Leistungen der Anecdoten-Erzähler mit Vergnügen entgegenzusehen.

Herr Wilson und der Baron hatten sich erboten, an dem betreffenden Maitage ihre Häuser zu hüten und den jungen Leuten gestattet, an dem Feste im Walde theilzunehmen. Auch Elisabeth und Donatus beschlossen hinaus zu gehen, obschon der junge Mann auf Wunsch seiner Eltern keinen Tanzunterricht genommen und auch keine Neigung für dieses vielbeliebte Vergnügen gezeigt hatte; mithin auf diejenige Belustigung verzichten mußte, welche einen Hauptttheil des ohnehin nur kleinen Programms bildete. Elisabeth zeigte ihre natürliche Anmuth auch beim Tanze; aber sie schwärmte nicht wie viele junge Mädchen für diese Bewegung und erklärte Donatus zu dessen großer Freude, daß sie gern darauf verzichte.

Aus Radloff's und Wilson's Häusern betheiligten sich an dem Maifeste dieselben zehn Familien-Mitglieder, welche den Circus des Herrn Jeremias Skinner besucht hatten. Aber da die Entfernung von den Blockhäusern nur gering war, legte man den Weg zu Fuß zurück, mit dem Versprechen, vor Sonnen-Untergang heim zu kehren.

Die Betheiligung war eine ziemlich starke. Es mochten wohl an vierhundert Erwachsene und Kinder anwesend sein, als unsere Gesellschaft auf der Waldwiese erschien.

Arthur erkannte viele Neu-Ulmer und viele Farmer aus der Nachbarschaft und es fanden zahlreiche Begrüßungen statt. Zu seinem Mißvergnügen bemerkte er aber auch Slippery Jim unter den Anwesenden, der

von zwei anderen Halbblut-Indianern begleitet war. Auf sein Anfragen erfuhr der junge Wilson, daß die beiden Mestizen in der That Red Jack und Hungry Bob waren, wie er vermuthet hatte.

Arthur machte Benno und Donatus auf die drei Strolche und auf die Warnung aufmerksam, welche ihnen Sam White bezüglich dieser Kerle hatte zugehen lassen. „Es wäre am klügsten“, meinte er, „wenn wir sofort nach Hause zurückkehrten, um dort gute Wacht zu halten; aber die drei Halsabschneider könnten uns das als Feigheit auslegen und diese Genugthuung wollen wir ihnen doch nicht gewähren. Wir wollen uns und die Kinder beisammen halten und nicht zu lange bleiben.“

Dies wurde denn auch beschlossen. Die Kinder betheiligten sich zunächst an einigen Spielen auf der Wiese, während die sechs jungen Leute unter einem hohen Ahornbaume lagerten und dem Treiben der Kleinen zusahen. Dann wurde den mitgebrachten Lebensmitteln zugesprochen, worauf man sich zu einem Wagen begab, an dessen beiden Enden Sitze angebracht waren. Auf diesen hatten der Barbier und Maler Platz genommen. Es war verabredet worden, daß beide abwechselnd Geschichten erzählen und daß am Schlusse der Vorstellung die Zuhörer darüber abstimmen sollten, welcher von Beiden der geistreichste Spaßmacher sei.

„Viel Neues werden wir ebensowenig zu hören bekommen, wie im Circus“, meinte Arthur.

„Ich habe mich dort herzlich ausgelacht“, erklärte Benno. „Es ist mir ganz gleich, ob die Witze alt oder neu sind, wenn ich nur darüber lachen kann.“

„Auch ich meine“, sagte Donatus, „daß man sich die Freude an Scherzen nicht durch Grübeleien darüber ver-

kürzen soll, ob die Witze alt oder neu sind. Der Rabbi Ben Akiba hat gesagt, es sei Alles schon dagewesen; danach müßten auch alle Scherze schon einmal gemacht und erzählt worden sein. Jedenfalls ist es undankbar gegen die freundlichen Spaßmacher und entmuthigend für diese, wenn die Leute, welche selbst keinen alten oder neuen Witz gut erzählen können, stets „Au" schreien, wenn sonst Jemand einen Scherz zum besten giebt, statt zu lachen und Beifall zu spenden."

Jetzt bestiegen die beiden „Duellanten" den Wagen und richteten sich zum Streite. Den Barbier haben wir unsern Lesern schon vorgestellt, als wir schilderten, wie in fast allen kleinen Städten Leute sich Abends in Kaufläden versammeln, um dort über die Tagesereignisse zu sprechen und Scherzreden auszutauschen. Auch der Haus-, Stuben- und Schilder-Maler, welcher als Anecdoten-Erzähler dem Barbier Concurrenz machte, war ein hübscher junger Mann, dem der gutmüthige Schalk aus beiden Augen sah.

Nachdem die beiden Herren sich die Hände geschüttelt hatten, erklärte ein Mitglied des Vergnügungs-Ausschusses, daß nun ein Rededuell von einer Stunde Dauer beginnen würde, nach Ablauf dessen die Anwesenden durch Mehrheitsbeschluß darüber entscheiden sollten, welcher von beiden Herren heute Sieger geblieben sei. Die Entscheidung solle aber keineswegs feststellen, welcher der beiden redegewandten Mitbürger überhaupt der geistreichere sei. Denn es wäre doch wohl denkbar, daß einer von Beiden heute nicht so wohl aufgelegt sei, wie zu anderer Zeit und es würde deshalb unbillig sein, auf Grund eines einmaligen Wettkampfes ein endgiltiges Urtheil zu fällen.

„Ehe wir unsere Versuche beginnen, die verehrten Anwesenden durch allerlei Mittheilungen zu unterhalten", begann der Maler, „möchten wir versichern, daß solche Scherze, die wir gegen einander richten, selbstverständlich nicht ernsthaft gemeint sind. Ich kenne und schätze meinen Freund seit den zwei Jahren, drei Monaten, zwei Tagen, sechs Stunden und zwei und eine halbe Minuten, die ich ihn kenne, als einen tüchtigen, ehrenwerthen Mann, dem nichts den Humor verderben kann. Denn selbst, als es ihm beim Beginn seiner Laufbahn in Neu-Ulm so schlecht erging, daß sogar seine Rasir-Pinsel in Folge der Sorgen graue Haare bekommen, blieb er doch stets lustig und guter Dinge."

„Es ist so, wie mein Freund sagte", entgegnete der Barbier mit verbindlichem Lächeln. „Wir schrauben einander zuweilen, aber wir achten und lieben uns sehr, wenn auch nur heimlich. Ich weiß, daß die Natur meinen Freund ganz anders beabsichtigte, als er ausgefallen ist. Sie wollte einen Rafael aus ihm machen; aber er besteht darauf, seinen Pinsel lieber an Häusern und Stuben zu versuchen. Er ist eigentlich der allerverträglichste Mensch; aber wenn er redet, spricht er oft Rattenconfect."

„Unser Barbier ist liebenswürdig genug, ohne Weiteres zuzugeben, daß er der berühmteste und weiseste Mann seiner Zeit ist. Ohne Zweifel wird es deshalb im Handumdrehen mit dem ihm eigenen Scharfsinn die Frage lösen, wie viel zwei mal zwei ist."

„Wenn Sie sich selbst hinter das Ergebniß setzen, mein theuerer Freund, werden wir die Zahl 40 erhalten."

„Sie sehen, daß der Verschönerungsrath nie um eine gute Antwort verlegen ist; aber doch muß ich Sie warnen, ihm unbedingtes Vertrauen zu schenken; denn in Chicago hat er einst einem Herrn ein Haarmittel verkauft und drei Wochen später war der Unglückliche mit einer Wittwe verheirathet, die sechs ungezogene Kinder hatte."

„Solche Dinge kommen in den besten Familien vor. Letztes Jahr starb im Juni eine Frau, die sich im Mai verheirathet hatte."

„Danach sollte man im Mai nicht heirathen."

„Das will ich nicht sagen; die Frau war im Mai 1821 verheirathet worden und starb im Juni 1861. Sie wurde 62 Jahre alt."

„Sie sind wohl so taub, daß Sie die Stimme Ihres Gewissens nicht hören; denn sonst würden Sie dem verehrungswürdigen Publikum solche Dinge nicht erzählen."

„Ich bin nun einmal ein Mensch von bestimmter Eigenart und ein Mann eigener Mache, ein selbstgemachter Mann, wenn Sie wollen."

„Da sind Sie sich aber nicht sehr gut gelungen."

„Das Glück pflegt einen Schatten zu werfen: den Neid, und diesem haben Sie wohl in diesem Augenblick Gehör geschenkt."

„Können Sie mir sagen, weshalb jetzt die Elephanten so billig sind?"

„Weil unsere Sensations-Zeitungen aus jeder Mücke einen Elephanten machen."

„Und weshalb ist das Pulver so theuer?"

„Weil heutigen Tages die Beefsteaks und die jungen Hühner so zäh sind, daß sie mit Pulver zersprengt werden müssen.'

„Nennen Sie mir sechs Thiere, welche in der Polar-Gegend wohnen."

„Vier Eisbären und zwei Seehunde."

„Weshalb machen so viele Leute Narren aus sich selbst?"

„Weil es ihnen so leicht ist."

„Weshalb wird es ihnen so leicht?"

„Weil ihr Kopf im Wesentlichen ein Dummheits-Depot ist."

„Mein Freund Hersch Loebel hat mir aus Deutschland geschrieben, daß er mit seiner Frau eine lange Unterredung wegen der Zukunft seines Sohnes hatte. Hersch Loebel sagte:

„Soll er Arzt werden? Hat er schon zu viel jüdische Konkurrenz. Jurist? Ich glaub', Jura ist jetzt speciell-jüdisches Studium. Philologie? Unter den Lehrern giebt's auch schon lauter gute jüdische Kinder. Das Einzige wird sein, ich lass'n Theologie studieren." —

Frau Hersch Loebel: „Dazu mußt'n aber taufen lassen."

Hersch Loebel: „Nu, das hat Zeit. Ich werd' mer doch nicht vorher die Unkosten machen, eh' ich weiß, ob er sein Abiturienten-Examen bestanden hat."

„Da kann ich Ihnen erzählen, was mein Freund Levy Mannheimer mit dem Schnorrer Abner Jung erlebte, den er immer Sonntags zu Tische einlud. Jung erregte das Mißfallen Mannheimer's sowohl durch seinen riesigen Appetit, wie dadurch, daß er regelmäßig anstatt um 12 Uhr erst gegen 1 Uhr erschien und endlich machte Levy seinem Zorn Luft, indem er rief: „Statt zu kommen um 12 und zu essen for Einen, kommen Sie um 1 und essen for 12."

„In New York suchte ein Werbe-Offizier einen Rekruten zum Dienst für Uncle Sam zu begeistern. „Warum soll ich Leute todt schießen, die ich gar nicht kenne?" meinte der friedliebende Mann. „Und am Ende schießt so ein Kerl mich todt." — „Na, da haben Sie es doch gut", entgegnete der Werbe-Offizier. „Da können Sie den ganzen Tag im Sarge liegen und brauchen weder zu arbeiten noch zu exerzieren."

„Vor der letzten Schlacht sagte ein Oberst zu seinen Leuten: „Nun, nehme mir Jeder seinen Mann ordentlich auf das Korn." Aber der Kohn entgenete: „Können Sie mir meinen Mann nicht zeigen, Herr Oberst. Ich möchte mich im Guten mit ihm abfinden."

„Ein guter alter Herr traf vier Kinder, die frohen Muthes daher zogen. „Wohin geht ihr denn, Kinderchen", fragte er die Kleinen. „Zum Onkel Moritz gratulieren", antworteten dieselben. „Ah, der Onkel feiert wohl seinen Geburtstag?" — „Nein. Aber er hat eine große Pleite gemacht."

„Im New Yorker „Herald" erschien jüngst folgende Anzeige: „Ich wünsche sofort gegen Baar zu kaufen: 5 lebendige Mäuse, 110 lebende Motten und 523 lebende Wanzen, da ich kontraktlich, laut Miethvertrag, verpflichtet bin, meine Wohnung in demselben Zustande zu übergeben, wie ich sie übernommen habe. William Sharper, 1032 East 207th Street, New York."

„Ein Professor fragte einen Studenten beim Examen: „Angenommen, ein Dachdecker wäre von einem 150 Fuß hohen Thurm gefallen, und man hätte Sie gerufen. Was würden Sie in diesem Falle thun?"— Student: „Ich würde einen Besen nehmen und den Dachdecker zusammenkehren."

Wahrscheinlich hätten die beiden Anecdoten-Krämer aus ihrem offenbar unerschöpflichen Vorrath das Publikum noch lange regalirt, wenn nicht auf Anstiften der Tanzlustigen plötzlich die Töne einer großen Zieh-Harmonika erklungen wären, welche sehr zerstreuend wirkten.

Die beiden Erzähler verbeugten sich, erklärten, daß sie auf die Wett-Abstimmung verzichten wollten und mischten sich dann unter die Tanzenden.

Es war ein prächtiges, lebensfrisches Bild, das sich dem Zuschauer bot. Zu dem jungen Grün des Waldes und der Wiese paßten die Menschenkinder, welche sich da tummelten; denn unter diesen befanden sich nur wenige ältere Leute. Meist waren es junge Frauen und Mädchen, junge Männer und Kinder; die Mitglieder des schönen Geschlechts fast ausnahmslos in hellfarbigen Waschkleidern. Unter den hohen Bäumen am Rande der Wiese standen die Wagen, auf welchen sich die mitgebrachten Lebensmittel und eine Anzahl Gewehre befanden. Die Pferde weideten, an lange Stricke gebunden, behaglich in dem frischen Grase und die Sonne bestrahlte mit ihrem Glanze das farbenprächtige Bild. Es schien fast unmöglich, daß in diese Harmonie von Frühlingsluft und Lebenslust ein Mißton hinein klingen könne.

In der That waren die Kinderspiele, das Redetournier der beiden Wahlverwandten aus Kalau und der Tanz bis jetzt ohne die geringste Störung verlaufen. Auch auf dem Scheibenstande, der von einigen Posten bewacht wurde, kamen keine Streitigkeiten vor und da vortrefflich geschossen wurde, waren auch die Schützen in bester Stimmung.

Während Elisabeth und Donatus gemächlich dem Tanze zusahen und darauf achteten, daß die Kinder sich nicht zu weit entfernten, schwenkten sich Irma, Arthur, Mary und Benno im Kreise, gelegentlich über die Unebenheit des Wiesengrundes lachend, die schnelles Tanzen unmöglich machte.

Als der Zieh-Harmonika-Spieler seine Thätigkeit auf kurze Zeit einstellte, um den Lohn für seine musikalischen Leistungen von den Tänzern einzusammeln, nahmen Arthur und Benno mit ihren Damen neben Elisabeth und Donatus Platz, um dort eine Zeit lang auszuruhen.

In diesem Augenblicke traten offenbar auf Verabredung die drei Halbblut-Indianer an die Gruppe heran und forderten die drei jungen Mädchen zum Tanzen auf.

Slippery Jim, Red Jack und Hungry Bob hatten Alles aufgeboten, um ihre äußere Erscheinung so stattlich wie nur möglich zu machen. Die drei Herren sahen so aus, als wenn sie sich gewaschen hätten. Sie trugen neue Jagdhemden und an den Füßen neue derbe Schuhe statt der üblichen Mocassins und alle Drei hatten roth und gelb gemusterte Taschentücher um ihre langen Hälse geschlungen. Ihre Strohhüte hatten sie auf ihre Büchsen gesteckt, die an einem in der Nähe befindlichen Baume lehnten; aber ihre Bowie-Messer trugen sie im Gürtel. Unter den Indianern und unter den Mestizen trifft man nur ausnahmsweise auf hübsche oder gar schöne Menschen. Meist haben sie breite Gesichter, stark entwickelte Backenknochen, große Münder und zu umfangreiche Nasen. Die drei Mestizen waren zwar hoch und sehnig gebaute Männer, die man als stattlich von Figur hätte bezeichnen müssen, wenn sie nicht zu ge-

bückt gegangen wären; aber von Antlitz waren die drei Tanzlustigen alles eher als ansprechend. Die dunkelfarbigen, von straffen Haaren theilweise beschatteten Gesichter hatten einen unheimlichen Ausdruck und man konnte es daher den drei jungen Mädchen nicht verdenken, daß sie beim Herantreten der drei Halbblut-Indianer ihre Hände, wie Schutz suchend, auf die Arme ihrer Begleiter legten.

Elisabeth blieb am ruhigsten. Sie bemühte sich sogar freundlich auszusehen, als sie sagte: Wie Sie sehen, habe ich noch nicht getanzt und ich beabsichtige auch nicht, dies heute Nachmittag zu thun. Es tanzt sich sehr schlecht auf dem unebenen Rasen und ich glaube nicht, daß die anderen Damen dieses zweifelhafte Vergnügen fortsetzen werden."

Irma und Mary lehnten ebenfalls ab und benützten mit Lebhaftigkeit die Entschuldigung, welche ihnen Elisabeth durch den Hinweis auf die Unebenheit des Bodens nahe gelegt hatte. Hungry Bob und Red Jack schienen auch geneigt zu sein, sich bei der Entschuldigung der jungen Damen zu beruhigen; nicht aber Slippery Jim, dessen Neigung für Irma von Radloff wohl tiefer war, als die seiner beiden Gefährten für Elisabeth und Mary und der sich deshalb offenbar entschlossen hatte, mit Arthur Wilson Streit zu beginnen.

„Wenn das Fräulein mit dem goldenen Haar hier auf der Wiese einmal getanzt hat, so sollte sie auch einen zweiten Tänzer nicht abweisen", sagte Slippery Jim, so nahe an Irma herantretend, daß diese sich vom Rasen erhob und hinter Arthur floh, der nun ebenfalls aufstand. Auch die anderen jungen Leute folgten schnell dem Beispiele Irma's und Arthur's.

„Wenn eine Dame erklärt, daß sie nicht mehr tanzen mag, so muß eine solche Erklärung jedem halbwegs anständigen Menschen genügen“, sagte Arthur sehr unwillig über das zudringliche, anmaßende Benehmen des Halbblut-Indianers und diesen mit zornigen Blicken musternd: „Treten Sie einige Schritte zurück.“

„Sollte ich einmal einen Herrn gebrauchen“, höhnte Slippery Jim, „der mir sagt, wie ich zu Mädchen sprechen oder ob ich vorwärts oder rückwärts gehen soll, dann werde ich mir einen älteren Mann aussuchen und keinen solchen einfältigen Grünschnabel.“

Einen Augenblick später lag der Mestize auf dem Rasen. Ein schnell geführter Faustſtoß Arthur's hatte ihn zwischen den Augen getroffen und ihn rückwärts zu Boden gestreckt. Und mit solcher Wucht und Treffsicherheit war der Stoß geführt worden, daß Slippery Jim mehrere Augenblicke betäubt dalag und sich nur langsam von der Wirkung dieser Züchtigung erholte.

Hungry Bob und Red Jack sprangen zu den Bäumen, wo die Gewehre standen, ergriffen ihre und Jim's Büchsen und traten an die Seite ihres Kameraden, der sich langsam erhob, sein Gewehr ergriff und dann gleichsam mit Gewalt wieder Herr über sich selbst wurde. Er schien geneigt zu sein, Arthur niederzuschießen; aber dieser stand schon schußfertig da und, nach der eben erhaltenen Probe von der Schlagfertigkeit seines Gegners mußte Jim annehmen, daß der junge Weiße keinen Augenblick zögern würde, in seinem Körper eine kleine Bleimine anzulegen.

Außerdem mußte der Mestize erkennen, daß die Kampf-Aussichten für ihn und seine beiden Begleiter die denkbar schlechtesten waren. Die Theilnehmer an

dem Maifeste hatten die Ankunft der Halbblut-Indianer gleich im Anfange mißliebig bemerkt und als eine Zudringlichkeit aufgefaßt. Sie wären unter allen Umständen geneigt gewesen, irgend einem Weißen gegen die drei berüchtigten Strolche beizustehen. Als sie nun hörten, daß Slippery Jim und seine beiden Genossen versucht hatten, drei weiße Mädchen zum Tanze zu zwingen und daß Jim den jungen Wilson beleidigt hatte, weil dieser seine Begleiterin gegen die Zudringlichkeit der Mestizen schützte, da waren die Versammelten sehr geneigt, an den drei Halbblut-Indianern Volks-Justiz zu üben und es bedurfte nur einer abermaligen Kundgebung seiner Frechheit, um Jim in schwere Ungelegenheiten zu bringen.

Inzwischen hatten die Mitglieder des Vergnügungs-Ausschusses aus dem Zusammenlauf der Festtheilnehmer um die Streitenden bemerkt, daß dort etwas Ungewöhnliches vorgehe und sie waren bald zur Stelle. Nachdem sie erfahren, wie der Streit entstanden, erklärten sie den Mestizen, daß jede Dame tanzen könne, mit wem sie wolle und daß die Gesellschaft von Leuten nicht erwünscht sei, welche dieses Recht in Zweifel stellen oder gar dieserhalb Streit anfangen wollten.

Jim warf wüthende Blicke um sich, die aber vielfach mit Gelächter aufgenommen wurden, weil an der Stelle, welche Arthur's Faust getroffen hatte, eine Geschwulst entstanden war, die einem Ansatze zu einem Horne glich und dem Gesichte in der That einen etwas lächerlichen Ausdruck verlieh.

Der Mestize verlor jetzt die Selbstbeherrschung, welche er sonst übte. Außer sich vor Wuth erhob er drohend seine Rechte und rief, den Zorn der Versammel-

ten herausfordernd: „Die Weißen sind schlechter als Schweine und Hunde. Sie beleidigen ihre Gäste und wenn ein Beleidigter sich rächen will, dann schaaren sie sich aus Feigheit zusammen. Als Freunde kamen wir zu Euch, als Beleidigte und Feinde ziehen wir von Euch. Die Stunde ist nicht fern, da Ihr bedauern werdet, was Ihr heute gethan habt. — Und wir", schloß der Wüthende, indem er seine geballte Faust erst gegen Arthur und dann gegen Irma schüttelte, „wir sehen uns wieder und wenn Ihr mich erblickt, werdet Ihr zittern."

Arthur lachte: „Wenn Du unverschämter Prahlhens jetzt nicht sehr schnell das Weite suchst, werde ich Dich erst noch einmal auf die Erde legen und Dich dann mit einer Pferdepeitsche so lange bearbeiten, bist Du versprichst, Dich so bescheiden zu benehmen, wie es einem Strolche gleich Dir zukommt."

Slippery Jim antwortete nicht auf das, was Arthur sagte. Er schoß nur einen wüthenden Blick auf den jungen Weißen, den er jetzt doppelt haßte und zog dann mit seinen Begleitern davon.

Die Zurückbleibenden hatten sämmtlich den Eindruck, daß die eben erzählten Vorgänge von nachtheiliger Wirkung für die Ansiedlung sein würden und wenn auch Jedermann Arthur's Verhalten billigte, so bedauerten doch Viele, daß die drei Mestizen das Fest besucht und zu dem Streit Veranlassung gegeben hatten.

Unsere kleine Gesellschaft begab sich alsbald nach Hause. Arthur geleitete Irma und deren Geschwister heim und berichtete über das Geschehene. Er mahnte dringend zur Vorsicht und wünschte nur, daß ihm Slippery Jim allein begegnen möchte.

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Als am Abend des Maifest-Tages die Wilson'sche Familie im Wohnzimmer bei einander saß und die Ereignisse des Tages besprochen hatte, sagte Werner: „Dieser Slippery Jim hat uns in seinem und wahrscheinlich auch im Namen seiner beiden Spießgesellen in aller Form die Fehde angekündigt. Wäre es da nicht am besten, wenn Arthur, Benno und ich die drei Kerle aufsuchten und die Angelegenheit so schnell wie möglich zum Abschluß brächten, anstatt zu warten, bis die Strolche uns überfallen?"

Elisabeth erhob sehr entschieden Einspruch. „Donatus hat schon wieder einmal Lust, nach fahrender Ritter Art zum Kampfe auszuziehen. Ich habe mich schon früher gegen solche Abenteuer ausgesprochen. Ein Mann, der sich zu verheirathen gedenkt, sollte derartige zwar romantische, aber zeitwidrige Neigungen ganz und gar aufgeben."

Der junge Mann lachte: „Was Du wünschest, wird geschehen, meine Theuere", sagte er; „aber mir erscheint ein Zustand unerträglich, in welchem wir beständig den Angriffen gewissenloser Kerle ausgesetzt sind."

„Die Gesetze unseres Staates enthalten Bestimmungen zum Schutze der friedlichen Bürger, welche von Friedensstörern bedroht sind", erklärte Herr Wilson. „Wir können den streitsüchtigen Halbblut-Indianer verhaften und ihn unter Friedensbürgschaft stellen lassen. Findet er keine Bürgen, so muß er in Haft bleiben."

„Wenn wir die Mestizen verhaften lassen", entgegnete Arthur, „so werden die Kerle uns für Feiglinge halten, die sich vor ihnen fürchten und das möchte ich

doch lieber nicht erleben. Hier an der Grenze ist Selbsthülfe gestattet und ich denke, Donatus ist im Rechte, wenn er meint, daß wir die drei Strolche aufsuchen und unsere Angelegenheiten mit ihnen endgültig erledigen sollten. Und Du, liebe Elisabeth, solltest da keinen Einspruch erheben."

„Was die Mestizen über Deinen Muth denken, lieber Arthur, ist sehr unwichtig", sprach Herr Wilson. „Viel bedeutender erscheint mir die Beobachtung der Staatsgesetze von Seiten der weißen Bevölkerung. Wenn Donatus, Benno und Arthur ausziehen und einen Kampf mit den drei Halbblut-Indianern bestehen würden, so könnte das nur böse Folgen haben."

„Erlaube mir, Vater", bat Arthur, „daß ich Dich auf den schlechten Ruf aufmerksam mache, in welchem jene Leute stehen. Die ganze Gegend würde erleichtert aufathmen, wenn wir namentlich Slippery Jim aus dem Wege räumten, ohne daß dem County dessen Prozessirung und Verurtheilung viele Tausend Dollars kostet."

„Deine Auffassung würde ganz gewiß von manchen Leuten getheilt werden und nach der Tödtung der drei Mestizen könntet Ihr darauf zählen, daß man Euch für gefährliche Raufbolde ansieht. Aber ganz abgesehen davon, daß ich einen solchen Ruf nicht für beneidenswerth erachte, so bin ich dafür, daß von unserer Seite die Gesetze aufrecht erhalten, nicht aber verletzt werden."

Die Damen stimmten lebhaft zu und Herr Wilson fuhr fort: „Wenn also von unserer Seite gegen die drei Mestizen etwas unternommen werden soll, so muß es in Form Rechtens geschehen. Aber es ist mir noch nicht klar, ob das zweckmäßig und wünschenswerth ist. Die

einzige Gewaltthat, die begangen wurde, rührt von Dir her, Arthur."

Der junge Mann erröthete, wie es schien, aus Unwillen über die Möglichkeit, daß man ihm aus seinem Verhalten einen Vorwurf machen könnte und er entgegnete: „Der Mensch war in meiner Gegenwart gegen die junge Dame zudringlich geworden, die unter meinem Schutze stand und als ich ihm das verwies, hatte er mich beleidigt. Ich konnte nicht gut länger ruhig beiben und am Ende gar darauf warten, daß er mich durchprügelte."

„Wahrscheinlich konntest Du unter den Umständen Deinem gerechten Unwillen nicht widerstehen; obschon es immer besser ist, Schlägereien zu vermeiden", sagte der Vater.

„Arthur konnte nicht anders handeln. Er durfte unmöglich die Beleidigung des frechen Menschen auf sich sitzen lassen", betheuerte Werner.

„Wir Mädchen waren ja Alle sehr erschreckt über den unerwarteten Streit", sagte nun Mary; „aber ich freute mich doch sehr, als Arthur den zudringlichen Menschen mit einem Stoße so zu Boden streckte, daß er eine ganze Weile betäubt dalag."

„Ich glaube auch nicht, Papa, daß Arthur anders handeln konnte. Er wäre sonst bei allen jungen Leuten in Verruf gekommen"; erklärte jetzt auch Elisabeth.

Donatus zog nun sein Taschentuch hervor, machte einen Knoten in dasselbe und hielt letzteren feierlich empor, indem er sagte: „Zur Erinnerung an einen ebenso bemerkenswerthen, wie richtigen Ausspruch eines schönen Fräuleins, das sonst allen Gewaltthaten abhold

und nicht geneigt ist, die Schlußfolgerungen gut zu heißen, die ich aus jenem Vorgange gezogen habe."

„Streitet Euch nicht mit einander, liebe Kinder", erwiederte Herr Wilson. „Obschon die erste Gewaltthat in dem Streite mit den Halbblut-Indianern von Arthur ausging, befand dieser sich in moralischer Hinsicht im Stand der Nothwehr. Wenn wir aber die Drohungen jenes Slippery Jim mit weiteren Gewaltthaten beantworten, setzen wir uns meiner Ansicht nach in das Unrecht. Wir würden dadurch die Gesetze des Staates gegen uns herausfordern, in welchem wir leben. Und das darf nicht geschehen."

„Dieser Meinung bin ich auch", erklärte Frau Wilson.

„Wir können, wie gesagt, den Mestizen verhaften und unter Friedensbürgschaft stellen lassen", fuhr Herr Wilson fort; „es scheint aber fraglich, ob das gerathen ist. Zunächst würde es mit großen Schwierigkeiten verknüpft sein, den Menschen zu finden. Sodann ist aber auch die gereizte Stimmung der Indianer in Betracht zu ziehen. Slippery Jim hält sich zu den Sioux. Wahrscheinlich ist er in einem ihrer Dörfer. Würde nun dort ein Beamter erscheinen, um den Mestizen festzunehmen und würde letzterer Widerstand leisten, so könnte dadurch der Indianer-Aufstand herbeigeführt werden, dessen Ausbruch wir fürchten und den wir, wenn irgend möglich, vermeiden sollten. Der Ausbruch dieser Unruhen würde aber wahrscheinlich auch dann veranlaßt werden, wenn Benno, Donatus und Arthur die drei Halbblut-Indianer aufsuchten, zum Kampfe zwängen und tödteten. Von der Möglichkeit, daß dabei einer unserer drei jungen Leute verwundet

oder erschossen werden könnte, will ich ganz absehen. Ich halte es für das Beste, daß wir unter Beobachtung aller vernünftigen Vorsichtsmaßregeln uns abwartend verhalten."

Das wurde am Ende beschlossen und da auch der Baron, als man ihn befragte, diesen Beschluß billigte, blieb es bei demselben.

Inzwischen hatte Werner mit dem Bau seines Hauses, seines Stalles und seiner Scheune begonnen, sobald der Frost aus dem Boden geschwunden war und mit Ausgraben des Fundamentes der Anfang gemacht werden konnte. Die Baracke war wieder von Arbeitern bewohnt und einige Gespanne Pferde waren thätig, die Nachts in der Scheune des Barons untergebracht wurden. Steine wurden herbeigeschafft und sobald der Keller ausgegraben war, begannen die Maurer ihre Thätigkeit.

Das Wohnhaus sollte geräumig, aber nur einstöckig mit Keller und Boden errichtet werden. Gleichzeitig mit dem Hause wurde der Stall gebaut; denn Werner wollte sobald wie möglich seine neue Heimstätte beziehen. Aber die Bauten nahmen nicht den schnellen Fortgang, den Donatus wünschte; denn es fehlte an geübten Arbeitskräften und da Werner das Innere des Hauses mit Kalkbewurf versehen wollte, so verursachte dies ebenfalls eine Verzögerung. Eine Reihe von Regentagen verhinderte die Fortsetzung der Maurer-Arbeiten und so kam der Juli heran, ohne daß die Gebäude vollendet waren.

Werner wurde sehr ungeduldig. Er beklagte besonders seiner Braut gegenüber den Mangel an Arbeitskräften, sowie die ungünstige Witterung.

Seit dem Maifeste im Walde waren fast zwei Monate verflossen, ohne daß man von den drei Halbblut-Indianern etwas gehört oder gesehen hatte. Die Anwesenheit von einem halben Dutzend bewaffneter Arbeiter hatte bei den Ansiedlern das Gefühl der Sicherheit vermehrt und man war nicht mehr so vorsichtig, wie kurz nach der Drohung Slippery Jim's.

An einem dunkeln, regnerischen Juli-Abende setzten Benno und Curt zu einer Partie Schach sich gleich nach dem Abend-Essen nieder, der Baron las die Zeitung, die jüngsten Kinder waren schon zur Ruhe gegangen.

Da fragte die Baronin von einer Handarbeit aufsehend: „Wo bleibt Irma?"

Sie hatte die jüngsten Kinder zur Ruhe gebracht, war dann in die Küche gegangen, aber nicht zurückgekehrt.

Benno stand auf, um nach der Schwester zu sehen. Man rief Irma, erhielt aber keine Antwort. Radloff zündete eine Laterne an und trat, mit einem Gewehre bewaffnet und von Benno begleitet, aus dem Hause. In der Nähe der Thüre lag einer seiner Jagdhunde todt. Er trug keine Wunde an sich und war offenbar vergiftet worden. Nahe dem Stalle lagen zwei andere Hunde, ebenfalls todt. Nun überkam die beiden Männer die furchtbare Ueberzeugung, daß die Halbblut-Indianer ihre Drohung ausgeführt hatten und daß ein Verbrechen geschehen war. Der Stall stand offen, die Thiere befanden sich lebend in demselben. In der Stallthüre lag ein Milcheimer; die Milch war verschüttet. Vermuthlich hatte Irma noch einem Kalbe abgerahmte Milch bringen wollen und war von den Mestizen

geraubt worden, nachdem diese vorher die Hunde durch vergiftetes Fleisch getödtet hatten.

Radloff und Benno riefen laut nach dem Mädchen, ohne eine Antwort zu erhalten.

„Gehe schnell nach Wilson's Haus", sagte der Baron zu seinem Sohne. Sieh, ob auch dort ein Unglück geschehen ist und wenn nicht, verständige sie von dem, was hier vorgefallen. Aber sei vorsichtig, daß Du nicht in einen Hinterhalt fällst."

Benno, der seine Büchse bei sich hatte, eilte davon.

Der Baron kehrte in das Haus zurück, wo seine Mittheilungen unsagbaren Jammer erregten.

„Was können wir zur Errettung unseres unglücklichen Kindes thun", rief Frau Radloff, die Hände ringend.

„Wir müssen zunächst abwarten, welche Nachrichten Benno bringt", entgegnete der Baron. Inzwischen schließt alle Thüren und Fensterläden. Ich werde alle Gewehre herbei bringen."

Bald wurden Schritte hörbar. Benno kehrte mit Arthur und Donatus zurück; denn obschon Letzterer am liebsten bei Elisabeth zu deren Schutz geblieben wäre, hatte diese ihn doch dringend aufgefordert, Benno und Arthur zu begleiten. Herr Wilson blieb zur Bewachung seiner Familie daheim.

Donatus und Arthur hatten einige Hunde mitgebracht. Man führte die Thiere nach dem Stalle, wo sie umher suchten, aber keine Spur aufnahmen.

„Es sind eben Jagdhunde", sagte Donatus, „und nicht gewöhnt, Menschenspuren zu verfolgen."

„Smith hat einen Bluthund, der sehr bösartig ist", sagte Arthur, der bleich war, aber vollständig seine

Ruhe bewahrte. Ich werde sofort hinüber gehen und Smith bitten, uns mit seinem Hunde zu Hülfe zu kommen."

„Gehen Sie mit, Herr Baron", bat Donatus. „Smith ist ja ein Menschenfeind; aber den Bitten eines Vaters, der seine Tochter aus der Gefangenschaft elender Schurken retten will, wird er nicht widerstehen können."

Radloff und Arthur machten sich schnell auf den Weg, während Werner das Haus betrat und die unglückliche Mutter zu trösten suchte, so gut er es vermochte.

Der Baron und der junge Wilson erreichten Smith's etwa zwei Meilen entfernte Blockhütte. Als sie anklopften, erscholl gleich das geheulartige Bellen des Bluthundes und sie hörten, wie Smith das Thier zu beruhigen suchte und zur Thüre kam.

„Wer ist da?" fragte die tiefe Stimme des Menschenfeindes.

„Radloff", antwortete der Baron, „Halbblut-Indianer haben meine älteste Tochter entführt. Unsere Jagdhunde nehmen die Spur nicht auf und in meiner Verzweiflung bitte ich Sie, uns zu helfen."

Es trat eine kurze Pause ein; dann sagte Smith: „Warten Sie, ich werde meine Büchse und einige Lebensmittel an mich nehmen; denn wir dürften einen langen Marsch vor uns haben."

Kurze Zeit darauf erschien der sonderbare Mann. Er führte seinen Bluthund an der Leine und hielt ihn mit vieler Mühe zurück, die beiden ihm fremden Männer anzufallen. Er schloß seine Thüre und trat an die Seite des Barons.

Auf dem Wege nach Radloff's Hause theilte dieser kurz mit, was er wußte. An der Baracke wurde Halt gemacht und Arthur veranlaßte ohne Mühe zwei mit Büchsen bewaffnete Arbeiter, sich an der Verfolgung der Entführer zu betheiligen. Man kam überein, daß Benno zum Schutze der Familie Radloff zurückbleiben und die Verfolgung von dem Baron, Smith, Arthur, Donatus und den beiden hülfbereiten Arbeitern aufgenommen werden solle.

Im Hause des Barons verabschiedete dieser sich von seiner Gattin und beschaffte schnell die für die Verfolger nöthigen Lebensmittel; während Smith mit der Laterne den Stall betrat und sorgfältig nach Fußspuren umher blickte. Er hatte nicht lange zu suchen; denn in den Verdauungs-Ergebnissen einer Kuh bemerkte er sogleich den Abdruck eines Mocassins.

„Indianer oder Mestizen haben die That begangen", sagte Smith und setzte dann seine Untersuchungen fort.

Vor dem Stalle waren viele Mocassin-Spuren in dem feuchten Boden wahrnehmbar. Auch der Eindruck von Frauenschuhen war erkennbar. Aber während viele Mocassin-Spuren nach dem am Hause vorüber führenden Wege leiteten, fehlten hier die Eindrücke der Frauenschuhe gänzlich.

„Die Schurken haben das Fräulein gebunden, geknebelt und auf eine Tragbahre gelegt", erklärte Smith bestimmt. Jetzt trat Radloff hinzu und erfuhr das Ergebniß der Untersuchung. Der Bluthund wurde auf die Mocassin-Spuren geleitet und er wäre hinter denselben davon gesprungen, hätte sein Herr ihn nicht an der Leine zurückgehalten.

Die Spuren führten eine kurze Zeit den Weg entlang westlich und wandten sich dann südlich dem Flußufer zu.

„Die Kerle fürchten natürlich die Verfolger und sie wollen eine Strecke im Flusse waten, um uns von ihrer Spur abzubringen. Aber wir werden keine unnütze Zeit verlieren. Ueber den Cottonwood-Fluß werden die Entführer nicht gehen, sondern die Wigwams ihrer Freunde aufsuchen, denn sie wissen, daß dort eine den Weißen feindselige Stimmung herrscht und daß sie deshalb in den Sioux-Dörfern auf Unterstützung rechnen dürfen. Bleiben wir deshalb auf dem Wege und warten wir ab, wo der Hund die Spur wieder auffinden wird, wenn diese sich nördlich wendet." So sprach Smith.

„Wäre es nicht sicherer, uns an die Spur zu halten", fragte der geängstigte Vater.

„Wie Sie wollen", entgegnete Smith. „Es ist Ihre Tochter, die wir retten wollen; nicht die meinige und ich habe mich Ihnen zur Verfügung gestellt."

„Wir sollten dem Rath des Herrn Smith folgen". bat Arthur. „Er ist offenbar nicht zum ersten Male auf einer Indianer-Spur, die Entführer haben einen Vorsprung von mehr als einer Stunde und wenn wir dadurch Zeit sparen können, daß wir den Weg abschneiden, den sie gemacht haben, um uns irre zu führen, so ist damit viel gewonnen."

„Wohlan", sagte Radloff; „stellen wir uns ganz unter Ihren Befehl, Herr Smith, und seien sie versichert, daß Sie sich heute Nacht Freunde für Ihr ganzes Leben gewinnen."

„Schon gut", versetzte der Sonderling. „Was ich thue, geschieht zur Rettung eines bedauernswerthen Mädchens; nicht aber um mir Dank und Freundschaft zu erwerben. Wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, dann bleiben wir auf diesem Wege."

Sie waren noch nicht weit gegangen, da nahm der Hund die Fährte wieder auf. Bei dem Scheine einiger Zündhölzer erkannte Wilson die Mocassin-Abdrücke wieder in dem aufgeweichten Boden und bei dem flüchtigen Scheine des Lichtes sah Arthur, wie ein Ausdruck der Genugthuung über das Gesicht des finsteren Mannes glitt. Er zündete noch einige Streichhözer an und suchte an der Erde herum; dann sagte er:

„Es scheinen mir fünf Leute zu sein, welche diesen frechen Anschlag ausgeführt haben. Vier tragen das Mädchen und einer geht voraus. Hier haben sie die Trägerstellen gewechselt; wahrscheinlich weil ihnen das Tragen durch das Gebüsch und durch den Fluß die Schultern ermüdete, auf welchen die Last ruhte. Aber die Kerle nehmen große Schritte. Es sind offenbar rüstige Leute und wir müssen schnell gehen, wenn wir sie einholen wollen."

„Wären Sie uns mit Ihrem Hunde nicht zu Hülfe gekommen, hätten die Schurken einen gewaltigen Vorsprung genommen und es ist sehr fraglich, ob wir ihnen rechtzeitig nahe gekommen wären", sagte Arthur, „und wenn Sie auch unseren Dank ablehnen, so dürfen Sie doch künftighin zu jeder Zeit über meine Dienste verfügen."

„Es ist in der That ein Glück für Sie, daß ich den Hund kaufte", versetzte der Sonderling trocken. „Denn wenn wir das Fräulein retten, so hat derselbe mehr

Anspruch auf Ihre und Herrn Radloff's Dankbarkeit, als ich."

Aber wenn auch die abwehrende Haltung Smith's dieselbe blieb, so war doch im Uebrigen sein Benehmen ein ganz anderes, als sonst. Er nahm offenbar einen lebhaften Antheil an dem Geschicke Irma's und wohl auch an der Seelenangst Radloff's und Arthur's.

Er schritt an der Spitze des Zuges, dem der Bluthund in seiner Jagdlust voranstrebte, ziemlich schnell vorwärts. Ohne das Thier hätten die Männer die Spur nur beim Lichte einer Laterne verfolgen können und dieses wäre unter Umständen ihr Verräther geworden. Der Hund war aber nicht nur ein Führer, der mit nie irrender Sicherheit den Weg zeigte, sondern auch auf Unebenheiten aufmerksam machte; denn an der Leine, die Smith in der Hand hielt, fühlte er, ob der Hund auf ebenem Wege gleichmäßig vorwärts strebte, oder ob irgend ein Hinderniß zu überwinden war und er machte die ihm Folgenden auf Unebenheiten aufmerksam.

Ueber vier Stunden hatte der nächtliche Marsch schon gedauert, da strauchelte einer der beiden Freiwilligen aus der Baracke, fiel und klagte über heftige Schmerzen am Knie. Der Baron, welcher sich etwas mit Chirurgie beschäftigt hatte, untersuchte das Bein, fand aber keine ernste Verletzung.

„Wenn der Mann nicht gehen kann, müssen wir ihn in Gesellschaft seines Kameraden zurück lassen", sagte Smith; „denn allein kann er nicht hier bleiben. Bei unserer Rückkehr nehmen wir Euch dann mit."

Der Verletzte lächelte trotz seiner Schmerzen und meinte, daß die Aussichten auf den Erfog des Unter-

nehmens um ein Drittel schlechter würden, wenn zwei Männer zurückblieben und daß mithin die Rückkehr der Verfolger sehr fraglich wäre.

„Können wir den Mann nicht tragen", fragte Donatus. „Ich bin zwar nicht mehr so munter, wie im Anfang unseres Marsches; aber wenn die vier Indianer Fräulein Radloff so viele Stunden tragen konnten, sollten wir wohl im Stande sein, einen verletzten Kameraden abwechselnd zwei Stunden fortzubringen; denn innerhalb dieser Zeit müssen wir die Flüchtlinge einholen."

„Wenn wir ein Tragbahre hätten, würde ich dem Vorschlag Werner's zustimmen", sagte Arthur, der über den Aufenthalt unruhig wurde.

Der Verletzte hatte indeß einen Gehversuch gemacht und erklärte jetzt zur Genugthuung der andern Männer, daß ihn sein Knie beim Gehen nicht mehr als beim Stehen oder Liegen schmerze und daß er jedenfalls versuchen würde, in Reih und Glied zu bleiben.

Der Zug setzte sich nun wieder in Bewegung; wenn auch etwas langsamer, als bisher. Man nahm dem Manne sein Gepäck ab und er stützte sich leicht auf seinen Kameraden, indem er eine Hand auf dessen Schulter legte.

„Die vier Träger müssen doch endlich müde werden und Halt machen", sagte der am Knie Verletzte, um seine Gefährten wegen des Aufenthaltes zu trösten. „Es ist merkwürdig, daß wir die Kerle noch nicht eingeholt haben."

Der Morgen graute jetzt. Der Weg und die Umgebung waren bereits erkennbar. Die Wolken hatten theils ihren Inhalt der Mutter Erde mitgetheilt, zum

Theile hatten sie sich verzogen. Ein sonniger Tag stand in Aussicht.

Eine weitere halbe Stunde verging. Als der Führer eben eine kleine Erhöhung der wellenförmigen Prairie erreicht hatte, warf er sich zu Boden und winkte den Andern, zurückzubleiben. Alle folgten dem Beispiele Smith's und als sie über den Rand der kleinen Anhöhe blickten, gewahrten sie eine Strecke vor sich die vier Träger mit der Bahre und an der Spitze des kleinen Zuges dessen Führer, in welchem Arthur den Halbblut-Indianer Slippery Jim zu erkennen glaubte.

„Sollten wir den Schurken nicht nacheilen", fragte der junge Mann. Wahrscheinlich werden sie dann die Tragbahre niedersetzen und sich entweder zum Kampfe stellen, oder davon laufen."

„Wenn der Anführer des Feindes der verzweifelte Kerl ist, für den ich ihn nach Ausführung dieses Ueberfalles halten muß", entgegnete Smith, „dann wird er das Fräulein lebendig nicht aufgeben, sondern sie durch einen Messerstich tödten, falls er sie ohne Kampf oder nach einer Niederlage verlassen muß."

„Was sollen wir thun", fragte Radloff mit mühsam bekämpfter Aufregung. „Wenn wir den Entführern folgen, bemerken sie uns und dann tritt das Entsetzliche ein, das Sie für wahrscheinlich halten. Folgen wir ihnen nicht, dann entkommen sie uns."

„Die Träger sind müde, denn sie tragen das Fräulein schon an sechs Stunden", entgegnete der Führer. „Sie setzen die Bahre nieder und sprechen miteinander. Der Kerl, der voranschritt, zeigt auf jenen Waldstreifen, der sich wahrscheinlich am Rande eines Baches befindet. Wenn wir dieser leichten Bodensenkung östlich

folgen, können wir, ohne gesehen zu werden, den Waldstreifen, der sich hieher zieht, eher erreichen, als unsere Feinde. Befindet sich dort, wie ich vermuthe, ein Bach, so waten wir in demselben entlang, ohne viel Geräusch zu machen und können die Kerle überfallen. Der Umweg, den wir machen, ist nicht groß, und wenn wir unsere Kräfte anstrengen, werden wir vielleicht gleichzeitig mit den ermüdeten Trägern an dem Lagerplatz eintreffen, dem diese zustreben."

Dem Plane Smith's gemäß setzten die Verfolger sich, so schnell sie es vermochten, in Bewegung. Ehe sie den Waldstreifen erreichten, blickten sie noch einmal über den Rand der kleinen Bodenerhöhung und bemerkten mit Befriedigung, daß die ermüdeten Träger die Bahre noch einmal niedergesetzt hatten, um auszuruhen.

Die Annahme Smith's, daß die Bäume am Rande eines Baches ständen, bestätigte sich und die sechs Männer folgten dem Bette des kleinen trotz des Regens flachen Gewässers bis zu der Stelle, wo nach ihrer Berechnung die Verfolgten den Waldstreifen betreten mußten. In der That trafen die Träger und ihre Führer bald darauf ein und Arthur wie Donatus erkannten nun, daß Letzterer wirklich Slippery Jim und daß seine vier Begleiter Vollblut-Indianer waren.

Die Verfolger hätten ohne Schwierigkeit die Träger und ihren Führer niederschießen können; aber es war immerhin möglich, daß eine Kugel das junge Mädchen traf; oder daß einer der Angegriffenen nicht tödtlich verwundet wurde und dann der gefesselten Entführten ein Messer in's Herz stieß.

Die Träger setzten die Bahre nieder und Slippery Jim trat an letztere heran, sich über seine Gefangene beugend.

„Halten Sie sich kampfbereit und schießen Sie Jeden nieder, der an die Bahre tritt", flüsterte Smith seinen Begleitern zu. „Ich werde den Führer tödten."

„Ueberlassen Sie das mir", bat Arthur dringend und hob sorgfältig zielend seine Büchse.

Der Schuß krachte und der Mestize brach zusammen.

Einer der Indianer stieß das Schlachtgeschrei der Sioux aus, zog sein Messer und sprang an die Bahre. um der Gefangenen den Todesstoß zu versetzen; aber von zwei Kugeln durchbohrt stürzte er todt nieder. Der Baron und Smith hatten gleichzeitig geschossen.

Jetzt feuerte Donatus und streckte einen der andern drei Indianer zu Boden. Die Beiden noch kampffähigen Krieger schossen in der Richtung, aus welcher der Angriff erfolgt war und suchten dann hinter den Bäumen Deckung. Die Verfolger brachen nun mit lautem Hurrah aus ihrem Versteck hervor und suchten ihre Gegner zu erreichen; aber diese traten einen schleunigen Rückzug an.

„Ein Glück für ihre Tochter und für uns, daß die Indianer im ersten Schrecken in's Blaue hinein gegen unser Versteck feuerten", sagte Smith. „Sie hätten sonst mit ihren Kugeln das Fräulein und einen von uns treffen können Aber im Kampfe verlieren die meisten Menschen die ruhige Ueberlegung. Wäre das nicht der Fall, dann wurden die Gefechte noch viel blutiger werden."

Arthur war allen Andern voraus an die Bahre gesprungen, hatte Irma von den Fesseln und vom Knebel

befreit, sie emporgehoben und, sie an sich drückend, ihrem Vater zugeführt.

„Wir dürfen uns nicht aufhalten", mahnte Smith. „Die Frechheit, mit welcher dieser Ueberfall ausgeführt wurde, läßt auf einen allgemeinen Indianer-Aufstand schließen und wir werden wohl thun, uns so schnell wie möglich zurückzuziehen."

„Ja, nur fort von hier", sagte Irma, schaudernd auf die mit Blut überströmten Körper Jim's und der beiden Indianer blickend.

„Können Sie gehen", fragte Smith.

„Mich schmerzen die Stellen, an welchen die Stricke saßen; aber ich werde Sie nicht aufhalten."

„Dann wollen wir wenigstens diesen Ort verlassen und auf dem kürzesten Wege nach Hause zurückkehren", entschied der Führer. „An dem nächst geeigneten Ort ruhen wir aus und nehmen Nahrung zu uns."

Und trotz der Ermüdung trat die Gesellschaft den Rückweg an, bis in einer Bodensenkung eine kleine Quelle erreicht wurde, an der man sich niederließ.

„Ich glaube, wir haben sofortige Verfolgung nicht zu fürchten", meinte Arthur, als sie Halt machten. „Slippery Jim wird uns überhaupt nicht wieder belästigen und die beiden geflohenen Indianer sind mindestens ebenso müde wie wir. Bis sie ein Indianerdorf erreichen und Verstärkungen hierher bringen, werden wir einen weiten Vorsprung haben."

„Möglich, daß uns eine Streifpartie antrifft und angreift", entgegnete Smith.

Der Vorsicht halber unterließen es die Lagernden dieserhalb, ein Feuer anzuzünden, sondern genossen ihre Vorräthe kalt.

Irma erzählte, daß sie, um Benno und Curt in ihrer Schachpartie nicht zu stören, einen Eimer abgerahmte Milch für ein junges Kalb in den Kuhstall tragen wollte. Plötzlich sei sie von starken Armen umschlungen worden und gleichzeitig hätte ein klebriges Pflaster ihren Mund geschlossen, das später durch einen Knebel ersetzt wurde. Man habe sie dann sofort auf eine Tragbahre gelegt und davon getragen. Ihr Entsetzen wurde noch durch die Wahrnehmung vermehrt, daß Slippery Jim der Führer der Indianer war. Sie verstand zwar nicht, was ihre Entführer miteinander sprachen; aber sie bemerkte, daß die Träger auf Veranlassung des Mestizen wiederholt ihre Schritte beschleunigten.

„Ich will Dir keine nutzlosen Vorwürfe machen, mein Kind", sagte der Baron; „aber ich muß Dir doch sagen, daß es leichtsinnig und thöricht von Dir war, nach Einbruch der Dunkelheit das Haus allein zu verlassen. Hätte nicht Herr Smith uns seine Erfahrung zur Verfügung gestellt und wären wir nicht mit Hülfe seines Bluthundes im Stande gewesen, die Verfolgung der Räuber während der Nacht ununterbrochen fortzusetzen, dann wärst Du vermuthlich einem entsetzlichen Geschick verfallen."

„Du darfst mir glauben, lieber Vater, daß ich furchtbare Stunden während der letzten Nacht und während dieses Morgens erlebte", sprach Irma weinend. „Ich sagte mir, daß ich durch mein über alle Maßen thörichtes Verhalten nicht nur mich selbst in die Gewalt eines schrecklichen Menschen gebracht, sondern auch allen meinen Lieben schweren Kummer bereitet hätte. Mein Loos war um so entsetzlicher, als ich auf Befreiung

kaum zu hoffen wagte. Aber ich hatte mir fest vorgenommen, mich und wenn irgend möglich den schändlichen Entführer zu tödten, sobald sich eine Gelegenheit dazu böte."

„Das wäre die einzige Möglichkeit gewesen, Dich aus einem entehrenden Dasein zu befreien", sagte Radloff. „Laß Dir die Folgen Deines thörichten Leichtsinnes zur Lehre gereichen und bringe nicht wieder Dich selbst und die Deinen in schweren Kummer."

Das versprach Irma hoch und theuer und nachdem Arthur noch als mildernden Umstand die Thatsache hervorgehoben hatte, daß seine Geliebte nur aus Rücksicht auf Benno und Curt den verhängnißvollen Gang allein antrat, sagte der Baron: „Du hast noch schwerer als wir gelitten und ich will Dir jetzt weiter keine Vorwürfe machen. Aber laßt uns aufbrechen, damit wir die Nachricht von meiner Tochter Befreiung so bald wie möglich den in Angst und Sorge befindlichen Meinigen mittheilen können."

Der Rückmarsch ging in Folge der Ermüdung Aller verhältnißmäßig langsam von Statten und erst spät am Nachmittag langten sie in den Blockhäusern am Cottonwood-Flusse an, wo sie mit Freudenthränen empfangen wurden. Als die Baronin den Dank ihres Mutterherzens dem Manne darbringen wollte, dem sie die Rettung ihrer Tochter verdankte, war Smith verschwunden. Er hatte sich, wie Arthur lächelnd berichtete, mit seinem Hunde schleunigst nach Hause begeben, ohne nur einen Augenblick bei Radloff's anzuhalten.

Frau und Herr Radloff begaben sich mit Irma und Benno—die Männer gut bewaffnet—am nächsten Morgen nach Smith's Blockhütte, um dem sonderbaren

Mann für den großen Dienst zu danken, den er seinen bedrängten Nachbarn in so umsichtiger und selbstloser Weise geleistet hatte; aber auf ihr wiederholtes Klopfen wurde ihnen nicht geöffnet. Aus dem wüthenden Gebell des Bluthundes schlossen Radloff's aber, daß der Sonderling wohl daheim sei, indeß weder Besuch noch Dank annehmen wolle. Sie mußten deshalb unverrichteter Sache heimkehren und sich darauf beschränken, gemeinschaftlich ihren Dank schriftlich auszudrücken und dem Retter Irma's durch die Post zu übermitteln.

Einige Tage darauf erhielt die Baronin ein höflich gehaltenes Schreiben, in welchem Smith sagte, er habe es für seine Pflicht gehalten, ein junges weißes Mädchen aus der Gewalt der Indianer befreien zu helfen. Wenn die Familie glaube, ihm hierfür Dank schuldig zu sein, so möchte sie diesen dadurch abstatten, daß sie einen Einsiedler der selbst gewählten Einsamkeit überlasse; denn andernfalls werde er genöthigt sein, an einem andern Orte die Ruhe zu suchen, die ihm das erste Lebensbedürfniß wäre.

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Der dreiste Ueberfall Slippery Jim's und die Befreiung Irma's nach einem kurzen Gefechte mit den Räubern hatte bei den Arbeitern Werner's die Besorgniß vor weiteren Kämpfen wach gerufen. Denn man war überzeugt, daß die Indianer den Tod mehrerer ihrer Stammesgenossen rächen würden. Die Arbeiter erklärten deshalb, sie wollten nach Neu-Ulm zurückeh-

ren. Werner gab sich viele Mühe, die Leute beisammen zu halten. Er wies auf die Thatsache, daß Herr Wilson und der Baron den Rothhäuten während des letzten Winters einen Schlitten voll Lebensmittel geschenkt hätten und daß seit jener Zeit gute Freundschaft zwischen den Beschenkten und den Ansiedlern herrsche. Slippery Jim und seine vier Spießgesellen wären fünf Banditen gewesen, welche durch das gegen Freunde ihrer Stammes-Genossen unternommene Verbrechen die Unterstützung des Stammes verwirkt hätten. Außerdem erbot sich Donatus, beständig Wache zu halten; er wies ferner darauf hin, daß die Arbeiter sämmtlich bewaffnet seien, stets weitere Hülfe aus den Blockhäusern von Smith, Radloff und Wilson zu erwarten war, falls eine Indianer-Bande einen Angriff wagen sollte und durch langes Zureden sowie durch Gewährung höheren Lohnes hielt er die Leute sämmtlich bei der Arbeit.

Es vergingen zwei Wochen, ohne daß sich etwas Bemerkenswerthes ereignete. Aber während dieser Zeit kamen wiederholt Nachrichten über die unter den Indianern herrschende Aufregung und Erbitterung in die Ansiedlung. In Folge der Erregung unter den Rothhäuten hatte der Baron jede Anzeige von dem Ueberfall und von der Befreiung Irma's unterlassen; auch alle Theilnehmer an dem Zuge gebeten, über jene Vorgänge zu schweigen; denn er wolle die ohnehin herrschende Aufregung nicht noch vermehren.

Da erschien am vierten August Sam White im Hause Wilson's. Es war an einem Montage, der in den Vereinigten Staaten der nationale Waschtag ist. Der alte Trapper traf gegen Mittag ein, als sich die

Familienmitglieder eben um den Speisetisch versammelten. White lächelte, als er sagte: „Ich finde mich immer zum Essen ein. Hoffentlich werde ich Ihnen heute nicht lästig."

Nachdem man ihn beruhigt hatte, setzte er sich und aß mit dem Hunger eines Mannes, der einen weiten Weg zurückgelegt hat.

Nach der Mahlzeit sagte White: „Ich komme, um Ihnen mitzutheilen, daß die Indianer den Kriegspfad betreten werden. Es wirken viele Umstände, über die ich später mit Ihnen sprechen werde, gerade jetzt zusammen, um einen Aufstand herbeizuführen."

„Droht augenblicklich Gefahr", fragte Herr Wilson mit der ihm eigenen Ruhe.

„Nein", entgegnete der Trapper. „Die Indianer sind alle an den Agenturen versammelt, wo sie Lebensmittel und die Auszahlung ihres Jahresgeldes fordern, die schon im Juli fällig waren."

„Sie glauben nicht, daß unser Haus geplündert werden könnte, wenn wir jetzt Alle zu Radloff's hinübergehen, um mit unseren Nachbarn zu berathen?"

„Ich bin ziemlich sicher, daß kein Indianer in der Nähe ist", erklärte White.

„Dann wollen wir zu Radloff's gehen und Sie, werther Freund, haben sicher nichts dagegen, IhreNachrichten auch unseren Nachbarn mitzutheilen", sagte Herr Wilson.

„Gewiß nicht. Ich bin in die Ansiedlung gekommen, um zu warnen. Ich begleite Sie zu Ihren Freunden."

„Ich möchte Herrn Smith herbeiholen", schlug Arthur vor. „Er hat uns in einer Stunde großer Noth beigestanden und wir dürfen ihn jetzt nicht unberücksichtigt lassen, wenn es sich um eine Berathung zum Schutze unserer Ansiedlung handelt."

Herr Wilson nickte zustimmend und Arthur eilte voraus, um Smith zu benachrichtigen. Als er die Blockhütte erreichte, fand er sie, wie gewöhnlich, verschlossen. Sein Klopfen beantwortete zunächst der Bluthund mit seinem geheulartigen Gebell; dann öffnete Smith die Thüre.

„Der Trapper Sam White ist mit der Nachricht angelangt, daß in allernächster Zeit die Indianer den Kriegspfad betreten werden", berichtete Arthur kurz. „Ich bin gekommen, Ihnen das mitzutheilen, damit Sie entweder sich in Sicherheit bringen, oder mit uns darüber berathen können, welche Maßregeln wir zu unserem gemeinsamen Schutz ergreifen müssen."

Smith sann einige Augenblicke nach, dann sagte er: „Die armen Indianer thun mir leid. Man darf es den Rothhäuten eigentlich nicht übel nehmen, wenn sie zu den Waffen greifen. Aber ihre Rache bedroht die unschuldigen weißen Ansiedler und ich halte es für meine Pflicht, zum Schutze der letzteren beizutragen, was in meinen Kräften steht.—Droht augenblicklich Gefahr?"

„Nein", antwortete Arthur.

Smith holte nun sein Gewehr, verschloß die Blockhütte und folgte dem jungen Wilson zu Radloff's Hause.

Hier wurde er herzlich begrüßt und alle Erwachsenen nahmen im Parlor Platz. Sam White begann,

nachdem er mit Smith bekannt gemacht worden war, seinen Bericht:

„Die Noth war in diesem Winter in den Indianer-Dörfern größer als seit Jahren. Der Mais, den die Leute in den oberen Reservationen gebaut hatten, mißrieth im letzten Herbst und die Jagd lieferte wenig Beute. Im letzten Monate haben manche Indianer ihre Pferde und Hunde geschlachtet und gegessen, da ihnen die Agenten und Händler nichts lieferten. Sechs Kinder sollen verhungert sein."

„Hätten wir von dieser furchtbaren Noth gewußt, würden wir geholfen haben", sagte Frau Wilson tief erschüttert und die Baronin erklärte, daß sie gern ihren Brautschmuck verkauft hätte, um solche Noth zu lindern.

„Was hätte Ihre Hülfe gegenüber der Noth von so vielen tausend Menschen vermocht", sprach der Trapper traurig. „Jetzt sind zwischen tausend und zwölfhundert Indianer bereit, die Streitaxt auszugraben und wenn alle Rothhäute im Staate zu den Waffen greifen, werden an 6000 Krieger im Felde stehen."

„Alle Versuche des guten Bischofs Whipple und anderer mit den Verhältnissen vertrauten Leute, ein rechtzeitiges Eingreifen der Bundesbehörden herbeizuführen, waren leider vergeblich", sagte Herr Wilson entrüstet.

„Unter den jungen Indianern bildeten sich Krieger-Vereinigungen (Soldiers Lodges)", fuhr White fort, „zu dem Zwecke, alle Rothhäute zu einem Aufstande zu vereinigen. Gestern fand eine Berathung in Little Crow's Dorfe nahe der Redwood-Agentur statt. Ich war zugegen und da man mich als einen treuen Freund des rothen Mannes kennt, ließ man mich sprechen. Ich

warnte die Häuptlinge und Krieger vor einem Aufstande. Ich sagte ihnen, daß ihre Klagen berechtigt wären; daß aber ein Krieg gegen die Weißen ihre Lage nur verschlimmern würde; denn diese könnten hundert Krieger gegen jeden Indianer aufbieten. Deshalb rieth ich ihnen, eine Gesandtschaft nach Washington zu senden und Little Crow zum Sprecher zu wählen, da dieser Häuptling schon in der Bundeshauptstadt war und dort bekannt ist. Ich erbot mich, mit zu gehen. Aber meine Mahnungen fanden kein Gehör. Die Empörung war zu groß und Slippery Jim behauptete, daß fast alle jungen Männer der Weißen in den Krieg gegen die Südstaaten gezogen wären; daß mithin die Indianer einen leichten Sieg erringen könnten."

„Lebt der Halbblut-Indianer noch?" fragte Arthur. „Ich habe ihn doch niedergeschossen, als wir Fräulein Radloff befreiten."

„Von Ihrem Kampfe habe ich gehört, berichtete White. „Der Mestize wurde von seinen Stammes-Genossen wegen seines Angriffs auf diese Ansiedlung getadelt; aber er behauptete, das weiße Mädchen, welches er zum Weibe begehre, habe ihn beleidigt, Sie hätten ihn niedergeschlagen, die anderen bei dem Streite anwesenden Weißen hätten ihn gehindert, Sie zu züchtigen und er wäre deshalb berechtigt gewesen, Rache zu nehmen. Ihre Kugel hat ihn nur am Kopfe gestreift und ihn eine Zeit lang betäubt. Jetzt bemüht er sich, die Indianer zum Aufstande zu veranlassen."

„Ich hätte mich überzeugen sollen, ob der Kerl todt war und ihm noch einen Schuß geben müssen", murrte Arthur.

„Slippery Jim hielt noch eine große Rede", fuhr White fort, „welche die ohnehin Kriegslustigen völlig zur Wuth entflammte. Er sagte, die Sioux hätten ihre weiten, wildreichen Jagdgründe und die Gräber ihrer Väter verkauft, aber den Kaufpreis nie erhalten. Jetzt müßten sie ihre Pferde und Hunde schlachten und bald würden sie Alle verhungern, wenn sie nicht die günstige Gelegenheit benützten, das Land zurückzuerobern, um das sie betrogen wurden. Nur Feiglinge könnten dazu ermahnen, daß die Abkömmlinge der tapferen Sioux lieber verhungern, als kämpfen sollten. Fast alle anwesende Häuptlinge schrieen: „Ho, ho" und der Krieg wird jetzt ausbrechen, wenn kein Wunder geschieht."

Nach einer kurzen Pause schloß der Trapper seinen Bericht: „Ich erhob mich noch einmal. Ich sagte den Häuptlingen, sie würden durch einen Aufstand über ihren ganzen Stamm Verderben bringen, die weißen Ansiedler, die sie angreifen wollten, wären unschuldig an dem Unrechte, welches die Agenten und Händler begangen hätten, ja die meisten dieser Leute wären Freunde des rothen Mannes. Die Ansiedler am Cottenwood-Flusse hätten das bewiesen und zum Dank dafür habe „Slippery Jim" ein weißes Mädchen aus einem jener Blockhäuser geraubt. — Auch ich wäre als Freund zu ihnen gekommen. Ich hätte sie gewarnt und mich erboten, mit einer Gesandtschaft als Vermittler nach Washington zu reisen. Wenn die Sioux aber Unschuldige ermorden wollten, anstatt ihren besten Freunden Gehör zu schenken, würde ich diese Unschuldigen nach Kräften schützen."

„Slippery Jim und einige Andere forderten, daß ich sofort getödtet würde, weil ich sie und ihr Vorhaben ver-

rathen wollte. Andere schlugen vor, daß ich gefangen gehalten werden sollte, bis der Ueberfall geglückt wäre. Aber meine Freunde unter den Häuptlingen sagten, daß ich seit vielen Jahren treu auf der Seite des rothen Mannes gewesen und freiwillig in das Dorf gekommen wäre, um meinen Rath zu geben. „Man darf einen alten Freund und Gast nicht ermorden, weil sein Rath vielen nicht gefällt", sagte der Häuptling „Andrer Tag." „Ich bin dafür, daß wir den Mann ziehen lassen und ich werde ihn begleiten, wenn er unsere Wigwams verläßt. Wer ihn bekämpfen will, wird mich an seiner Seite finden". Es wurde noch viel geredet, aber auch die „kleine Krähe" meinte, daß ich ungehindert davon gehen sollte. Würde ich den Kriegspfad rother Männer kreuzen, dann würden sie mich als ihren Feind behandeln. Ich verließ dann die Versammlung und das Dorf mit „Andrer Tag" und einigen seiner Krieger, während die anderen Häuptlinge ihre Berathungen fortsetzten und eilte hierher."

„Nach dem Bericht unseres Freundes", nahm Herr Wilson das Wort, „werden die Indianer den Kampf beginnen, wenn nicht etwas ganz Unerwartetes geschieht. An uns tritt nun die Frage heran, ob wir mit unserer beweglichen Habe nach Neu-Ulm oder nach St. Peter fliehen, oder uns hier vertheidigen wollen. Was mich betrifft, so ziehe ich den Kampf vor."

„Ich ebenfalls", erklärte der Baron. „Aber wir sollten die Damen und Kinder in Sicherheit bringen."

„Der Platz der Frau ist an der Seite ihres Mannes", entgegnete Frau Radloff mit einer bei ihr sonst ungewöhnlichen Entschiedenheit. „Wenn Du es vor-

ziehst, die Grenze gegen die Indianer hier zu vertheidigen, so bleibe ich bei Dir."

„Es gereicht mir zur Genugthuung", erklärte der Baron, „meiner neuen Heimath als Grenzwächter dienen zu können. Aber Du, mein liebes Weib, kannst dabei wenig helfen und die Besorgniß um Euer Schicksal im Falle einer Niederlage wird uns Männern nur das Herz schwer machen."

„Haben die Frauen der Germanen nicht schon zu Caesar's Zeiten die Wagenburg vertheidigt", fragte Frau Radloff. „Weshalb können wir Euch nicht zur Seite stehen?"

„Auch bei unseren Vorfahren haben die Frauen der Pioniere an der Vertheidigung der Blockhäuser Theil genommen", erklärte Frau Wilson stolz. „Wir bleiben bei Euch."

„Wir werden die Gewehre laden", versprach Mary.

„Und heißes Wasser auf die Feinde gießen, wenn sie zu nahe kommen", drohte Irma.

„Jedenfalls wollen wir das Schicksal derjenigen theilen, welche uns theuer sind", sagte Elisabeth, „und wir werden uns nützlich machen, wo wir können, ohne durch Aengstlichkeit lästig zu werden."

„Aber drei oder vier Blockhäuser können Sie jedenfalls nicht vertheidigen", meinte White. „Sie sollten sich daher entschließen, welches Haus Sie befestigen und halten wollen."

„Herrn Radloff's Haus ist jedenfalls das geräumigste, es hat eine Pumpe in der Küche, sichert uns daher genügenden Wasservorrath und wenn der Baron uns Alle bei sich aufnehmen will, würde dieses Gebäude

wohl der beste Vertheidigungspunkt sein", erklärte Herr Wilson.

„Ein Brunnen im Hause ist allerdings von größtem Nutzen", meinte White. „Es scheint mir außerdem, daß Herrn Radloff's Blockhaus leicht so befestigt werden kann, daß die Vertheidigung einem halben Dutzend gut bewaffneter Männer nicht schwer fallen sollte."

Smith hatte bisher schweigend den Berichten des Trappers und den Berathungen seiner Nachbarn zugehört. Jetzt ergriff er das Wort: „Wenn Herr White hier bleiben und die Vertheidigung leiten und Sie mich bei sich aufnehmen wollen, Herr Baron, werden wir sieben gut bewaffnete Männer sein, die mit Gewehren umgehen können. Wenn wir genug Schießbedarf und Lebensmittel haben, wird es den Indianern sehr schwer werden, dieses Haus zu erobern. Aber wir sollten Vorkehrungen treffen, alle werthvolle bewegliche Habe möglichst in Sicherheit zu bringen. Das Haus ist geräumig. Die Möbel des Herrn Wilson haben in den oberen Zimmern sicher Platz. Alle Pferde und Kühe würde ich, bis auf eine gute Milchkuh, die wir, nebst Futter auf zwei Wochen, in einem Zimmer zu ebener Erde unterbringen können, mit den Arbeitern nach St. Peter schicken. Ihr zweiter Sohn, Herr Radloff, könnte die Leute begleiten und das Geld mitnehmen, welches nöthig ist, einen Mann zu halten und die Stallung für die Thiere zu bezahlen. Futter für Pferde und Kühe könnte auf die beiden großen Wagen geladen werden."

Diese Vorschläge Smith's fanden ungetheilten Beifall; White aber meinte, daß man die Leute und die Pferde noch mindestens zwei Tage brauchen würde, um das Radloff'sche Haus in besseren Vertheidigungszu-

stand zu bringen. Man sollte die Fenster des unteren Stockwerks mit dicken Rasenstücken ausfüllen, in welchen sich natürlich Schießscharten befinden müßten; auch sollte man dünne Rasenstücke auf das Schindeldach legen und diesen Rasen stark anfeuchten, um das Dach gegen die Brandpfeile der Indianer zu sichern. Ferner müßten die ohnehin meist abgestorbenen Bäume in der Nähe des Hauses gefällt und verbrannt werden, weil hinter denselben feindliche Schützen Deckung finden könnten. Zu all diesen Vorkehrungen brauche man die Pferde und die Arbeiter und da in den nächsten Tagen der Ansiedlung noch keine Gefahr drohe, die Pferde und die Kühe also immer noch in Sicherheit gebracht werden könnten, dürfte man die nothwendigen Vertheidigungs-Maßregeln nicht vernachlässigen.

Werner begab sich zu seinen Leuten, rief sie zusammen und sagte zu ihnen: „Wir haben Grund zu der Befürchtung, daß die Unzufriedenheit der Indianer über kurz oder lang zu einem Aufstand führen wird; sind indessen entschlossen, unseren Posten zu behaupten. Da wir aber nicht alle unsere Gebäude vertheidigen können, werden wir das Haus des Herrn Radloff befestigen. Das wird in einigen Tagen geschehen sein, wenn Sie uns dabei helfen wollen. Ich werde Sie für Ihre Arbeit gut bezahlen. Dann werden wir die Pferde und die Kühe sammt Wagen und Ackerbau-Geräthen und Futter für die Thiere nach St. Peter senden. Einer von Ihnen kann mitziehen und für die Hausthiere sorgen, bis die Unruhen vorüber sind. Dann werden wir die Arbeiten hier wieder aufnehmen. Sind Sie willens, uns in unserem Vorhaben zu helfen?“

Alle waren dazu bereit und die beiden Männer, welche den Zug zur Befreiung Irma's mitgemacht hatten, erklärten; sie würden gern hier bleiben und bei der Vertheidigung des Radloff'schen Hauses helfen. Da Sie mit Büchsen versehen waren und das Gebäude Raum genug für zwei weitere Vertheidiger bot, so nahm Werner das Anerbieten dankend an; denn er war der Zustimmung Aller sicher.

Die von Smith und White gemachten Vorschläge wurden so schnell wie möglich ausgeführt und am dritten Tage fuhren die beiden lang gemachten Wagen, beladen mit Ackergeräthen, Hafer und Heu, davon. Zwei der Männer trieben die Kühe, bis auf die beste Milchkuh, welche zurück behalten wurde, und nach einigen Tagen kam die kleine Karawane glücklich in St. Peter an.

Curt Radloff verließ seine Eltern und Geschwister nur ungern; aber er war verständig genug einzusehen, daß Jemand die Thiere begleiten mußte und schließlich fühlte er sich auch durch die ihm überwiesene Vertrauensstellung geehrt. Herr Wilson gab ihm einen Brief an einen Bekannten in St. Peter mit, welcher dem Jüngling behülflich sein sollte, Unterkommen zu finden, und von dem Baron mit den nöthigen Geldmitteln ausgestattet, war Curt in der Lage, den ihm gewordenen Auftrag gut auszuführen.

Von jetzt an entwickelten sich die drohenden Ereignisse schneller, als die meisten Bewohner des Grenzbezirkes erwartet hatten. Denn viele Ansiedler wollten an einen Indianer-Aufstand auch dann noch nicht glauben, als er thatsächlich schon begonnen hatte. Sie ließen die Mittheilungen anderer Trapper und be-

freundeter Indianer unbeachtet; ja Manche lachten über die Warnungen und meinten, daß die Indianer ihnen zu befreundet und auch zu feige wären, um einen Krieg mit den Weißen zu beginnen.

Hunderte mußten diese ihre leichtfertige Vertrauensseligkeit mit dem Leben bezahlen.

Am Montag den vierten August kamen mehr als fünfhundert Krieger nach der Yellow Medicine Agentur und trotzdem dort 100 Soldaten mit zwei Kanonen standen, brachen die Indianer doch in das Lagerhaus ein und raubten mehr als hundert Säcke Mehl. Nach dieser Gewaltthat, bei der aber noch kein Blut floß, versprach der Agent den Kriegern, ihnen Mehl, Schweinefleisch und Reis zu liefern, worauf sie sich etwas beruhigten. Aber sie sahen das Nachgeben des Agenten angesichts ihres eigenmächtigen Auftretens als Zeichen der Schwäche an und wurden noch verwegener. Es wurde auch kein Versuch gemacht, die Einbrecher zu bestrafen und die Nachricht von dieser ungesühnten Gesetzes-Verletzung ermuthigte die noch schwankenden Rothhäute, sich an dem Vergehen der Krieger-Vereine (Soldiers Lodges) zu betheiligen. Sie schliffen in Gegenwart der Weißen ihre Streitäxte und Skalpiermesser und führten bei Fort Ridgely, sowie in den Straßen Neu-Ulm's ihre Kriegstänze auf.

Die Bundesregierung war trotz mehrfacher Warnungen dem Treiben der Agenten und Händler nicht mit der nöthigen Entschiedenheit entgegengetreten; aber sie hatte das zur Auszahlung an die Indianer bestimmte Gold rechtzeitig nach St. Paul gesandt. Wäre dieses Gold im Juli an die Sioux ausbezahlt worden, so würden letztere sich vielleicht beruhigt haben. Aber

es blieb längere Zeit in den St. Pauler Banken liegen, welche vermuthlich Zinsen auf diese Depositen zahlten und als endlich auf dringende Vorstellungen die Auszahlung erfolgen sollte, bot man den Rothhäuten Papiergeld statt des Goldes, auf welches damals schon ein Agio bezahlt wurde. Die Indianer weigerten sich, Papierscheine anzunehmen, diese wanderten wieder nach St. Paul und ehe das Gold herbeigeschafft wurde, begann das Blutvergießen.

Am 17. August wurden in Meeker County fünf Weiße ermordet und am selben Tage verließ leider noch eine Compagnie Soldaten der Vereinigten Staaten die Agentur und Fort Ridgely, um sich über Fort Snelling nach dem Kriegsschauplatze zu begeben. Am nächsten Tage, Montag den 18. August, fing der Massenmord an, der in zwei Wochen an acht hundert Weißen das Leben kostete.

Von Neu-Ulm bis Yellow Medicine wurden die meisten Häuser und Blockhütten der Ansiedler niedergebrannt. Der tapfere Kapitän John Marsh, welcher in Fort Ridgely befehligte und von den Unruhen gehört hatte, marschirte kurz entschlossen mit siebenundvierzig Mann von seinem Posten nach der nächsten Agentur. Auf seinem Wege traf er einen Fährmann Namens Martell.

„Kehren Sie um, Kapitän", rief der Fährmann. Die Indianer sind überall beim Morden und Brennen. Mit Ihren wenigen Leuten können Sie den Kampf gegen die vielen rothen Teufel nicht aufnehmen."

„Es ist meine Pflicht, die Wehrlosen zu schützen", entgegnete Marsh stolz. „Wir werden die Mörder zu-

rück treiben, wie es Soldaten der Vereinigten Staaten geziemt."

„Ich habe meine Fähre verlassen, um mein Leben zu retten", erklärte Martell, „ich werde nicht zurückgehen."

Der Kapitän marschirte ruhig weiter. Als die Mannschaft in die Nähe der Fähre kam, trafen sie auf neun Leichen, die zum Theil schrecklich verstümmelt waren. Einem Weißen hatten die Indianer den Kopf abgehackt, dann den Leib aufgeschnitten und den abgehackten Kopf so in den Leib gesteckt, daß er aus demselben mit den verglasten Augen hervorzusehen schien.

Als der Kapitän mit seinen Leuten an die Fähre kam, zeigten sich auf der andern Seite des Flusses einige Indianer, welche Freundschafts-Betheuerungen herüber riefen. Marsh schöpfte indeß Verdacht und stieg zum Ufer hinab, um sich durch einen Umblick zu überzeugen, ob keine weiteren Rothhäute in der Nähe seien. Jetzt krachten von allen Seiten Schüsse aus dem hohen Grase. Die Hälfte der Soldaten brach todt zusammen. Einer derselben wurde von zwanzig Kugeln und einem Pfeile durchbohrt. Die Ueberfallenen erwiderten das Feuer, da aber die Feinde im Grase versteckt waren, wurden wohl nur wenige derselben verletzt.

Marsh trat mit neun seiner Leute den Rückzug an; einige Soldaten hatten sich, dem Beispiele der Indianer folgend, in das Gras geworfen und erreichten später vereinzelt das Fort. Der Kapitän, welcher die Kampffähigkeit der rothen Krieger in so verhängnißvoller Weise unterschätzt hatte, erhielt auf dem Rückzuge beim Durchwaten des Flusses einen Schuß und ertrank.

Ermuthigt durch ihre bisherigen Erfolge überfielen nun die Rothhäute die überraschten Ansiedler auf der ganzen Grenzlinie. Mit teuflischer Grausamkeit ließen sie die Wuth über das ihnen von den Agenten und Händlern zugefügte Unrecht an den Unschuldigen aus, von welchen Viele den Indianern nur Gutes erwiesen und sie in keiner Weise gekränkt hatten. Sie tödteten und verstümmelten Männer, Kinder und Frauen und letztere konnten von Glück sagen, wenn ein schneller Tod sie vor einem noch furchtbareren Schicksale bewahrte. Viele weiße Mädchen und Frauen wurden entehrt und gezwungen, ihre Peiniger auf deren Raub- und Mordzügen zu begleiten. Wir haben die Zahl der in zwei Wochen gemordeten Weißen auf achthundert angegeben; aber einzelne Berichte, selbst amtliche, behaupten, daß an tausend Ansiedler getödtet wurden; zum Theil erst, nachdem sie die furchtbarsten Qualen ausgestanden hatten. Pferde und Kühe, welche die Krieger-Banden nicht mitnehmen konten, tödteten sie und zahlreiche Blockhäuser, Ställe und Scheunen wurden niedergebrannt. Ueberall in den Ansiedlungen stiegen Rauchwolken auf und Nachts verkündeten Feuersäulen das Wüthen der erbitterten Indianer.

An vielen Orten, wo die Ansiedler zahlreich waren, hätten sie vereint erfolgreichen Widerstand leisten können; so namentlich in den Agenturen. In der sogenannten unteren Agentur und in der nächsten Nachbarschaft derselben wohnten mehr als vierzig gut bewaffnete weiße Männer und diese hätten sich und die Ihrigen in den theilweise aus Steinen errichteten Gebäuden gegen die Rothhäute leicht vertheidigen können, bis Hülfe herbeikam. Aber trotz aller Warnungen hat-

ten nur Wenige an einen Aufstand der Rothhäute geglaubt und als die Gefahr hereinbrach, benahmen sich gerade diejenigen ganz kopflos und feige, welche durch Betrug und herausfordernden Hochmuth die Indianer zum Aeußersten getrieben hatten. Eine ganze Anzahl dieser Leute, welche die blutige Katastrophe heraufbeschworen hatten, mußten ihre Thaten mit einem elenden Tode sühnen; denn die Erbitterung der Aufstädischen richtete sich naturgemäß ganz besonders gegen sie.

Wie wenig der Indianer, wenn seine Kampfeswuth einmal entfesselt ist, dem Gefühle der Dankbarkeit zugänglich und wie wenig er geneigt ist, diejenigen zu schonen, welche ihm Gutes gethan, das erfuhren in jenen furchtbaren beiden August-Wochen des Jahres 1862 Viele, welche auf wiederholte Warnungen stets erwiederten: „Wir haben von den Sioux nichts zu fürchten; denn diese wissen, daß wir ihre Freunde sind und ihnen manche Wohlthat erwiesen haben.“

Ueber die meisten Metzeleien liegen keine Angaben vor; denn die Ermordeten konnten nicht sprechen und die Mörder hüteten sich wohl, eine Selbstanklage zu erheben.“

Aber Thatsache ist, daß man später die zum Theil bestialisch verstümmelten Leichname von Ansiedlern fand, die weit und breit als Freunde der Rothhäute bekannt waren und oft die an letzteren begangenen Betrügereien verdammt hatten. — Diese Thatsache bewies, daß der Blutdurst des Indianers das etwa in ihm lebende Gefühl der Dankbarkeit gänzlich erstickte und daß letztere nicht einmal seine scheußliche Lust an den Martern seiner Opfer zügelt.

Aus den Berichten über die Art, wie die Rothhäute mitunter Wohlthaten ihrer Freunde vergelten, mag hier folgender angeführt werden: Ein Farmer Namens John Zettel hatte „den früheren Herrn des Landes", wie er die Indianer mitunter nannte, stets Mitleid und Wohlthaten entgegengebracht. Keine Rothhaut klopfte an seinem Blockhause an, ohne Einlaß und eine Mahlzeit zu erhalten.

Am 18. August betraten zwei Indianer Zettel's Haus, welche zu seinen „Freunden" gehörten. Die Frau war eben damit beschäftigt, das Mittagessen aufzutragen. Ein vierjähriges Kind saß am Tische, der Mann mit einem „Baby" auf dem Arm wollte sich niedersetzen; da erschienen die beiden „befreundeten" Rothhäute. Der ahnungslose Farmer lud sie freundlich ein, an der Mahlzeit Theil zu nehmen; aber ohne ein Wort der Warnung legte einer der Indianer sein Gewehr auf ihn an, schoß ihn durch den Kopf, entriß dem Sterbenden das kleine Kind, faßte dasselbe bei einem Beine und schlug dessen Kopf gegen einen Thürpfosten, so daß Blut und Hirn umherspritzten. Nun ergriff der andere Indianer seinen Tomahawk, spaltete den Kopf des zweiten Kindes und führte dann einen Schlag gegen das Haupt der Mutter, die blutüberströmt niedersank.

Die beiden Bestien in Menschengestalt sind alsdann wahrscheinlich durch ein ihnen verdächtiges Geräusch verscheucht worden; denn sie unterließen es, ihre Opfer zu skalpiren. Die Frau wurde noch lebend gefunden. Sie konnte die oben erzählten Vorgänge noch beschreiben, starb aber kurz darauf an den Folgen ihrer furchtbaren Wunde.

Es ist nicht unsere Absicht, den Lesern die entsetzlichen Einzelnheiten jenes Indianer-Aufstandes eingehender zu schildern, als nothwendig ist, um die Gefahren und Kämpfe darzustellen, welche die Pioniere der Civilisation zu bestehen hatten und welche von Vielen unterschätzt wurden. Wir wenden uns daher jetzt wieder den Ansiedlern am Cottonwood-Flusse zu, welche sich muthigen Herzens entschlossen hatten, ihren Besitz zu vertheidigen.

Fünfundzwanzigster Abschnitt.

Der siebenzehnte August des Jahres 1862 fiel auf einen Sonntag und fand Frau Radloff in sehr trüber Stimmung. Sie stand vor ihrer früher so stattlichen Besitzung und blickte mit Wehmuth auf dieselbe. In der That war der Anblick kein erfreulicher. Die großen Bäume waren abgehauen und verbrannt. Stall und Scheune, welche zwar nicht nahe, aber doch dicht genug am Wohnhause lagen, um letzterem im Falle eines Kampfes in mehr als einer Hinsicht gefährlich zu werden, waren ebenfalls den Flammen geopfert worden. Dies war der Baronin besonders nahe gegangen und sie hatte gefragt, ob nicht noch Zeit genug sei, die Brandfackel in den Stall und in die theilweise gefüllte Scheune zu werfen, wenn der Feind nahe; aber es war ihr entgegnet worden, daß alsdann vielleicht ein ungünstiger Wind Flammen und Funken gegen das Wohnhaus treiben und dieses gefährden könnte.

Der Anblick ihres Heims betrübte Frau Radloff

besonders; entlockte ihr aber schließlich auch ein Lächeln.

Die Veranda vor der Front des Hauses war ebensowohl wie der Holzstall an der Hinterseite abgerissen und verbrannt worden. Kahl wie eine große Kiste stand der Bau da. Die unteren Fenster waren mit dicken Rasenstücken angefüllt, in denen nur geräumige Schießscharten sich befanden, durch welche allein etwas Licht und Luft in das untere Stockwerk drang. Die Hausthür war durch eine Bretterbekleidung verstärkt und diese war mit allen erdenklichen Stücken von Blechgeschirr benagelt, um sie möglichst feuersicher zu machen. Auf dem Schindeldach wuchs Gras, denn es waren dort lange Streifen von dünn abgepflügter Grasnarbe befestigt und diese täglich begossen worden. Darüber waren nämlich sämmtliche Vertheidiger des Postens einig, daß die Flammen die größte Gefahr bildeten, welche das Blockhaus bedrohten.

Die drei jungen Mädchen besorgten die Küchenarbeit und so konnte die Hausfrau Zeit finden, ihr Herz dem Hausherrn auszuschütten.

„Morgen sind vierzehn Tage vergangen, seit Herr White die Nachricht von dem bevorstehenden Aufstande brachte und so die Veränderungen herbeiführte, welche hier vorgenommen wurden", klagte die gute Frau. „Alle getroffenen Vorkehrungen haben gewiß zur Vermehrung unserer Sicherheit beigetragen; wenn aber die drohende Gefahr vorüber ginge, wären die großen Opfer vergebens, welche wir gebracht haben."

„Das ist allerdings richtig", entgegnete Radloff. „Wir lernen jetzt die Opfer kennen, welche der Krieg den Gegenden auferlegt, die er heimsucht. Alle Maß-

regeln, die wir getroffen haben, waren durch die Rücksicht auf unsere Sicherheit geboten."

„Ich glaube es; aber Jahre werden vergehen, ehe wir die Verluste verschmerzen, welche wir jetzt erleiden."

„Das wohl", sagte der Baron ruhig; „aber Du mußt auch berücksichtigen, daß wir mit Wilson und Werner verabredet haben, alle Verluste gleichmäßig zu tragen und dann darfst Du nicht vergessen, daß uns durch Werner's Theilung seiner jüngsten Erbschaft die Nothwendigkeit abgenommen ist, zur Aussteuer zweier Brautpaare erheblich beizutragen."

„Ich finde", sagte Frau Radloff", daß dieser junge Mann sich mit einer so ruhigen Noblesse benimmt, als gehöre er zu einer der besten Familien."

Ihr Gatte lächelte, als er versetzte: „Ich habe schon Leute aus den allerbesten Familien gekannt, die in Geldsachen an Unsauberkeit der Gesinnung mit den ärgsten Wucherern wetteifern können."

Das gab die Hausfrau zu. Sie ward durch die Worte ihres Mannes doch etwas getröstet; aber obgleich an Herz und Geist eine hervorragende Dame, konnte sie doch auf das letzte Wort nicht verzichten, mit dem die meisten Frauen ihre Unterredungen zu schließen lieben. „Mir graut vor der Hausreinigung, wenn diese Heimsuchung glücklich überstanden ist. Eine Vermehrung der Einwohner um zehn erwachsene Menschen und um eine Kuh, welche Dein früheres Zimmer benutzt, als wäre sie darin geboren! Unsere Gäste benehmen sich ja ohne Ausnahme sehr rücksichtsvoll; aber eine Störung unseres schönen Hausfriedens bedeutet dieser Umschwung doch."

In diesem Augenblicke kamen White und Smith, letzterer mit seinem Hunde, von verschiedenen Seiten auf das Haus zu. Sie hatten wie gewöhnlich die Umgegend durchstreift; namentlich auch den am Ufer des Cottonwood-Flusses sich hinziehenden Wald und beide meldeten jetzt, daß sie Indianer-Spuren entdeckt hätten. Unwillkürlich eilte Frau Radloff dem Hause zu, als sie diese Kunde vernahm; aber sie faßte sich schnell und theilte in ruhigem Tone den in der Küche beschäftigten Damen die Nachricht mit. Die Mädchen geriethen natürlich in große Aufregung; besonders Irma, die seit ihrer Entführung Nachts häufig schreckliche Träume hatte.

Die Männer versammelten sich inzwischen im Vorflur zur Berathung, nachdem sie sämmtlich ihre Waffen zur Hand genommen und die Hausthüre fest geschlossen hatten. Radloff, Wilson und Smith hatten White den Oberbefehl über die Besatzung des Blockhauses angetragen; doch davon wollte der alte Trapper nichts wissen."

„Sie sind selbst Soldat gewesen und Herr in Ihrem Hause", hatte er zum Baron gesagt. „Wollen Sie die Ansicht oder den Rath von uns Anderen hören, so fragen Sie uns nur; wir werden dann unsere Meinung aussprechen."

So sagte denn Herr Radloff: „Zunächst sollten wir wohl zwei Posten im oberen Stockwerk aufstellen; einen im Südwest-Zimmer, den anderen im nordöstlichen Raum."

Da alle Anwesenden mit dem Vorschlage einverstanden waren, schickte der Baron Benno und Johnson, einen der beiden Arbeiter, zunächst auf Wache.

„Daß die Indianer, deren Spuren Herr Smith und ich fanden, nichts Gutes im Schilde führten, geht aus der Thatsache hervor, daß sie sich nicht sehen ließen, sondern am Waldrande blieben", sagte White. „Sie waren Kundschafter und haben sich überzeugt, ob wir auf einen Angriff vorbereitet sind."

„Wahrscheinlich werden sie uns nach Einbruch der Dunkelheit angreifen", meinte Herr Wilson. „Ich habe mir erlaubt, den Rothhäuten eine kleine Ueberraschung zu bereiten. Von der Feier des vierten Juli her habe ich noch eine große Partie Pulver zur Erzeugung bengalischen Lichtes, das wir auf Blechtellern verbrennen können, die ich an den Fenstern des oberen Stockwerkes angebracht habe. Wir können dadurch für einige Augenblicke genug Licht erzeugen, um die Angreifer zu sehen und mit einiger Sicherheit auf sie zu schießen."

„Auch ich glaube nicht, daß die Sioux dieses stark befestigte Haus am Tage angreifen werden", erklärte White. „Wenn wir hier und da das bengalische Feuer leuchten lassen und jedesmal beim Scheine desselben einige der Krieger niederschießen, werden sie ängstlich werden und damit ist natürlich viel gewonnen."

„Jedenfalls wollen wir die beiden Wachtposten regelmäßig ablösen, jetzt unser Mittagessen einnehmen und dann bis zum Einbruch der Dunkelheit schlafen, wenn wir können", sagte Herr Radloff.

Die Männer, welche nicht auf der Wacht standen, legten sich allerdings nach dem Mittagsmahle zur Ruhe nieder; aber außer White, der alsbald tief athmete, schlief Keiner von der kleinen Besatzung und die meisten

erhoben sich alsbald, um durch die Schießscharten in's Freie zu blicken.

Langsam verging ihnen der Nachmittag, während dessen die Posten zweimal abgelöst wurden.

Während dieser Zeit traf Donatus in einem der unteren Zimmer mit seiner Geliebten zusammen. Elisabeth legte ihre Arme um den Hals Werner's, küßte ihn und sagte leise: „Du armer Mann zogst aus, um das Glück zu suchen und fällst vielleicht unter den Kugeln und Messern der Indianer in der Vertheidigung von Leuten, von deren Dasein Du noch vor einem Jahre nichts wußtest."

„Seit Dein Herz sich mir zuneigte, habe ich eine Zeit des reinsten und schönsten Glückes genossen, das mir dem Tode wahrlich nicht zu theuer bezahlt ist", antwortete Donatus.

„Wir Frauen und Mädchen haben beschlossen, uns zu tödten, wenn die Indianer siegen", berichtete Elisabeth ruhig, „und zu Deiner Beruhigung, Du Eifersüchtiger, will ich Dir sagen, daß ich nie einem anderen Manne angehören werde, wenn Du früher sterben solltest als ich."

Jetzt hörten sie die Stimme des Hausherrn, welcher die Besatzung in zwei Abtheilungen sonderte und Donatus begab sich in das oberste Stockwerk. Die eine bestand aus Radloff, Smith, Arthur und Johnson, die zweite aus Wilson, White, Benno, Donatus und Braun, dem andern Arbeiter.

Jede Abtheilung sollte vier Stunden Wache halten. die andere sollte inzwischen ruhen; allerdings in Kleidern neben ihren Waffen.

Die fünf Damen bestanden darauf, ebenfalls an dem Wachtdienste Theil zu nehmen; dies wurde indeß entschieden abgelehnt; da der Haushalt und die Aufsicht über die Kinder ihre Thätigkeit in Anspruch nahm. Nach längeren Verhandlungen einigte man sich dahin, daß im Falle eines Angriffs Irma und Mary der ersten Abtheilung, Elisabeth der zweiten beim Laden der Gewehre behülflich sein sollten; während den beiden älteren Damen die Pflicht obliegen sollte, die Kinder zu überwachen und zu beruhigen.

Die vier Stunden bis Mitternacht vergingen ohne Störung. Aber um ein Uhr Nachts, als die zweite Abtheilung die Wache angetreten hatte, vernahm das geübte Ohr White's ein Geräusch vor dem nach der Landstraße zugekehrten Theile des Hauses. Alle Männer wurden in aller Stille herbeigeholt. Auf der Ost-, Nord- und Westseite wurde im oberen Stockwerk ein Posten aufgestellt. Die anderen sechs Männer nahmen an den nach Süden führenden Fenstern im oberen Stockwerk schußbereit Stellung. Dann entzündete Herr Wilson das bengalische Feuer.

Beim Scheine desselben erkannten die Vertheidiger, daß etwa dreißig Indianer, große Reisig-Bündel vor sich herschiebend, dem Hause näher zu kommen suchten.

„Zielt gut, feuert und dann deckt Euch", rief White mit gedämpfter Stimme. Sechs Schüsse krachten, vier Indianer fielen, einige der übrigen feuerten nach den Fenstern ihre Gewehre ab und dann liefen fast alle der Landstraße zu.

Der reiche Gewehr-Vorrath des Barons hatte es gestattet, daß die meisten an den Fenstern postirten Männer über eine zweite Büchse oder doch über ein

Schrotgewehr verfügten und eine zweite Salve wurde den Fliehenden nachgesendet, von welchen noch zwei zu Boden stürzten. Aber jetzt krachten auch hinter den Reisig-Bündeln einige Schüsse und wenn die Leute der Besatzung sich nicht schnell gedeckt hätten, wären wahrscheinlich einige von ihnen verwundet worden.

Das bengalische Feuer war jetzt erloschen.

„Wenn Sie noch etwas von Ihrem Ueberraschungs-Pulver zur Hand haben, stecken Sie es an", bat White, nachdem die Gewehre wieder geladen waren. „Wir wollen versuchen, mit den dreisten Kerlen Abrechnung zu halten, welche hinter den Reisig-Bündeln blieben."

Alsbald leuchtete das bengalische Feuer wieder auf. Die Belagerten sahen, wie von der Landstraße her wieder eine Anzahl Indianer den Reisig-Bündeln zueilten.

Zielt vorsichtig, feuert und dann deckt Euch. Jeder Schuß, der nicht trifft, ermuthigt die Hallunken nur", rief jetzt White aus.

Wieder krachten zweimal sechs Schüsse. Vier der Indianer, welche vom Wege herbeigeeilt waren, stürzten zu Boden; und von denjenigen, welche hinter den Reisig-Bündeln geblieben waren, wurden drei niedergestreckt.

Nun erhoben die Indianer ein lautes Wuthgeheul.

„Dreizehn von den Kriegern sind nun todt oder verwundet", sagte White, sein Gewehr ladend, und von dieser Seite des Hauses haben wir heute Nacht wohl keinen Angriff mehr zu befürchten."

„Ist Jemand verwundet, dann werde ich ihn verbinden", rief Herr Radloff. Niemand war verletzt.

„Wie hoch schätzen Sie die Zahl der Feinde", fragte Arthur seinen Nachbar Smith, der während des Kampfes wie immer wortkarg geblieben war.

„An dem ersten Angriff waren ungefähr dreißig betheiligt. Aber es mögen noch mehrere mit dem Anfertigen weiterer Reisig-Bündel beschäftigt gewesen sein."

„Der Feind will uns ausräuchern", sagte White, „durch Feuer droht uns die größte Gefahr.—Jetzt aber sollten sich die Herren von der ersten Wache wieder zur Ruhe legen; denn ich will meine gute Büchse gegen eine alte Vogelflinte wetten, daß die Hallunken uns in der nächsten Stunde nicht angreifen. Sie werden jetzt Kriegsrath halten und dann ihr Glück auf einer andern Seite des Hauses versuchen."

Die Kämpfer waren viel zu erregt, um schlafen zu können; aber die Voraussage des alten Trappers erwies sich als richtig.

Die Kinder, welche bis zum Beginn des Kampfes geschlafen hatten, waren jetzt so unruhig, daß selbst White, trotz anstrengenden Horchens, nicht vernehmen konnte, was außerhalb des Hauses vorging, trotzdem die Fenster des oberen Stockwerkes geöffnet waren. Nach einer kurzen Rücksprache Radloff's mit seiner Gattin wurden daher die Kleinen unter Begleitung der beiden älteren Damen in den Keller geschafft. Dort war es kühl und die daselbst Untergebrachten konnten auch von keiner Kugel getroffen werden, die etwa durch eine der Schießscharten ihren Weg in das Haus fand.

Alsbald vernahm nun White ein Geräusch auf der Südwestseite des Hauses.

Ein bengalisches Licht, welches entzündet wurde, überzeugte die Belagerten, daß abermals Reisig-Bündel herangewälzt wurden; diesmal aber bedeutend größere.

White, der auch den Bodenraum untersucht und dort Bogen und Pfeile gefunden hatte, mit denen Curt Radloff sich im Schießen zu üben pflegte, bat nun um etliche Lappen und Oel.

„Wer weiß mit diesem indianischen Schießgeräth umzugehen", fragte der alte Trapper. Arthur und Benno meldeten sich. „Wohlan denn. Wir müssen die Kerle mit ihren Reisig-Bündeln bis auf sechszig Schritt heran kommen lassen, dann bengalisches Licht entzünden, beim Scheine desselben die Reisigbündel in Brand schießen und jeden Indianer zu tödten suchen, der sich sehen läßt, oder gar versucht, die Flammen zu löschen, welche unsere Pfeile entzünden."

„Wenn die Indianer ihre Leben so rücksichtslos opfern, wie bisher, werden in zwei Tagen keine mehr um uns sein", meinte Smith.

„Ich habe in meinem langen Aufenthalte an der Indianergrenze noch keinem Kampfe beigewohnt, in welchem in so kurzer Zeit mindestens ein Drittheil der indianischen Mannschaften getödtet oder verwundet wurden", bestätigte White. „Doch nun fertig zum Kampfe!"

Das bengalische Licht flammte auf und Benno, Arthur und White schossen mit großer Sicherheit die Pfeile mit den brennenden Lappen auf die Reisigbündel ab, welche bis auf eins Feuer fingen. Bei den Löschversuchen wurden einige Indianer niedergestreckt; aber eins der Bündel bewegte sich schnell auf das Haus

zu. Eine Salve der Vertheidiger knatterte gegen dieses unheimliche Ding, aber trotzdem einer der Indianer fiel, der das Bündel rollte, hatte letzteres nahezu das Blockhaus erreicht. Nun loderten Flammen an dem Reisig auf und die Indianer ließen ein Triumphgeheul hören.

„Haben Sie eine Heugabel zu Hause", fragte Smith. Als Radloff bejahte, ließ Smith sich die Gabel reichen, öffnete ohne ein weiteres Wort die Thür, sprang hinaus und warf das brennende Reisig auseinander. Ein Dutzend Gewehre krachte auf indianischer Seite. Smith brach zusammen. Radloff, Arthur, Benno und Donatus eilten hinaus und trugen den offenbar schwer Verletzten in das Blockhaus.

Smith verlor seine Ruhe keinen Augenblick. „Ich bin tödtlich verwundet", sagte er. „Ihre Bemühungen waren deshalb unnütz; aber ich danke Ihnen für Ihre freundliche Fürsorge. Als Sie mich in das Haus trugen und die Indianer feuerten, fühlte ich, daß Herr Arthur und Herr Werner zusammen zuckten. Wo sind Sie verwundet?"

„Am rechten Schenkel", berichtete Arthur.

„Am linken Oberarm durch leichten Streifschuß", meldete Werner militärisch.

„Nach den Schüssen zu schließen, stehen uns nur noch zwanzig oder fünfundzwanzig Indianer gegenüber", meinte Smith, als man die Hausthür schloß und gegen diese sollten Sie das Blockhaus ohne Schwierigkeit halten können; selbst wenn Sie noch einen Ausfall machen müssen."

Man legte jetzt den Verwundeten auf ein Bett und Radloff sowie White untersuchten seine Verletzungen.

Smith, der seine Ruhe auch im Schatten des Todes bewahrte, sagte zum Baron: „Die Thatsache, daß aus der Hauptwunde unter der rechten Schulter wenig Blut fließt, läßt erkennen, daß eine innere Verblutung erfolgt. Mein Tod wird deshalb in kurzer Zeit eintreten, aber nicht von großen Schmerzen begleitet sein, was mir sehr angenehm ist."

White hatte sich in das obere Stockwerk begeben und dort beim Scheine der brennenden Reisig-Haufen bemerkt, daß sämmtliche Indianer außer Schußweite zurückgegangen waren. Der Morgen dämmerte und da mit Tagesanbruch die Gefahr eines nochmaligen Angriffes sehr gering wurde, so kehrte der alte Trapper zu dem Verwundeten zurück, nachdem er Johnson und Braun gebeten hatte, noch kurze Zeit im Südwest- und Nordost-Zimmer Ausguck zu halten.

Smith ermahnte den Baron, die Wunden der beiden jungen Leute zu verbinden. Das geschah, nachdem Radloff und White für den Schwerverletzten nach Kräften gesorgt hatten. Es handelte sich bei den jungen Leuten um unerhebliche, wenn auch etwas schmerzhafte Fleischwunden, die gerade bedeutend genug waren, die Verletzten in den Augen ihrer Damen noch interssanter als bisher erscheinen zu lassen.

„Der Kampf war beinahe so reizvoll wie eins jener Lanzenbrechen, von welchen ich schon mehrere Male geredet habe", sagte Donatus zu Elisabeth. „Aber, obgleich ich mit Bestimmtheit weiß, daß ich zwei unserer Herrn Feinde niedergeschossen habe, so kann ich meiner holden Herrin doch keinen Siegespreis zu Füßen legen. Daraus geht wiederum hervor, daß für Liebesangelegenheiten die Zeit des Ritterthums günstiger war."

Nachdem die beiden jungen Männer verbunden waren, ersuchte Smith Herrn Wilson, ein Testament aufzusetzen, in welchem Arthur und Irma zu seinen Erben eingesetzt wurden.

„In dem kleinen eisernen Kasten, welchen Sie unter den Sachen finden, die ich in dieses Haus brachte, sind außer einigen Briefen und einer kurz gefaßten Lebensbeschreibung Werthpapiere, die ich Herrn Arthur Wilson und Fräulein Irma Radloff zu gleichen Theilen vermache", sagte Smith. Und zu dem jungen Manne gewendet, fügte er hinzu: „Mein Vermögen ist das Ergebniß angestrengter, ehrlicher Arbeit. Sie können die Erbschaft mit gutem Gewissen antreten. Was ich gesündigt habe, finden Sie in meinen Papieren verzeichnet und auch das, was zur Sühnung meiner Thaten etwa noch geschehen kann. Setzen Sie das Testament gefälligst kurz so auf, daß dasselbe an keinerlei Bedingungen gebunden ist." Mit diesen Worten überreichte Smith Arthur den Schlüssel zu dem Kästchen.

Herr Wilson erfüllte den Wunsch des Sterbenden, dieser unterzeichnete das Dokument als John Smith, der Baron, White und Werner unterschrieben als Zeugen und dann bot der Sterbende, daß man ihn allein lasse.

Arthur dankte dem sonderbaren Manne gerührt für alles Gute, das Smith gethan, dieser lächelte gütig und winkte dann mit der Hand, daß man ihn verlassen möge. Sein Wunsch wurde erfüllt. Als Arthur nach einer halben Stunde das Zimmer wieder betrat, um zu sehen, ob er dem Verwundeten einen Dienst leisten könne, war der Mann todt, der sich John Smith ge-

nannt hatte. Auf seinen kräftigen Zügen lag der Ausdruck ruhiger Entschlossenheit. Als Arthur tief ergriffen dem Gestorbenen die Augenlider geschlossen hatte, betete er leise: „Erbarme Dich, lieber Gott, der Seele dieses Mannes, der vielleicht schwer gesündigt hat, aber sein Leben opferte, um das wehrloser Frauen und Kinder zu retten.“

Als die Kunde vom Tode Smith's den übrigen Bewohnern des Blockhauses mitgetheilt wurde, erregte sie allgemeine Trauer; denn seine hervorragende Mitwirkung bei der Befreiung Irma's und sein opferwilliges Eintreten für die durch Feuer und Tod Bedrohten hatten ihm die Dankbarkeit Aller erworben und die Scheu größtentheils beseitigt, mit welcher man früher auf ihn blickte.

White bestand darauf, daß man den Todten sofort begrabe. „Der Raum im Hause ist beschränkt“, sagte er, „und die Sommerhitze macht eine schleunige Beerdigung nothwendig. Wir müssen die Rasenstücke aus einem Nordfenster nehmen, zwei von uns müssen schnell ein Grab herstellen und dann müssen wir den Todten der Erde übergeben.“

Da Arthur und Donatus durch ihre Wunden in ihren Bewegungen etwas behindert wurden, so übernahmen Herr Wilson und Benno die Pflicht, den Todten zu beerdigen. Sie machten, ohne von den Indianern, die sich offenbar zurückgezogen hatten, gestört zu werden, etwa fünfzig Schritte vom Hause ein Grab und nachdem Radloff eine kurze Ansprache gehalten, wurde der Leichnam Smith's, in Decken gehüllt, vorläufig der Erde übergeben.

Als die Sonne emporstieg, legten sich alle Belagerten zur Ruhe nieder, bis auf Arthur und Donatus, welche die erste Wache übernahmen. Denn es war nicht anzunehmen, daß die Indianer, welche zwischen fünfundzwanzig und dreißig Todte und Verwundete verloren hatten, vor Einbruch der Dunkelheit einen neuen Angriff wagen würden.

Im Allgemeinen hatte sich die Lage der Bewohner des Blockhauses nicht verbessert. Zwar hatten die Feinde viele Leute verloren; wahrscheinlich mehr als noch kampfbereit waren; aber auch von der Besatzung war einer getödtet und zwar einer der besten Schützen. Die Wunden, welche der junge Wilson und Werner davon getragen hatten, waren zwar nicht gefährlich, verursachten aber immerhin Schmerzen. Dem jungen Wilson wurde das Stehen schwer und Werner konnte den linken Arm nicht heben, ohne ein schmerzhaftes Stechen zu empfinden. Dazu kam, daß der Vorrath an Pulver zur Erzeugung bengalischen Feuers nur noch für zwei oder drei Nächte ausreichte und daß nach Verbrauch desselben der Feind sich ungesehen an das Blockhaus heran schleichen konnte. Und während die Besatzung von der Außenwelt abgeschnitten war, konnten die Feinde Verstärkungen erhalten.

Alle diese Erwägungen beschäftigten Arthur und Donatus, während sie in die sonnige Landschaft hinausblickten, die so friedlich vor ihnen lag, als berge sie keine blutdürstigen Feinde.

Sechsundzwanzigster Abschnitt.

Während Donatus, mehr nachdenkend, als es sich für einen Wachtposten ziemt, den freien Platz und die Landstraße überblickte, welche diesseits des Waldes lagen, nahm er über den Bäumen einige Rauchwolken wahr und als er aufmerksam in jene Richtung sah, glaubte er von fernher einzelne Schüsse zu vernehmen.

Alsbald stand der Trapper neben ihm, welcher die Gabe zu besitzen schien, immer zu schlafen, wenn die Verhältnisse es erlaubten, und immer wach zu sein, wenn es erforderlich war.

„Jede jener Rauchwolken bedeutet eine zerstörte Heimstätte“, sagte er traurig, „und jeder Schuß wahrscheinlich den Tod eines Weißen. Denn obschon die guten Schützen unter den Indianern viel seltener sind, als man in den Städten und besonders im Osten glaubt, so werden doch die Schüsse, welche wir jetzt hören, wahrscheinlich aus nächster Nähe abgefeuert und jeder derselben wird wohl einem weißen Menschenkinde das Leben kosten.“

„Der Aufstand der Rothhäute scheint demnach ein allgemeiner zu sein und damit verschwindet vorläufig jede Hoffnung auf Entsatz“, meinte Donatus.

„Allerdings“, entgegnete White, „und wir werden wohl thun, uns auf eine längere Belagerung einzurichten.“

In diesem Augenblick trat Radloff in das Südwest-Zimmer.

„Es ist mir unmöglich, lange zu schlafen“, sagte er. „Uebrigens fühle ich mich auch nicht ermüdet.“

White machte den Baron auf die Rauchwolken über den Bäumen und auf vereinzelte Schüsse aufmerksam, deren Schall ein günstiger Wind mitunter herübertrug. „Das ist der Grenzkrieg", sagte er, „und seine weite Ausdehnung vermindert unsere Aussicht auf baldigen Entsatz."

Auch dem Baron war es klar, daß die Belagerer seines Hauses erst dann vertrieben werden könnten, nachdem die Hauptmassen der Indianer geschlagen und versprengt waren. Die Belagerten besprachen die Möglichkeit, von ihrer Bedrängniß die weiter östlich stehenden Weißen durch einen Boten zu unterrichten, oder durch den Ausfall einiger Leute die Belagerer von außen her zu drangsaliren. Aber nach kurzer Erwägung kamen Alle zu dem Schlusse, daß es am zweckmäßigsten sein würde. die Kräfte beisammen zu halten, gemeinsam das Blockhaus zu vertheidigen und dabei mit dem Pulver zur Erzeugung bengalischen Lichtes sparsam umzugehen.

Während dieser Besprechung hatte Herr Wilson sich in ein offenes Fenster des oberen Stockwerkes gesetzt, als plötzlich ein Schuß krachte und eine Kugel in das Holzwerk fuhr. Der Bedrohte erhob sich mit der ihm eigenen Gelassenheit und trat in eine geschütztere Stellung. White hatte nach der Richtung geblickt, aus welcher der Schuß gekommen war und eine kleine Rauchwolke vor dem Laube eines Baumes wahrgenommen. „Es sitzt auf irgend einem Ast ein Indianer", sagte er; „das ist klar. Aber ich habe nicht Lust, einen Schuß zu verschwenden, und, obschon meine Augen gut sind, kann ich doch nicht entdecken, wo die Rothhaut ihren Sitz hat."

„Da kann ich Ihnen vielleicht helfen", entgegnete der Baron. „Benno, frage die Mutter, ob sie sagen kann, wo unsere Operngläser hingerathen sind."

Der junge Radloff kam alsbald mit einem Augenglase zurück. Der Baron übergab dasselbe dem Trapper, der es nach flüchtiger Musterung des Baumes befriedigt zurückreichte und sich schußfertig machte.

„Ich habe das Gesicht gesehen und den Kerl erkannt", sagte White. „Es ist der „junge Biber". Er wird wahrscheinlich kein alter Biber werden."

Dann nahm er seinen Hut ab, gab ihn Werner und sagte zu diesem: „Halten Sie den alten Filz doch auf Ihrer Gewehrspitze über den unteren Rand des Fensters hinaus, so daß es aussieht, als ob Jemand Ausguck hält."

Dann machte White sich schußbereit. Kaum erschien der alte Hut über dem Fensterrand, als aus dem Ahornbaume wieder ein Schuß fiel. Fast gleichzeitig krachte aber die Büchse des alten Trappers und ein todter Indianer stürzte zur Erde.

Der Trapper stieß einen Schrei aus, ähnlich dem des Adlers, wenn er in den Lüften kreist, und dieser Schrei wurde von einem Wuthgeheul der Indianer beantwortet.

Mit dem Ausdrucke der Befriedigung lud der Schütze seine Büchse wieder. „Die Sioux nennen mich den „Adler" und ich habe ihnen durch meinen Schlachtruf angezeigt, daß ich hier bin. Es ist das eine Höflichkeitssache; so ungefähr, als wenn die Leute im Osten ihre Visitenkarten abgeben."

Und gleichsam, um aufsteigende Gewissensbisse zu beruhigen, fuhr er fort: „Sehr ungern lege ich mein

Gewehr auf Menschen an. Mit dem Vater jener Kreatur, dem „schwarzen Marder", habe ich einen Winter lang gemeinsam gejagt. Der junge Biber hat von den Lebensmitteln gegessen, welche Sie nach dem Indianerdorfe sandten. Er hätte deshalb an dem Kampfe gegen Sie nicht Theil nehmen sollen. Wahrscheinlich hat Slippery Jim ihn durch Aussicht auf Skalpe und auf reiche Beute bewogen, ein undankbarer Hallunke zu werden. Ich mußte ihn niederschießen und er hat sein Schicksal reichlich verdient. Zudem gereicht es ihm nach indianischer Auffassung zur Ehre, daß er durch meine Hand gefallen ist; denn die Sioux und Winnebagoes nennen mich einen großen Krieger und es ist für eine Rothhaut ehrenvoller, durch einen solchen getödtet zu werden, als durch einen Mann ohne Ruf."

Durch diese Leichenrede erleichterte der Trapper nicht nur sein Gewissen, sondern er zeigte auch, daß der junge Biber ein für seine Verhältnisse sehr ehrenvolles Ende gefunden hatte.

Während der nächsten Tage ereignete sich in dem Kampfe um das Blockhaus nichts Bemerkenswerthes und wir wollen nunmehr unsere Aufmerksamkeit dem Indianeraufstande, sowie den Kämpfen um Neu-Ulm und Fort Ridgely zuwenden.

Aus dem Berichte White's kennen wir bereits die Stimmung der Indianer und die Ursachen, welche den Krieg herbeiführten. Ueberraschend war den Kennern dortiger Zustände besonders der Umstand, daß die „Kleine Krähe" Führer der indianischen Kriegspartei wurde. Dieser sehr einflußreiche Häuptling war mehrere Male in Washington gewesen. Er kannte die gewaltige Zahl der Weißen und war außerdem von letzte-

ren wiederholt ausgezeichnet worden. Man hatte ihm auf Regierungskosten ein Steinhaus gebaut und ihm Alles gegeben, was ein wohlhabender weißer Farmer besitzt. Die „Kleine Krähe" ließ sich all Das gefallen. Der würdige Häuptling legte nicht nur die Kleidung der Weißen an, sondern stolzirte auch in Fingerhandschuhen einher zum großen Mißvergnügen seiner Stammesgenossen.

Sein plötzlicher Gesinnungsumschwung und die Art seiner Kriegführung waren und blieben Vielen unerklärlich.

Daß der Bürgerkrieg die Nordstaaten an Mannschaften so sehr geschwächt haben könnte, um den Rothhäuten Siegesaussichten zu gewähren, mußte einem Manne unwahrscheinlich vorkommen, welcher mehr als einmal in Washington gewesen war. Dennoch legte die „Kleine Krähe" die Kleidung der Weißen ab, verließ sein stattliches Haus, bemalte seinen Körper mit den Kriegsfarben und stellte sich an die Spitze der aufständischen Indianer.

Er suchte—aber erst nach Beginn des Aufstandes—auch die Winnebagoe-Indianer mit sich fortzureißen. Zu diesem Zweck begab er sich in deren Lager und veranlaßte die Häuptlinge, eine Rathsversammlung zu berufen. Die „Kleine Krähe" stand bei allen Indianern in hohem Ansehen und als dieser Sioux-Häuptling sich erhob und das Wort ergriff, da lauschten die Anwesenden mit größter Aufmerksamkeit. Vielen Rothhäuten galt schon die Thatsache, daß die „Kleine Krähe" sich an die Spitze des Aufstandes gestellt hatte, als Beweis dafür, daß letzterer erfolgreich sein würde.

Der Sioux malte das Unrecht, welches den Indianern geschehen war, in den dunkelsten Farben, er schilderte, wie die Bleichgesichter einen großen Krieg gegen einander begonnen hätten, wodurch den Indianern der Sieg gesichert sei, und endete mit den Worten: „Wir haben die Streitaxt ausgegraben. Mehr als tausend weißer Skalpe hängen schon jetzt an den Gürteln meiner Krieger. Zu Euch komme ich als Freund, um die tapferen Winnebagoes einzuladen, mit uns zu ziehen gegen den gemeinsamen Feind, um Skalpe und reiche Beute zu gewinnen. Wenn wir jetzt zusammen gegen die geschwächten Bleichgesichter vorgehen, werden wir sie über den Vater der Ströme zurücktreiben. Also folgt uns zum Kampfe!"

Der starke Beifall, den „Little Crow" mit seiner Rede fand, ließ erkennen, daß die meisten Winnebagoes bereit waren, den Kriegspfad zu betreten. Geschah das, so war zu erwarten, daß alle jetzt noch unentschiedenen Indianer ebenfalls an dem Aufstande Theil nehmen würden und der ehrgeizige Sioux rechnete bereits auf den Erfolg, als sich „Little Priest" erhob, der angesehenste unter den Winnebagoe-Häuptlingen.

Der „kleine Prediger" hatte es besonders übel genommen, daß der Sioux-Häuptling den Kampf begann, ohne vorher mit ihm sich berathen zu haben. Er empfand das als einen Ausfluß der Nichtachtung, mit welcher die mehr kriegerischen Sioux die friedlicheren Winnebagoes zu behandeln pflegten.

Aber „Little Priest" beobachtete trotz seiner gereizten Stimmung die Höflichkeit, welche den amtlichen Verkehr der Indianer mit einander kennzeichnet. „„Little Crow" ist ein großer Krieger", sagte er ruhig.

„Der Häuptling der Sioux ist weise und tapfer. Viele hören auf seinen Rath und auch das Ohr der Winnebagoes ist offen für seine Worte. Aber dieser Kampf ist begonnen worden, ohne daß unsere Häuptlinge und Krieger um ihre Zustimmung gefragt wurden und wir wollen jetzt erst sehen, wie viele Sioux der „kleinen Krähe" auf dem Kriegspfade folgen. Wenn „Little Crow" und seine Krieger Neu-Ulm erobern, ist „Little Priest" bereit, mit den Winnebagoes Mankato anzugreifen. Ich habe geredet."

Diese Worte „Little Priests" fanden den Beifall seiner Stammesgenossen und es gelang dem beredten Sioux-Häuptling nicht, die Winnebagoes zu einer sofortigen Theilnahme am Aufstande zu bewegen.

„Wohlan denn", sagte „Little Crow". „Die Sioux werden den Kampf allein führen und ehe eine Woche vergeht, werden viele tausend Skalpe der Bleichgesichter an den Gürteln meiner Krieger hängen. Wenn wir Neu-Ulm geplündert, niedergebrannt und seine Bewohner erschlagen haben, wird einer meiner jungen Männer Euch die Botschaft bringen und ich hoffe, daß alsdann „Little Priest" und seine Krieger die Streitaxt ausgraben werden."

„Wenn Neu-Ulm gefallen ist, werden wir Mankato angreifen", entgegnete der Winnebagoe-Häuptling stolz und damit endete die Berathung.

Von dem Widerstande, welchen die kleine deutsche Grenzstadt leistete, hing also nicht nur das Schicksal ihrer Bewohner ab, sondern auch das von vielen anderen weißen Ansiedlern.

In Neu-Ulm hatte man von dem bevorstehenden Angriffe keine Ahnung. Die Gerüchte über einen dro-

henden Indianer-Aufstand fanden keinen Glauben. Am Montag, den achtzehnten August, brach in einer Anzahl Wagen eine Gesellschaft auf, welche Rekruten für die Bundes-Armee werben wollte. Außer einigen Offizieren und Soldaten, die übrigens nach Landesbrauch unbewaffnet waren, bestand die Werbe-Expedition auch aus einer Anzahl Musiker, denen die Aufgabe oblag, durch ihre Weisen bei der kampffähigen Jugend Begeisterung zu erwecken. Die Jünger Apollo's bliesen so gut sie konnten und da man nicht mehr von ihnen verlangen durfte, die Zuhörer auch nicht verwöhnt waren, so erregte die Musik stets allgemeinen Beifall und die gewünschte Wirkung.

Das Endziel des Werbe-Kommandos war eine am Minnesota-Flusse belegene Wirthschaft, die ein Mann Namens Anton Heule besaß. Der Weg zu jenem am Waldessaume hübsch gelegenen und viel besuchten Platze führte über eine Schlucht, in der ein Bach floß. Die Ufer des kleinen Wasserlaufes waren bewaldet und Bäume wie Buschwerk reichten bis dicht an die Brücke, welche über die Schlucht leitete.

Als die Wagen mit den Werbern und Musikern sich der Brücke näherten, fielen aus dem Buschwerk Schüsse. Drei der Weißen wurden getödtet; mehrere schwer, andere leicht verwundet. Die beiden vordersten Wagen fielen in die Hände der aus dem Hinterhalte hervorbrechenden Indianer; die Verwundeten wurden auf die hinteren Wagen gebracht und in gestrecktem Galopp kehrte das Werbe-Kommando nach Neu-Ulm zurück, wo der Bericht von dem Ueberfall große Aufregung hervorrief.

Aber auch jetzt wollte man an einen allgemeinen Aufstand der Indianer noch nicht glauben. Selbst der Sheriff Charles Roos, ein sehr beherzter Mann, der eine ganz geringe Meinung von den Rothhäuten hatte, glaubte, daß es sich nur um die Missethat einer einzelnen Indianer-Bande handelte. Er bot fünfundzwanzig gut bewaffnete Leute auf, setzte dieselben auf mehrere Wagen und fuhr nach dem Orte der That, um die Mörder zu verhaften. Letztere waren verschwunden; aber auf dem Wege nach der Brücke fand Roos so viele verwundete und unverwundete Flüchtlinge, so viel entsetzte Männer, Frauen und Kinder, welche von der Heimsuchung durch die Rothhäute berichteten, daß er nicht länger mehr an dem Ausbruche der Erhebung zweifeln konnte, über welche in den letzten Wochen so viel gesprochen war und an die so Wenige geglaubt hatten.

Der Sheriff kehrte mit seinen Leuten und den Geretteten nach Neu-Ulm zurück und traf sofort die nöthigen Maßregeln zur Vertheidigung der Stadt. Zum Stadt-Kommandanten ernannte er den Kapitän Jakob Nix, einen tüchtigen Mann, der sofort mit Umsicht und Thatkraft die bestmöglichen Vorbereitungen zur Abwehr eines Angriffs traf.

Der Mittelpunkt des Städtchens wurde durch Barrikaden befestigt, die außerhalb dieser Befestigungen liegenden Häuser wurden geräumt. Dadurch vermehrte sich natürlich die Einwohnerzahl der benutzten Gebäude, zumal fortwährend Flüchtlinge eintrafen, von welchen viele verwundet waren. Dr. Weschke, der Arzt des Ortes, hatte ein Krankenhaus eingerichtet, in wel-

chem er blieb, um zu jeder Zeit den Leidenden, die seine Dienste wünschten, zur Seite zu sein.

Von den Flüchtlingen waren nur Wenige mit Waffen und Schießbedarf versehen. Es befanden sich im Ganzen zweiundsechzig Gewehre in der Stadt, von welchen nur zwölf Kugelbüchsen waren. Alle Männer, welche keine Gewehre besaßen, wurden mit langen Heugabeln bewaffnet und bereit gehalten, um den etwa eindringenden Feind abzuwehren. Boten wurden nach Mankato und St. Peter gesandt mit der Bitte, schleunig Hülfe zu schicken.

Den Frauen und Kindern wurde eingeschärft, die Häuser nicht zu verlassen und sich auch nicht an den Fenstern zu zeigen, die Mannschaften wurden in Wachen getheilt. Die mit Gewehren Bewaffneten standen unter den Befehlen von Louis Theobald, E. F. Brunk und J. Chaikowitz.

Nix war ein Mann von kräftigem Körperbau, soldatischer Haltung und kühnem Blick, der durch seinen Muth und seine Kaltblütigkeit die Geängstigten ermuthigte und zu kräftigem Widerstande anfeuerte.

Am Nachmittag des 18. August und während der Nacht wurde an der Befestigung des Mittelpunktes der Stadt eifrig gearbeitet; aber sebst nach all diesen Vorbereitungen waren die Bewohner nur schlecht gerüstet auf den Angriff eines Feindes, der gut bewaffnet und gewohnt war, an seinen Gegner heranzuschleichen und die Brandfackel als vornehmstes Kampfmittel zu benutzen.

Denn von den zweihundert Häusern, aus welchen das Städtchen damals bestand, waren nur sechs aus Stein errichtet; alle übrigen aus Holz. Allerdings la-

gen die nicht zum Geschäftstheile gehörigen Häuser meist vereinzelt da und die Flammen hätten sich kaum von einem zum andern fortgepflanzt. Aber die meisten dieser Gebäude boten den Angreifern beim Vorgehen etwas Deckung und im Interesse einer wirksamen Abwehr hätten eigentlich alle außerhalb des Geschäfts-Centrums belegenen Baulichkeiten niedergebrannt werden müssen. Eine solche Maßregel wagte aber der Kapitän Nix nicht vorzuschlagen und so blieben sämmtliche Häuser stehen.

Der Morgen des neunzehnten August war sonnig und schön. Der Sheriff Roß und der Kapitän Nix machten die Runde unter den Vertheidigern und ermahnten sie, fest zu stehen, wenn der Feind heranstürmen würde. Sie sollten sich durch das Kriegsgeschrei der Sioux nicht schrecken lassen, sondern immer bedenken, daß ihr eigenes Leben, das ihrer Weiber und Kinder und die Ehre der Mädchen und Frauen von der Tapferkeit der Männer abhinge. Gnade hätte man von einem solchen Feinde nicht zu erwarten, sondern nur einen durch lange Martern erschwerten Tod. In längstens vierundzwanzig Stunden müßten die Verstärkungen von St. Peter und von Mankato anlangen. Deshalb sollen Alle nur einen Tag tapfer kämpfen, dann werde Hülfe kommen.

Während Nix und Roß die Leute also ermuthigten, kam die Kunde, daß mehrere Familien, die sich nach Neu-Ulm flüchten wollten, nahe der Stadt von den Rothhäuten umzingelt seien und, obgleich selbst in Ungewißheit darüber, wann, wo und mit wie starker Macht der Angriff erfolgen würde, sandten die Bürger doch dreißig ihrer besten Schützen den angeblich Umringten

zu Hülfe. Es stellte sich aber heraus, daß die Geschichte von den bedrängten Farmern eins jener unbegründeten Gerüchte war, wie sie in Zeiten allgemeiner Erregung von Geängstigten und Sensationsmachern so häufig in Umlauf gesetzt werden.

Für Neu-Ulm wäre das Märchen von dem bedrängten Nachbarn fast verhängnißvoll geworden. Denn während die dreißig besten Schützen der Besatzung sich auf der Suche nach den Umzingelten befanden, erschien der Feind plötzlich um 3 Uhr Nachmittags. Es waren mehr als zweihundert gut bewaffnete und berittene Sioux. Sie umkreisten vorsichtig die Stadt, sammelten ihre Pferde an einzelnen gedeckten Stellen, umzingelten die Belagerten und gingen dann mit dem höllischen Geheul, durch welches sie ihre Gegner einzuschüchtern suchten, zum Angriffe über.

Es entwickelte sich nun ein lebhaftes Feuer, das aber beiderseits nicht viel Schaden anrichtete, weil sich die Angreifer wie die Vertheidiger möglichst gedeckt hielten. Sobald das Feuer begann, eilten die entsandten Schützen, die das Krachen der Schüsse vernommen hatten, der bedrängten Stadt zur Hülfe. Die Indianer wichen zurück und die Ausfalltruppe erreichte ohne Verlust die schützenden Häuser und Barrikaden. Zwischen vier und fünf Uhr war der Kampf am lebhaftesten. Die Indianer suchten die Süd-Barrikade zu stürmen und machten gleichzeitig von mehreren anderen Seiten Angriffe. Aber die Vertheidiger behaupteten ihre Stellungen, ohne zu wanken.

Gegen fünf Uhr brach ein schweres Unwetter los. Furchtbare Donnerschläge übertönten das Krachen der Gewehre und der vom Sturme gepeitschte Regen brauste

in Strömen nieder, nicht nur die im Freien befindlichen Angreifer und Vertheidiger, sondern auch das Pulver der Indianer durchnässend, welche sich in Folge dessen nach kaum zweistündigem Kampfe zurückzogen.

Der Verlust der Neu-Ulmer bestand in zwei Todten, acht Verwundeten und drei Häusern, welche die Indianer niedergebrannt hatten. Der Verlust der letzteren war größer, als derjenige der Weißen; da sie aber ihre Getödteten und Verletzten mit sich nahmen, konnte die Zahl derselben nicht festgestellt werden.

Kurz nach fünf Uhr kamen fünfundzwanzig berittene Bürger von St. Peter an und, wenn sie auch zu spät eintrafen, um an demselben Tage noch eingreifen zu können, so brachten sie doch die erfreuliche Kunde, daß mehr Verstärkungen im Anmarsch begriffen seien, ein Trupp aus St. Peter unter dem Befehle des Richters Flandreau und eine Abtheilung von Mankato unter dem Kapitän Bierbrauer. Außerdem langten noch in der Nacht zum 20. August Verstärkungen an von Le Sueur unter dem Kapitän Saunders, von Milford unter dem Kapitän Meile und vom Süden unter dem Kapitän Winkelmann. Die Streitkräfte wurden dadurch um 250 Männer verstärkt, die sämmtlich mit Gewehren bewaffnet waren, von denen viele allerdings nur die Bezeichnung Schießprügel verdienten.

Nach der Ankunft dieser Verstärkungen, welche den tapferen Richter Flandreau von St. Peter zu ihrem Befehlshaber erwählten, waren die Raumverhältnisse natürlich noch beschränkter, aber die Sicherheit größer als vorher. Die Vertheidigungslinien wurden etwas ausgedehnt und alle Vorkehrungen für einen nochmaligen Kampf getroffen.

Die zweihundert Indianer, welche Neu-Ulm angegriffen hatten, waren nicht von „Little Crow" selbst, sondern von einigen Unterhäuptlingen befehligt worden, denn die Sioux hatten sich allgemein der Erwartung hingegeben, daß es ihnen ein Leichtes sein werde, in die Stadt zu reiten, die Häuser zu plündern und niederzubrennen, die Männer und Kinder zu tödten, die jungen Frauen und Mädchen dagegen in die Gefangenschaft zu schleppen.

Nun mußten die Häuptlinge und Krieger „Little Crow" ihre Niederlage und die Thatsache melden, daß Verstärkungen in die Stadt einrücken werden. Denn durch ihre Späher erfuhren sie den Anmarsch der unter Flandreau's Oberbefehl vereinigten Hülfsmannschaften.

Die „kleine Krähe"gerieth zwar über die Niederlage seiner Leute in großen Zorn, weil die Mitwirkung der Winnebagoes dadurch verzögert wurde; aber der unternehmende Häuptling war überzeugt, daß er ohne Schwierigkeiten das Fort Ridgely erobern und mit den dort erbeuteten Kanonen Neu-Ulm in wenigen Stunden unterwerfen werde. Einige Halbblut-Indianer, welche zu „Little Crow's" Bande gehörten, waren mit der Bedienung der Geschütze vertraut und hatten in die Kanonen des Forts alte Lumpen gesteckt, so daß die Sechspfünder, als sie geladen werden sollten, sich als unbrauchbar erwiesen. Es dauerte eine halbe Stunde, bis die Lappen aus den Geschützröhren gezogen werden konnten.

Hätte „Little Crow" gleich nach der verunglückten Expedition des Kapitän Marsh bei Nacht das Fort angegriffen, so würde er es ohne Zweifel leicht erobert ha-

ben. Denn diese Anlage glich, wie wir schon dargelegt haben, mehr einem Wirthschaftshofe, als einem befestigten Platz. Nach der Niederlage des Befehlshabers befanden sich nur etwa zwanzig unverwundete Soldaten in Fort Ridgely; dagegen strömten von allen Seiten Verwundete herbei, welche in den weitläufigen Gebäuden untergebracht und von dem deutschen Arzte Dr. Alfred Müller sowie von seiner Gattin Elise aufopfernd gepflegt wurden. Die zahlreichen Verwundeten waren zum Theil so gräßlich verstümmelt, daß der Arzt die Arbeit kaum bewältigen konnte.

Inzwischen gelang es, eine nach Fort Snelling abmarschirte Kompagnie Soldaten zurück zu rufen und durch anderweitigen Zuzug verstärkte sich die Mannschaft des Forts auf 200 Mann, während früher die Besatzung 400 gezählt hatte. Es wurden Schanzgräben zur Verbindung der einzelnen Gebäude aufgeworfen und dann erwarteten die Leute den nahe bevorstehenden Angriff

Siebenundzwanzigster Abschnitt.

Nachdem am 19. August der Angriff von ungefähr 200 Sioux auf Neu-Ulm abgeschlagen worden, griffen diese und andere Indianer am 20. August Fort Ridgely an. „Little Crow" kannte die ungünstige Lage des Platzes, die geringe Zahl der Vertheidiger und er zweifelte nicht, daß er ihn im ersten Anlauf erstürmen würde. Hätte der unternehmende Häuptling zuerst Neu-Ulm und das Fort und zwar bei Nacht angegriffen, anstatt die Kräfte seiner Leute durch Abschlachtung

einzelner Ansiedler zu zersplittern, dann hätte er sicherlich Erfolg gehabt. Aber durch das Morden der einzelnen Ansiedler wurden die Städter sowie die Besatzung des Forts gewarnt und sie konnten sich zum Widerstande rüsten. Außerdem beging die „Kleine Krähe" den bemerkenswerthen Fehler, von der indianischen Kampfesart abzugehen und seine Feinde bei Tage anzugreifen, dadurch seine Krieger dem Gewehrfeuer der Weißen aussetzend.

Am 20. August, um 2 Uhr Nachmittags, begann der Sioux-Häuptling seinen Angriff auf das Fort. Es erschien zuerst eine kleine Abtheilung Indianer auf der Nordseite und verhöhnte die Soldaten in der Absicht, letztere aus den Vertheidigungslinien zu locken, damit alsdann die Hauptmacht der Wilden das Fort stürmen könnte. Aber die Soldaten ließen sich durch diese oft gebrauchte List der Indianer nicht verleiten, sondern begnügten sich, diesen einige Gewehrschüsse zu senden.

Inzwischen hatten die Rothhäute sich in einer Schlucht, welche nahe dem jetzt aufgegebenen und ganz verfallenen Fort belegen war, sowie unter dem Schutz der zahlreichen Bäume und des Strauchwerks bis dicht an die Gebäude des Postens herangeschlichen und ihre erste Salve tödtete drei Mann der Besatzung. Die Wachen eilten sofort in die befestigten Häuser und erwiderten das Feuer. Von der Schlucht her wurde der Angriff hartnäckig fortgesetzt, bis es dem Sergeanten Jones gelang, zwei Schüsse aus seinen Kanonen so wirksam in die Reihen der Sioux zu senden, daß diese sich mit Wuthgeheul zurückzogen. Aber sie umringten die weitläufigen Gebäude des Forts von allen Seiten

und beschossen dasselbe aus gut gewählten gedeckten Stellungen.

Mehrere Heuhaufen wurden von den Belagerern angezündet in der Erwartung, daß der Wind das brennende getrocknete Gras auf die Gebäude des Forts treiben und diese in Brand setzen würden. Aber die Belagerten waren wachsam und löschten die Fammen, wo diese aufloderten.

Gegen Abend fiel ein starker Regen, welcher die noch glimmenden Funken auslöschte und die Feuersgefahr wesentlich verminderte.

Die Belagerten verbrachten eine sorgenvolle Nacht; denn man erwartete allgemein einen nächtlichen Ueberfall. Manche der Frauen, welche Zuflucht im Fort fanden, hatten Entsetzliches erlebt. Mehrere hatten es mitansehen müssen, wie ihre Männer und Kinder ermordet und skalpirt wurden; einige von ihnen waren eine Zeitlang in der Gewalt der Wilden gewesen und schmachvoll mißhandelt worden, ehe es ihnen gelang, zu entfliehen. Die armen Frauen zitterten bei dem Gedanken, daß sie wieder in die Gewalt der Indianer fallen könnten und baten die Soldaten, sie zu tödten, wenn die Feinde das Fort erobern sollten. Unter diesen Unglücklichen befand sich eine junge Norwegerin, deren Mann und Säugling von den Sioux ermordet wurden und die einen ganzen Tag lang den Mißhandlungen von Bestien in Menschengestalt preisgegeben war, ehe sie sich Nachts halbtodt in ein Maisfeld schleppen konnte, von wo Flüchtlinge sie auf einem Wagen nach dem Fort gebracht hatten. Die furchtbaren Erlebnisse hatten die junge Frau, die erst vor einem Jahre nach den Vereinigten Staaten gekommen war, wahnsinnig gemacht

und sie bat beständig um Gnade für ihren Mann, für ihr „Baby“ und für sich selbst. Es war eine schwere Nacht für die Frauen und Kinder, denen der Schlaf fern blieb und die sich furchtsam aneinander drängten.

Aber die Männer hielten sorgsam Wacht. Sie waren fest entschlossen, das Fort mit Aufbietung all' ihres Muthes und ihrer Kraft zu vertheidigen.

Die Nacht verging ohne Störung und auch am nächsten Tage wurden nur Schüsse gewechselt, ohne daß ein entschlossener Angriff stattfand. Die Vertheidiger suchten so viel wie möglich die Brustwehren zu verstärken, welche in elfter Stunde zur Verbindung der einzelnen Gebäude errichtet waren und schossen auf jede Rotthaut, die sich innerhalb der Schußweite sehen ließ. Weshalb die Sioux diesen Tag mit nutzlosem Schießen verloren, ist nicht klar. Jedenfalls versäumten sie vierundzwanzig werthvolle Stunden, während welcher die Weißen östlich von den angegriffenen Ansiedlungen Freiwillige sammelten, bewaffneten und gegen die Aufständischen führten.

Eine zweite Nacht, in welcher fast alle im Fort Befindlichen einen Angriff der Indianer erwarteten, verging ebenfalls ereignißlos und erst am Freitag, den zweiundzwanzigsten August, Nachmittags zwei Uhr, machte „Little Crow“ seinen Hauptangriff. Die Sioux fochten mit großer Umsicht und Tapferkeit. Sie schlichen gleich Schlangen an die Verschanzungen heran, um letztere dann durch einen gewaltsamen Anlauf zu stürmen.

Die Schwäche der Besatzung hatte letztere gehindert, alle Gebäude genügend zu besetzen. Es gelang den Indianern, den großen Pferdestall der Garnison einzu-

nehmen und von dort aus die benachbarten Gebäude sehr wirksam zu beschießen.

Der Sergeant Jones schoß schließlich den Stall in Brand, die Sioux mußten fliehen und eine namhafte Anzahl wurde dabei von den Belagerten getödtet.

Aber es gelang den anfeuernden Worten „Little Crow's" immer wieder, seine Leute zum Angriff zu begeistern. Während am Mittwoch wohl nur 600 Indianer an dem Ansturm Theil nahmen, betrug die Zahl der Belagerer am Freitag mindestens 1200 bis 1500 Mann und mehr als einmal waren die Indianer nahe daran, die Vertheidigungslinie zu durchbrechen. Hätte die „kleine Krähe" mit dem hartnäckigen Angriff, der am Freitag gemacht wurde, am Mittwoch die Belagerung begonnen, so würde er nach Ansicht der Vertheidiger Sieger geblieben sein. In dieser Meinung stimmten die Offiziere der Belagerten überein; ja sogar der amtliche Bericht des General-Adjutanten von Minnesota vom Jahre 1863 bestätigt sie auf der vierzigsten Seite.

Aber durch die seit Beginn der Angriffe aufgeführten Befestigungen und durch Einübung einer Artillerie-Mannschaft ward der mit so großer Tapferkeit unternommene Angriff, nachdem er an sechs Stunden gedauert, namentlich durch ein sehr wirksames Artillerie-Feuer glücklich abgeschlagen.

Nach einer abermals durchwachten Nacht sahen die ermüdeten Posten am Sonnabend Morgen um 6 Uhr die Sioux gegen Neu-Ulm hin abziehen. Freilich konnte diese Bewegung eine Kriegslist sein, um die Belagerten aus ihren gesicherten Stellungen zu locken und deshalb blieben die Mannschaften auf ihren Posten.

Aber bald zeigte es sich, daß „Little Crow" mit seinen Kriegern wirklich abgezogen war und nicht einmal genug Leute zur Einschließung der Besatzung zurückgelassen hatte. Indeß war letztere zu schwach, sie hatte so viele Wehrlose und so viele Vorräthe zu vertheidigen, daß sie nicht durch Absendung einer Mannschaft zur Verfolgung der Feinde noch mehr geschwächt werden durfte. Bei der überlegenen Macht der Sioux wäre eine Verfolgung auch mehr als gewagt gewesen.

Der Gesammt-Verlust der Garnison in dem dreitägigen Kampfe bestand nur aus vier Todten und etwa einem Dutzend Verwundeten und von den vier Getödteten fielen drei beim ersten Angriffe; der Verlust der Indianer mag wohl fünfmal so groß gewesen sein; trotzdem sie sich meist in gedeckter Stellung hielten. Da sie ihre Todten und Verwundeten fortschafften, konnte deren genaue Zahl auch in diesem Falle nicht ermittelt werden.

Die „Schlachten", welche die Rothhäute den Weißen liefern, fallen überhaupt meist nicht sehr blutig aus, weil beide Parteien gedeckt fechten und im Ganzen schlechter schießen, als man vielfach annimmt.

Vor dem Abmarsch von Fort Ridgely hielt „Little Crow" eine seiner feurigen Ansprachen an seine Krieger, in welcher derselbe nach der sicher bevorstehenden Eroberung von Neu-Ulm Plündern, Brennen, Morden und andere Gräuelthaten in Aussicht stellte und die Leidenschaften der Sioux auf das Aeußerste entflammte. Besonders hob er hervor, daß die Neu-Ulmer keine Kanonen hätten und deshalb der großen Uebermacht der rothen Krieger auch keinen erfolgreichen Widerstand leisten könnten.

Die Neu-Ulmer hörten deutlich den Kanonen-Donner, der von Fort Ridgely herüber tönte. Nicht ohne Sorgen sah man dem Ausgang des Kampfes um den Militär-Posten entgegen; denn falls die Sioux dort siegreich waren und, mit Geschützen versehen, die Belagerung der Stadt wieder aufnahmen, so war diese voraussichtlich verloren und an zwei tausend Menschen verfielen einem entsetzlichen Schicksal.

Am Morgen des Sonnabends verkündeten hier und da aufsteigende Rauchwolken, daß „Little Crow" mit seinen Kriegern sengend und brennend gegen Neu-Ulm anrückte. Der Entscheidungskampf stand bevor. Um 10 Uhr zeigten sich die ersten Indianer. Schnell umringten sie die Stadt und mit einem höllischen Kriegsgeheul drangen sie alsbald vorwärts, die Außenposten der Belagerten vor sich hertreibend. Sie benutzten jede Deckung, welche einzelne Häuser, hohes Gras oder Unebenheiten des Bodens ihnen darboten. Gebäude, welche sie nicht besetzen wollten, zündeten sie sofort an und alsbald brannte es auf allen Seiten.

Die Nord- und Westseite der Stadt waren durch einige Backsteinhäuser gedeckt, welche mit guten Schützen besetzt wurden; aber die Süd- und Südostseite entbehrten starker Vertheidigungs-Posten und von dorther erfolgte dann auch der Hauptangriff.

Gegen Mittag hatten die Sioux, vom Süden her vorrückend, einige Häuser besetzt, von welchen aus sie die Barrikade am Südende des Geschäftstheiles erfolgreich beschossen. Schon hatten die Vertheidiger sechs Todte und zwanzig Verwundete verloren und es schien, als ob der Feind sich zum Sturm auf dieses Vertheidigungswerk rüstete.

An der Barikade hatten auch einige Trapper und Pelzhändler Stellung genommen, welche der Stadt zu Hülfe gekommen waren. Ein junger Neu-Ulmer bemerkte einen Indianer, welcher im Begriff war, sein abgeschossenes Gewehr wieder zu laden. „Junger Mensch", sagte ein Pelzhändler, indem er auf die halb hinter einem Bettsack verborgene Rothhaut deutete; „ohne Zweifel würdest Du ein Gott wohlgefälliges Werk thun, wenn Du jene sündhafte Kreatur in ihrer Beschäftigung stören wolltest."

Der Schuß krachte und der Indianer brach todt zusammen.

„Vortrefflich", sagte der Pelzhändler. „Möge der Herr sich seiner Seele erbarmen."

In diesem Augenblick pfiff eine Kugel dem Redner dicht am Ohr vorbei. Dies brachte den salbungsvollen Mann ganz außer Fassung. „Gott verdamme den blutigen Hund und man soll mich einen Narren nennen, wenn ich den rothen Hundesohn nicht zu seinem Vetter, dem Teufel, schicke."

Bedächtig zielte er, der Schuß krachte und der Sioux lag zappelnd am Boden. Der junge Neu-Ulmer wollte dem Unglücklichen den Todeskampf durch eine zweite Kugel erleichtern; aber er fand lebhaften Widerspruch.

„Wollt Ihr durch einen überflüssigen Schuß hindern, daß vielleicht noch in diesem Augenblick die Gnade des Herrn über die sündhafte Kreatur kommt?" fragte der Pelzhänder „Gott ist allmächtig und seine Wege zur Bekehrung der Heiden sind oft wunderbar."

„Was die Belehrung des rothen Gewürms anlangt und die Gnade, von der Ihr sprecht, so verstehe ich mich auf solche Sachen nicht", meinte ein Trapper; „doch

meine ich, daß der Weg, von dem Ihr sprecht, ein sonderbarer ist, Gnade und Bekehrung über einen Sioux kommen zu lassen. Was aber den Schuß betrifft, so wäre das Pulver wirklich verschwendet. Der Kerl wird der Gnade sogleich theilhaftig sein."

Inzwischen rückten die Rothhäute immer stärker vor. Fiel die Barikade, so standen die Feinde in der Stadt, ein Kampf von Haus zu Haus war die Folge und in jedem Gebäude befanden sich an dreißig Frauen und Kinder, deren Schicksal durch die Einnahme besiegelt wurde.

Der Richter Flandreau und der Kapitän Nix sammelten siebzig Freiwillige und stürmten mit denselben gegen die von fast dreihundert Feinden besetzten Häuser vor. Ein wüthender Kampf entspann sich, der entscheidend werden mußte.

Die Weißen kämpften mit glänzender Tapferkeit gegen einen viermal so starken Feind; ja sie griffen denselben in gedeckter Stellung an. Die Sioux glaubten, als die Belagerten anstürmten, ganz sicher, daß deren Skalpe ihnen verfallen wären. Die Weißen deckten mit ihren Leibern ihre Frauen und Kinder; die Indianer dürsteten nach dem Blute der letzteren.

Es ist oft über das „Barbarische" des Blutvergießens philosophirt worden. Man hat dasselbe als einen rein thierischen Akt dargestellt, welcher den Menschen zur Bestie erniedrige. Wer so spricht, kennt das nicht, was wir „die Poesie der Schlacht" nennen möchten.

Ernst ist der Anblick der Todesgefahr; aber mächtig hebt er den Menschen über die Alltäglichkeit empor. Der Mann weiß, daß er wehrlose Frauen und Kinder mit seinem Leibe deckt und aus den kühnen Herzen

weicht die blasse Furcht; wenn sie jemals in denselben Raum fand. Gewaltig tönt der Kampfruf aus der gedehnten Brust und stürmisch wirft der tapfere Mann sich auf den Feind; entschlossen, zu siegen, oder zu sterben.

Es entstand um jene Häuser ein verzweifeltes Ringen. Bei all ihrer bewundernswerthen Tapferkeit wären aber die Weißen vielleicht doch außer Stande gewesen, den ebenfalls muthig kämpfenden, überlegenen Feind zu vertreiben, wenn ihnen nicht der Revolver im Handgemenge eine große Ueberlegenheit gewährt hätte.

Streitaxt. Bowie-Messer und Revolver verrichteten in den Händen tapferer Männer ihre blutige Arbeit; aber die Schaaren der Sioux lichteten sich vor der kurzen Schußwaffe. die anscheinend unerschöpfliche Kugelvorräthe in die Reihen der Feinde entsandte.

Vergebens stellten sich die kühnsten Häuptlinge an die Spitze der Rothhäute und suchten sie zu erneutem Vorgehen anzufeuern. Die Weißen stürmten mit Revolver und Bowie-Messer auf die Indianer ein und diese wichen schließlich in wilder Flucht.

Ein donnerndes Hurrah aus der bedrängten Stadt begleitete sie und gut gezielte Schüsse streckten noch manche der flüchtigen Krieger zu Boden.

Der Sieg war errungen, die Stadt gerettet; aber der Kampfpreis war leider ein hoher.

Von siebenzig Mann waren fünf getödtet und achtzehn verwundet. Der Ausfall hatte also der muthigen Schaar ein Drittheil der Mannschaft gekostet, aber die Wirkung dieser glänzenden Kraftprobe wog den schweren Verlust reichlich auf.

Die Weißen hatten nicht nur gesiegt, sondern auch ihre eigene Ueberlegenheit im Kampfe gegen die Rothhäute kennen gelernt. Die Indianer waren nicht nur geschlagen worden; sie empfanden jetzt auch die eigene Unterlegenheit gegenüber den Weißen in solchem Maße, daß sie auch durch die feurigen Ansprachen der „kleinen Krähe" nicht mehr zu recht schneidigem Vorgehen zu bewegen waren und anstatt einen nächtlichen Ueberfall zu machen, das Feuer nach Einbruch der Dunkelheit einstellten.

Die Verwundeten wurden gut verpflegt; denn außer dem Neu-Ulmer Arzte Dr. Weschke waren Dr. Daniels von St. Peter, Dr. McMahon von Mankato, Dr. Mayo und Dr. Ayer von Le Sueur in aufopferndster Weise thätig.

Die Vertheidiger blieben trotz ihrer Ermüdung Nachts auf ihren Posten, jeden Augenblick auf einen Angriff gefaßt. Aber der Feind rührte sich nicht und als die Sonne am Sonntag Morgen freundlich emporstieg, zog neue Hoffnung in die Herzen der geängstigten Frauen und Kinder.

Die Indianer zeigten sich auf allen Seiten und die Belagerten erwarteten mit Bestimmtheit einen neuen Anlauf. Es wurden auch einige Schüsse abgefeuert, aber es erfolgte kein Angriff. Die indianischen Späher hatten wahrscheinlich „Little Crow" davon benachrichtigt, daß weitere Verstärkungen im Anmarsch begriffen waren und gegen Mittag zog der Sioux-Häuptling mit seinen Kriegern ab.

Er war ein geschlagener Mann. Seine Siegesprophezeiungen hatten sich nicht bestätigt. Zwar hatten seine Krieger viele Ansiedler ermordet, Gefangene ge-

macht und zahlreiche Heimstätten zerstört; aber seine mit so großer Siegeszuversicht unternommenen Angriffe auf Neu-Ulm und Fort Ridgely waren trotz der Uebermacht auf Seiten der Sioux abgeschlagen worden. Jetzt befand er sich mit seinen Stammesgenossen auf dem Rückzuge und neben ihm schwebte die Sorge. Denn er durfte mit Sicherheit darauf zählen, daß die Behörden die an den unglücklichen, unschuldigen Ansiedlern begangenen Greuelthaten blutig rächen würden.

Kurz nach dem Abzuge der Indianer langte unter der Führung des Kapitäns Cox eine weitere Kompagnie Entsatz-Mannschaften von St. Peter an, welche übrigens zu dem verhältnißmäßig kurzen Marsch sehr viel Zeit gebraucht hatte und in dem noch stehen gebliebenen Theile des Städtchens entwickelte sich nun ein überaus reges Leben.

Die Frauen und Kinder, welche einen großen Theil der ereignißreichen Zeit in den Kellern der ihnen angewiesenen Häuser zugebracht hatten, kamen in der frohen Zuversicht in's Freie, daß jetzt die Lebensgefahr vorüber sei. Aber die kleine Grenzstadt hatte furchtbar gelitten. Von mehr als zweihundert Häusern, welche sie noch vor einer Woche zählte, standen nur noch neunundvierzig. Die meisten Bewohner verloren mit ihren bescheidenen Wohnstätten Alles, was sie in Jahren schwerer Arbeit und unter schier unglaublichen Entbehrungen mühsam erworben hatten. Sie waren bettelarm geworden in der verwegensten Bedeutung dieses Wortes. Was sollten sie, die Obdachlosen, nun beginnen? Und was würde aus den Ansiedlungen werden? Wer konnte die Dauer des Indianer-Krieges voraussagen?

Viele wandten sich mit solchen und ähnlichen Fragen an den Richter Flandreau, an den Dr. Weschke, den Sheriff Roos, den Kapitän Nix und an andere Leute, in deren Einsicht sie Vertrauen hatten. Welchen Bescheid konnten die Gefragten den Bedauernswerthen geben? Vielleicht würden die Vereinigten Staaten die Verluste ersetzen.

Das geschah auch in reichstem Maße; aber erst zwei Jahre später, während die ihrer Habe Beraubten sofort Hülfe brauchten.

Es wurde eine Versammlung der einflußreichsten Leute einberufen und darüber berathen, was geschehen solle. Die gesammte Bevölkerung hatte in den stehen gebliebenen Häusern keinen Platz und vor der Hand auch keine Aussicht auf ausreichenden Verdienst. Selbst die Geschäftsleute wußten nicht, ob sie in der Stadt bleiben oder anderswo hinziehen sollten; denn sie zweifelten an der Möglichkeit, in absehbarer Zeit wieder eine Kundschaft zu erlangen, welche den Geschäftsbetrieb lohnend machen könnte. Dazu kam die Furcht vor einer nochmaligen Rückkehr der Indianer.

Obschon der Kapitän Nix sehr entschieden für die Behauptung des Platzes sprach und die Gefahren eines Rückzuges mit so vielen Frauen, Kindern und Verwundeten lebhaft schilderte, neigte sich doch die überwältigende Mehrheit nicht nur der Berathenden, sondern auch der Neu-Ulmer und der flüchtigen Ansiedler der Meinung zu, daß es für alle Betheiligten zweckmäßiger sei, wenigstens eine Zeit lang anderswo Unterkunft und für die Mittellosen Unterstützung zu suchen.

Der Kapitän Nix schlug vor, daß wenigstens diejenigen Neu-Ulmer bleiben sollten, deren Häuser nicht zer-

stört waren und er befürwortete, daß eine Besatzung zum Schutze der Zurückbleibenden in den Rest des Städtchens gelegt werden sollte, aber auch dieser Vorschlag fand nur wenig Anklang.

So wurde denn beschlossen, die in zweimaligem Kampfe siegreich behauptete Stadt freiwillig zu räumen. Der Abzug sollte am Montag, den fünfundzwanzigsten August. stattfinden. Bis dahin sollten so viele Fuhrwerke wie nur möglich herbeigeschafft werden; ebenso alle werthvolle Habe, welche etwa auf den herbeigeschafften Wagen Platz finden könnte. Der Rückzug sollte über den Cottonwood-Fluß zunächst nach Mankato gehen.

Ehe die berathende Versammlung sich vertagte, hielt der unverwüstliche Nix noch eine kurze Ansprache, die wir hier wieder geben wollen: „Es ist mir und wahrscheinlich auch einigen der anderen hier Anwesenden bekannt, daß „Little Priest“ dem „Little Crow“ versprochen hatte, sich an dem Aufstande zu betheiligen und mit den Winnebagoe-Kriegern Mankato anzugreifen, falls es der „kleinen Krähe“ und den Sioux gelingen würde, Neu-Ulm zu nehmen. Unsere kleine Grenzstadt hat, fast ganz unvorbereitet, den ersten Anlauf ausgehalten und wir haben diesen ersten Angriff allein und ohne Hülfe abgeschlagen. Nun sind die zwölfhundert Bewohner dieser guten Stadt bis auf einige Familien von Deutschland eingewandert und es freut mich von Herzen, daß wir Amerikaner deutscher Abkunft, indem wir unsere eigene Haut vertheidigten, diesem Lande einen Dienst geleistet haben, welches uns so gastfrei aufnahm. Denn hätten wir jenen ersten Angriff nicht abgeschlagen, wäre Neu-Ulm am neunzehnten August von den

aufständischen Indianern erobert worden, so wären heut „Little Priest“, die Winnebagoes und wahrscheinlich alle anderen Indianer Minnesota's auf dem Kriegspfade.“

„Ich habe alle Achtung vor Euren und Eurer Landsleute Thaten“, entgegnete der Kapitän Saunders von Le Sueur; aber es erregt immer mein Mißvergnügen, wenn bei vielen Gelegenheiten die Abstammung der Bürger hervorghoben wird. Glauben Sie denn, Nix, daß die Bewohner von New Ulm sich schlechter geschlagen hätten, wenn sie hier geborene Amerikaner, Norweger. Irländer oder Franzosen gewesen wären?“

Nix lachte. „Darin haben Sie freilich recht“, sagte er, „daß sich die Besatzung der Stadt gut geschlagen hätte, gleichviel woher die Leute stammten. Denn sie mußten kämpfen, oder sich skalpiren lassen und da war Niemandem die Wahl schwer. Aber es freut mich doch, daß meine Landsleute es waren, welche den ersten Anlauf abschlugen und dadurch die Ausdehnung des Aufstandes beschränkten.“

Jetzt vertagte der Richter Flandreau lächelnd die Versammlung, nachdem er die Theilnehmer an derselben ersucht hatte, den Neu-Ulmern die Beschlüsse mitzutheilen und die Vorbereitungen für den auf den nächsten Montag festgesetzten Abzug zu treffen.

Achtundzwanzigster Abschnitt.

Kehren wir nun wieder zu den Bewohnern des Blockhauses am Cottonwood-Flusse zurück, die zwar das Gewehrfeuer und den Kanonendonner vernahmen, aber nicht wußten, welchen Ausgang die Kämpfe um Neu-Ulm und Fort Ridgely nahmen. Die Belagerten hatten allerdings das Vertrauen, daß die Weißen schließlich siegreich vordringen würden; aber die Einnahme der beiden Plätze, um welche der Kampf geführt wurde, hätte den Indianern zeitweise eine Uebermacht gegeben, welche für die Besatzung des Blockhauses verhängnißvoll werden mußte.

Inzwischen blieben unsere Freunde guten Muthes und die jungen Männer benutzten jede Gelegenheit, ihre Herzensdamen aufzusuchen.

Obschon die Männer beim Beginn der Belagerung es unternommen hatten, ihre Zimmer rein und in Ordnung zu halten, so waren die Damen doch sehr beschäftigt, um für so viele Hungrige zu kochen und zu backen.

Eines Vormittags betraten die drei jungen Männer die Küche.

„Was bringt Ihr uns Neues", wollte Irma wissen.

„Nichts, als daß ich etwas besitze, was keiner hier im Hause aufweisen kann", sagte Arthur.

„Und was ist das?"

„Ein Heldenbein", erkärte Arthur mit vieler Würde"; ein ächtes Heldenbein. Leider wird dieses Heldenthum nicht mehr lange dauern; denn um die Wahrheit zu sagen, ich kann schon jetzt mit dem besagten Bein fast eben so gut auftreten, wie mit dem andern Gehständer."

„Ja! Wir sind Helden; — wir Alle ohne Ausnahme", versicherte Benno; „aber diese schönen Damen erkennen das nicht gebührend an."

„Wir haben nur getrocknete Lorbeerblätter und die eignen sich nicht mehr zum Flechten von Lorbeer-Kränzen", entschuldigte sich Irma.

„Außerdem wollen die Helden dreimal täglich gefüttert werden und das Kochen wie das Backen hören nie auf", klagte Mary. „Wo sollen wir da die Zeit hernehmen, die immer hungrigen Helden zu feiern, wenn wir von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang beschäftigt sind?"

„Wir danken Euch für Eure Tapferkeit und bewundern Euch gebührend", sagte Elisabeth; „aber ich meine, es ist leichter und angenehmer, dem Feinde gegenüber zu stehen und ihn durch gut gezielte Schüsse zu bekämpfen, als hier in der Küche das Krachen der Gewehre hören und arbeiten zu müssen, ohne zur Abwehr des Feineds selbst etwas beitragen zu können."

„Wir sind auch stolz auf unsere Damen", versicherte Donatus; „denn sie feuern uns durch ihr ruhiges, häusliches Wirken und durch ihre nimmer ruhende Fürsorge für uns zur freudigen Pflichterfüllung an und ich wünsche, ich hätte eine Flasche Champagner zur Hand, um auf das Wohl dieses herrlichsten Kleeblattes der Erde einen Toast gebührend ausbringen zu können."

Elisabeth lächelte ihm freundlich zu und sagte: „Ihr Deutschen müßt doch auf Alles einen Toast ausbringen und auf Alles trinken, das Euer Wohlgefallen erregt. Wir glauben Euch, ohne daß Ihr Champagner trinkt,

daß Ihr mit uns zufrieden seid und Ihr habt, glaube ich, gerade jetzt alle Ursache dazu."

„Dein Vorwurf ist berechtigt", antwortete Donatus. „Wir Deutschen sind ein trinkfrohes Volk, das gern jede Gelegenheit zum Festefeiern mit den dazu gehörigen Toasten benützt. Aber die meisten von uns wissen auch dem Bachus und Gambrinus zu opfern, ohne die edlen Gottesgaben durch Trunksucht zu mißbrauchen. Mäßigkeit ist in allen Dingen gut und Unmäßigkeit taugt nirgendwo; selbst nicht beim Wassertrinken und Brodessen."

„Jetzt wird uns Donatus wieder einen seiner Vorträge halten und uns beweisen, daß Wein und Bier nothwendiger sind, als Wasser", meinte Elisabeth lächelnd.

„Nothwendig sind diese Getränke ebenso wenig wie Polster-Möbel, seidene Kleider und Diamanten, Fenster-Vorhänge und tausend andere Dinge, mit welchen wir unser Leben schmücken", entgegnete Werner. „Wollten wir nur das Nothwendige benutzen, so müßten wir in Erdhöhlen leben, auf Laubstreu schlafen, uns in Felle oder Sackleinwand kleiden und von Wasser und Brod leben. Ein mäßiger Gebrauch aller Luxus-Gegenstände durch solche Leute, welche die Mittel dazu haben, ist meiner Ansicht nach nicht unrecht und da die Anfertigung dieser Dinge viele Arbeitskräfte beschäftigt, so fördert der vernünftige und mäßige Gebrauch all solcher Artikel die Erwerbsthätigkeit. Unmäßigkeit hat schon viele Einzelne und ganze Familien in das Verderben gebracht; ja ganze Völker zu Grunde gerichtet. Die Trunksucht ist ebenso tadelnswerth wie die Putzsucht, die Völlerei, die Spielwuth, die Sucht, es im

Aufwand und in der Veranstaltung von Festlichkeiten anderen reicheren Leuten gleich zu thun, und wie alle anderen Ausschreitungen. Mancher Trunkenbold hat seine Familie in Noth gebracht; aber manche putzsüchtige Frau hat ihren schwachen Mann zum Bettler gemacht, ihn auf die Bahn des Verbrechens gedrängt und schließlich sich selbst der Schande preisgegeben. Eine gute Erziehung muß den Menschen befähigen, nach seinen Mitteln das Leben anständig zu genießen, aber jede Unmäßigkeit zu vermeiden."

„Donatus docirt wie ein Professor", spottete Arthur lachend. „Aber, wenn ich auch nicht Alles unterschreiben möchte, was er da sprach, so hat er doch meiner Ansicht nach in dem Recht, was er über die Gewöhnung zu mäßigem Lebensgenuß und über das Vermeiden der Unmäßigkeit sagt. Viele sehen den Splitter in des Nächsten Auge, aber nicht den Balken in dem eigenen."

Die jungen Mädchen hatten während dieses Geredes ihrer Verehrer fleißig die Hände gerührt und das Abendessen für die Helden lobesam bereitet, die dann auch dem Mahle kräftig zusprachen.

Aus dem Umstande, daß entweder von Neu-Ulm oder von Fort Ridgely das Gewehr- und Kanonenfeuer herüber tönte, schlossen die Belagerten ganz richtig, daß die angegriffenen Plätze sich bis jetzt erfolgreich vertheidigt hätten und mit jedem Tage dieses Widerstandes stieg die Wahrscheinlichkeit baldigen Entsatzes. Denn es lag auf der Hand, daß die Bundes- wie die Staatsbehörden Alles aufbieten würden, um den Aufstand so schnell wie möglich niederzuwerfen. Diese Hoffnung täuschte die muthigen Bewohner des Blockhauses nicht.

Am Sonntag den vierundzwanzigsten August, Nachmittags, sprengte ein Trupp von etwa dreißig gut bewaffneten Reitern die Straße am Cottonwood-Flusse entlang. An der Spitze des kleinen Zuges ritten zwei Männer, welche einen gespannten Revolver in der Rechten hatten und sorgfältig Umschau hielten, ob etwa irgendwo ein Indianer auftauchte.

Die Reiter-Abtheilung war bis zum Wilson'schen Hause gelangt, ohne daß ein Feind sichtbar geworden war. Da brach aus der Schaar ein Jüngling hervor und jagte in gestrecktem Galopp mit jauchzendem Hurrah auf die Radloff'sche Wohnstätte zu, sich hoch in den Steigbügeln erhebend.

Es war Curt, der in solcher Weise zuerst seinen Eltern und Geschwistern ihre Befreiung anzeigen wollte. Aber sein Eifer hätte ihm fast das Leben gekostet, denn dicht an seinem Kopfe pfiff eine Büchsenkugel vorüber.

Sofort krachten aus dem Reitertrupp mehrere Schüsse nach der Richtung hin, aus welcher die feindliche Kugel gekommen war und einige Männer sprangen von ihren Pferden, um den Waldesrand abzusuchen. Aber der Schütze wurde nicht gefunden.

Inzwischen hatte Curt Radloff sich durch die feindliche Kugel nicht aufhalten lassen. Er sprengte vor das Haus, schwang sich aus dem Sattel und eilte, das Pferd neben sich am Zaume führend, der Hausthüre zu.

Diese öffnete sich und auf der Schwelle erschien der Baron, sein Gewehr in der Rechten. Er hatte nur Zeit, Curt flüchtig zuzunicken, da hielt auch schon der Reitertrupp vor dem Hause. Brenneck stieg vom Pferde und stellte sich und seine Begleiter Herrn von Radloff vor; sowie den Bewohnern des Blockhauses, die eine Woche

lang die Schrecken der Belagerung durch einen blutdürstigen Feind erduldet hatten und jetzt zum erstenmale wieder in's Freie traten.

„In Folge der Mittheilungen Ihres Sohnes, Herr von Radloff, haben wir diesen Ritt unternommen", sagte Brenneck. „Herr Curt hat sich uns angeschlossen, als wir von St Peter aus der Stadt Neu-Ulm zu Hülfe eilten und ich kann ihm das Zeugniß ausstellen, daß er sich trotz seiner Jugend tapfer gehalten hat."

„Ich heiße Radloff", sprach Curt mit leuchtenden Augen. „Alle meine Vorfahren waren tapfere Soldaten und da konnte ich doch nicht feige in St. Peter sitzen bleiben zu einer Zeit, da meine Eltern und Geschwister von Indianern bedrängt wurden."

„Wenn Du mit Stolz auf Deine Vorfahren blickst, mein Sohn", entgegnete der Baron nicht unfreundlich, aber doch sehr ernst, „so solltest Du auch wissen, daß sie Männer waren, welche, so viel uns bekannt ist, zu jeder Zeit ihre Pflicht erfüllten. Du aber hast den Posten verlassen, auf den ich Dich gestellt hatte und für diese grobe Pflichtverletzung muß ich Dich ernstlich tadeln, wenn ich auch anerkennen will, daß die Versuchung, mit den Freiwilligen von St. Peter in's Feld zu ziehen, sehr groß war und wenn auch das Lob, welches Dein Befehlshaber Dir spendet, mich sehr erfreut."

Dem armen Jungen war das Weinen nahe; das zeigte das Zucken um seine Mundwinkel; aber er biß die Zähne zusammen und sagte dann entschuldigend: „Die Männer, welche mit mir waren, versprachen mir, für die Pferde und Kühe gut zu sorgen und die Angst um Euer Schicksal ließ mir keine Ruhe."

Der Baron neigte leicht den Kopf zum Zeichen, daß er diese Erörterung als beendigt ansehe und lud die Reiter ein, im Hause auszuruhen.

Brenneck lehnte die Einladung im Namen seines Gefolges ab, indem er sagte: „Wir wollen die Arbeiten ihrer Damen nicht noch vermehren. Wir sind nur gekommen, um Sie einzuladen, sich uns anzuschließen. Denn es ist in Neu-Ulm beschlossen worden, daß die Bewohner des Städtchens dasselbe verlassen und sich vor der Hand nach Mankato und St. Peter zurückziehen sollen. Ich nehme an, daß Sie unter solchen Umständen Ihre kleine Festung nicht länger vertheidigen, sondern ebenfalls zeitweise nach einer verhältnißmäßig sicheren Stadt übersiedeln werden. In längstens einer halben Stunde werden zwei Wagen eintreffen, auf welchen die Damen und die Kinder sowie etwas Hausgeräth Platz finden, falls Sie uns folgen wollen."

„Es ist mir nicht klar, weshalb Neu-Ulm aufgegebn werden soll, nachdem zwei Angriffe der Indianer erfolglos waren und nachdem die Ansiedler sich zu erfolgreichem Widerstande zusammen geschaart haben", antwortete der Baron. „Ich halte mich natürlich durchaus nicht für berechtigt, die Beschlüsse unserer Nachbarn zu verdammen; ich kann nur sagen, daß sie mir vom militärischen Standpunkte aus unverantwortlich erscheinen. Jedenfalls erbitte ich mir einige Minuten Zeit, um die Frage, ob wir das Blockhaus verlassen sollen oder nicht, mit den anderen Bewohnern zu besprechen."

„Sie haben ganz recht, wenn Sie sagen, daß eine militärische Nothwendigkeit zur Räumung Neu-Ulm's nicht vorliegt", versetzte Herr Brenneck. „Es sind wirthschaftliche Fragen, welche die Bewohner zu einer zeit-

weiligen Aufgabe der Stadt veranlassen. Die Neu-Ulmer fürchten die Indianer weniger als die Erwerbslosigkeit. Die Ansiedler auf den Farmen, welche die Kundschaft der Neu-Ulmer Kaufleute bildeten, sind theils ermordet worden, theils geflohen. Die Geschäftsleute des Städtchens wollen erst zurückkehren, wenn die Farmen wieder bewohnt sind."

„Es scheint mir, daß die guten Neu-Ulmer diesen Zeitpunkt hinausschieben, indem sie einen Stützpunkt räumen, welchen die Vertheidiger dieser Gegend besaßen", meinte Herr Wilson.

„Das habe ich den Leuten auch gesagt", rief der Kapitän Nix; „aber die Gevattern Schneider und Handschuhmacher bestehen darauf, daß die Bauern ihre vereinzelt liegenden Besitzungen erst wieder aufsuchen und kaufbedürftig an die Neu-Ulmer Läden klopfen sollen, ehe die Besitzer dieser Läden sich herbeilassen wollen, in ihre Stadt zurückzukehren."

„Ich habe natürlich keinen Einfluß auf die Entschlüsse der Neu-Ulmer", erklärte Breneck. „Schließlich haben die Bürger selbst das Recht, zu entscheiden, was sie thun wollen."

Wilson's, Radloff's, White und Werner traten zu einer kurzen Besprechung zusammen und beschlossen, das bisher erfolgreich vertheidigte Blockhaus nicht zu räumen. Auch Johnson und Braun billigten diesen Entschluß und sprachen ihre Bereitwilligkeit aus, nach wie vor einen Theil der Besatzung zu bilden.

Der Versuch, die Damen und Kinder zum Abzuge zu bewegen, scheiterte an dem Widerstande der ersteren. „Wir haben bei Euch ausgehalten, als die Gefahr groß war und wir wollen unseren Ruhm, muthige Frauen

zu sein, nicht dadurch wieder verlieren, daß wir jetzt fliehen, nachdem die größte Gefahr überstanden ist." So sprach Frau Wilson, nachdem sie mit Frau von Radloff und den jungen Mädchen einen Blick gewechselt hatte.

Die Verständigung der Damen, welche noch kürzere Zeit in Anspruch genommen hatte, als die der Männer, erledigte die Frage und der Baron erklärte Brenneck: „Wir haben beschlossen, Ihnen für Ihre Hilfsbereitschaft zu danken und unseren Besitz auch fernerhin zu vertheidigen. Auch unsere Damen wollen nicht weichen, obschon Herr Wilson und ich sie gebeten haben, sich bis zum Ende dieser Unruhen unter Ihrem Schutz nach einer sicheren Stadt zurückzuziehen."

Brenneck lüftete seinen Hut vor den Damen und sagte: „Obschon ich das Wagniß nicht billigen kann, so bringe ich doch gern Ihrem Muthe meine Huldigung dar und man darf einem Lande Glück wünschen, dessen Frauen und Jungfrauen so stolz und fest der Gefahr entgegen treten."

Dann wandte Brenneck sich zum erstenmale an Werner, schüttelte ihm kräftig die Hand und sagte: „Vor „versammeltem Kriegsvolke" darf man nichts Nachtheiliges von dem Oberbefehlshaber sagen. Deshalb theile ich Ihnen unter vier Augen mit, was Sie später Ihren Freunden wiederholen mögen. Ich kenne den Oberst Sibley, welcher zum Oberbefehlshaber der Streitkräfte ernannt wurde die jetzt gesammelt werden, schon längere Zeit. Er ist ein tüchtiger, erfahrener Mann, aber er wird sehr vorsichtig vorgehen, um mit seinen ungeübten Mannschaften eine Niederlage zu vermeiden. Es mag deshalb längere Zeit dauern, bis er über diese

Gegend hinaus vorgeht. Danach richten Sie sich ein. Ich würde bei Ihnen bleiben, wenn ich an ernstliche Gefahr glaubte und auch einige meiner Begleiter veranlassen, sich mir anzuschließen. Ich glaube Ihnen aber mehr nützen zu können, wenn ich selbst und durch Anregung Anderer den Obersten Sibley zu möglichst raschem Vorgehen zu veranlassen suche."

Damit war Donatus völlig einverstanden und er dankte Brenneck für seine Auskunft.

Jetzt langten die Wagen an, von welchen Brenneck gesprochen hatte. Sie mußten unbenutzt zurück kehren, da weder lebendige noch todte Fracht zu haben war. Auch Curt mußte wieder davon ziehen, nachdem er seine Eltern und seine lieben Geschwister umarmt, geküßt und seinem Vater fest versprochen hatte, nunmehr auf dem ihm angewiesenen Posten zu verbleiben. Sogar die Bitte der Baronin, den Jungen im Blockhause zu lassen und das Anerbieten Brenneck's, an Curt's Stelle für das lebende Inventarium der beiden Familien durch Anstellung eines tüchtigen Mannes sorgen zu wollen, konnten Radloff's Entscheidung nicht ändern. „Curt muß lernen, unter allen Umständen eine ihm übertragene Pflicht zu erfüllen", sagte der Baron und dabei blieb es

Als Brenneck zu Pferde stieg, fragte ihn Wilson: „Was denken Sie über den weiteren Verlauf der Indianer-Erhebung?"

„Oberst Sibley ist mit Ansammlung einer größeren Kriegsmacht beauftragt worden und wird ohne Zweifel die Indianer schlagen, wenn er sie einholt. Die Rothhäute haben wieder den Beweis geliefert, daß sie zu großen kriegerischen Unternehmungen unfähig sind.

Sie haben Weiße nur dann überwältigt, wenn sie an großer Ueberzahl Einzelnen oder Wenigen gegenüberstanden. Bei Neu-Ulm und Fort Ridgely sind sie trotz ihrer großen Uebermacht geschlagen worden. So weit Ihre Stellung hier im Blockhause in Frage kommt, so wird dieselbe natürlich durch die Räumung Neu-Ulm's noch gefährdeter; aber ich will mich bemühen, so bald wie möglich dauernden Entsatz herbeizuführen. Ich habe darüber schon mit Herrn Werner gesprochen."

Jetzt trennte man sich. Brenneck trabte mit seiner Reiterschaar nach Neu-Ulm und die Belagerten zogen sich wieder in das Blockhaus zurück.

Als Elisabeth und Werner einen Augenblick allein waren, sagte das junge Mädchen einigermaßen empört: „Das heutige Verhalten des Barons gegen seinen Sohn fand ich ganz abscheulich. Ich glaube auch zu wissen, was Pflichtgefühl ist; aber daß er dem armen Jungen zumuthet, aus Pflichtgefühl etliche Pferde und Kühe zu bewachen, wenn er seine Eltern und Geschwister in Gefahr weiß und wenn sein Herz ihn drängt, seinen Lieben zu Hülfe zu eilen,—das verstehe ich nicht."

Der brave Donatus fuhr sich mit der rechten Hand einigemale über sein Kinn; was er immer zu thun pflegte, wenn er nachdachte und mit sich über eine Sache noch nicht im Klaren war.

„Das wäre eine Preisaufgabe für einen Debattir-Club", sagte er endlich, „zu entscheiden, ob der gute Curt bei den Pferden und Kühen bleiben oder zu seinen Eltern eilen mußte. Ohne Zweifel hat der Junge das Natürlichste gethan, indem er seines Herzens Stimme folgte. Aber das Natürliche ist nicht immer das Richtige."

„Aber doch meist“, wandte Elisabeth ein.

„Meist, aber nicht immer“, behauptete Donatus. „Es ist zum Beispiel ganz natürlich, daß jeder junge Mann, der Dich sieht, Dir gern einen Kuß geben würde. Und doch wäre das nicht das Richtige! Ich wenigstens und wahrscheinlich auch Du,—wir würden uns sehr dagegen verwahren, daß in solcher Weise jeder junge Mann der Stimme der Natur und des Herzens folgen dürfte.“

Elisabeth lachte. „Nun sage mir, ob Deiner Meinung nach Curt richtig handelte, als er die Pferde und Kühe im Stiche ließ, um für die Befreiung seiner Lieben zu wirken; oder ob der Baron recht hatte, als er den Jungen deshalb ausschalt.“

„Curt wurde in einen Widerstreit zweier Pflichten verwickelt“, antwortete Donatus.

„Die Kindesliebe und die aus ihr entspringende Pflicht, seinen Eltern beizustehen, welche er in Noth wußte, trieb ihn zu den Freiwilligen, die gegen die Indianer ziehen sollten; der Befehl des Vaters, die Pflicht des Gehorsams, hielt ihn in St. Peter fest. Du kannst die Ansicht sehr gut begründen, daß in diesem Falle die Kindesliebe dem Gehorsam vorangeht und es ist immerhin denkbar, daß der Baron ein wenig theatralisch wurde, als er den unbeugsamen Pflichtmenschen darstellte. Aber er darf sich auf die Heeresgesetze unseres Vaterlandes berufen, welche den Gehorsam gegen die vom Vorgesetzten empfangenen Befehle so zur Pflicht machen, daß dem Soldaten ausdrücklich eingeschärft wird, er müsse auf seinen eigenen Vater und seine Brüder schießen, wenn diese in den Reihen des Feindes erscheinen und wenn „Feuer“ kommandirt wird.“

„Ich finde eine solche Forderung barbarisch", sagte Elisabeth entrüstet.

„Sie ist furchtbar; aber doch nur folgerichtig", meinte Werner. „Denn wenn Du es in einem Falle dem Soldaten überläßt, darüber zu entscheiden, ob er gehorchen solle oder nicht, dann wird er von diesem Rechte alsbald in jedem Falle Gebrauch machen und mit seinen Vorgesetzten darüber verhandeln wollen, ob ein Befehl zweckmäßig ist und ausgeführt werden soll oder nicht. Der Soldat soll gehorchen „auf der Stelle, ohne Widerspruch und ohne eine Miene zu verziehen." Dieser unbedingte Gehorsam ist die Vorbedingung für die Zucht, die Ordnung, die Leistungsfähigkeit eines Kriegsheeres. Angenehm ist es allerdings nicht, solchen Gehorsam zu üben; zumal dann nicht, wenn man das bestimmte Gefühl hat, daß irgend ein Vorgesetzter Mißbrauch mit seiner Amtsgewalt treibt und dem Untergebenen wissentlich Unrecht thut. Dann kocht das Blut in den Adern, aber man gehorcht auf der Stelle, ohne Widerspruch und ohne eine Miene zu verziehen."

„Und wenn man nicht gehorcht", fragte das junge Mädchen.

„Dann folgen schwere Strafen und in den Militärpapieren steht ein Vermerk, welcher die spätere Laufbahn des Ungehorsamen sehr schädigen kann."

„Daß in so vielen europäischen Ländern so viele amtliche Papiere die Menschen auf ihren Lebenswegen begleiten, finde ich sonderbar", meinte das Fräulein.

„Der Staat übt dadurch eine außerordentliche Macht über alle seine Bürger aus", erklärte Werner. „Der richtige deutsche Bureaukrat glaubt Dir nicht, daß Du überhaupt geboren bist, wenn Du ihm das nicht durch

einen Geburtsschein beweisen kannst, und ein Unteroffizier suchte einst seinen Rekruten die Bedeutung des militärischen Strafsystems klar zu machen, indem er sagte: „Wer durch wiederholten Ungehorsam und fortgesetzte Lotterei es zu arg treibt, wird schließlich nicht nur in die zweite Klasse des Soldatenstandes degradirt, sondern er setzt sich auch im Jenseits den größten Unannehmlichkeiten aus."

„Ist denn der Soldat der Willkür seiner Vorgesetzten rettungslos preisgegeben", fragte Elisabeth.

„Das ist natürlich nicht der Fall", entgegnete Donatus. „Der Soldat kann sich zu jeder Zeit beschweren, wenn er glaubt, daß ihm Unrecht geschehen ist und es bestehen über den Weg der Beschwerdeführung bestimmte Vorschriften, mit welchen jeder Rekrut gleich nach seinem Eintritt in das Heer bekannt gemacht wird. Allerdings werden Beschwerden nicht gern gesehen, denn man glaubt, daß sie die Zucht im Heere lockern, wenn sie zu oft vorkommen und Vorgesetzte häufig bestraft werden. Aber offenbares Unrecht wird den Vorschriften gemäß auch an hochstehenden Offizieren bestraft."

„Du hast mir noch immer nicht gesagt, wie Du in Curt's Lage gehandelt haben würdest", begehrte Elisabeth zu wissen.

„Ich würde mich in einer Ausnahmestellung befinden und mein Verhalten in solcher Lage würde für keinen anderen Menschen maßgebend sein."

„Weshalb?"

„Weil das schönste Mädchen auf Erden meine Braut ist", entgegnete Donatus. „Bei einem Widerstreit meiner Liebe zu Dir und deren logischen Folgen

mit irgend welchen anderen Pflichten müßten die letzteren schweigen. In Curt's Stelle wäre ich selbstverständlich meiner holden Herrin zu Hülfe geeilt. Und daß Curt von Radíoff die Pferde und Kühe im Stiche ließ, um zu seinen Eltern und Geschwistern zu reiten, wird ihm trotz allen Pflichtgeredes der Baron selbst wohl euch nicht sehr übel genommen haben."

Elisabeth lächelte, als sie sagte: „Und ich glaube, daß die Baronin, trotz ihrer sonstigen Nachgiebigkeit gegen ihren Gatten, diesem gerade jetzt eine ernste Strafpredigt hält, weil er ihren Liebling so hart anließ gerade in dem Augenblicke, als der gute Junge so voller Freude und Selbstbewußtsein vor uns Allen stand."

„Du ahnungsvoller Engel weißt also auch schon, wann Gardinen-Predigten mit Vortheil gehalten werden können", sagte Werner lachend. „Der Tag wird kommen, wenn meine schöne Braut meine Frau geworden ist und dann, Gardinen-Predigten haltend, den Pantoffel schwingt."

„Noch kannst Du diesem furchtbaren Schicksal entgehen", sagte das Fräulein neckend. „Ich gebe Dich frei."

„So leicht würdest Du mich also ziehen lassen", grollte der Liebhaber. „Ich lasse Dich aber nicht mehr los. Ich habe mich an den Verlust der Freiheit und an das Joch gewöhnt, welches Du mir aufgelegt hast. Es geht mir wie dem Trinker, der wohl weiß, daß die Unmäßigkeit im Alkoholgenuß ihm schadet, der aber von seiner Leidenschaft nicht lassen kann."

„Diesen Vergleich finde ich nicht schön", sagte Elisabeth, mißbilligend auf ihren Geliebten blickend.

„Ich nehme ihn sofort zurück; aber Du mußt mir vorher betheuern, daß Du mich niemals von Dir lassen willst", entgegnete Donatus.

Die Versöhnung wurde durch die Versicherung des schönen Mädchens gefeiert, daß es seinen Anbeter nie und nimmer frei geben werde; worauf dann dieser betheuerte, daß seine Geliebte einzig, mithin unvergleichlich wäre; demgemäß nicht einmal mit dem Göttertranke Nektar verglichen werden könnte. Diese beiderseitigen Versicherungen wurden durch einige Küsse besiegelt und dann trennte man sich. —

Neunundzwanzigster Abschnitt.

Am Abend des vierundzwanzigsten August saßen in der von Werner erbauten Baracke drei Leute beisammen, die einen überaus erbärmlichen Eindruck machten. Es waren Slippery Jim, Red Jack und ein Winnebagoe-Indianer. Sie verzehrten ein dürftiges Mahl und befanden sich offenbar in sehr trüber Stimmung.

Während der Belagerung des Radloff'schen Hauses hatten die drei Mestizen und ihr indianischer Anhang sich in den Häusern von Wilson, Smith und in Werner's Baracke einquartirt. Seit dem Abzuge „Little Crows" waren allmälig alle Indianer Slippery Jim untreu geworden, bis auf zwei Krieger, die bei ihren eigenen Stämmen in so üblem Ruf und Ansehen standen, daß sie lieber bei den Mestizen blieben, als zu den Ihrigen gingen.

Die Belagerungsmannschaft bestand also nur noch aus Jim, Jack, dem Sioux „Donner" und der Winnebagoe „Stehender Bär. „Donner" befand sich zur Zeit auf Wache vor dem Radloff'schen Hause.

Red Jack begann eine Unterhaltung, indem er Jim fragte, was er nun zu thun gedenke. Jim schwieg verdrossen und Jack, ärgerlich darüber, sagte nun: „Wo ist das Gold, um das Du eine Bank plündern wolltest; wo sind die schönen Mädchen, die Du uns versprachst und wo sind die Skalpe, die wir erbeuten sollten? Wir sind Dir gefolgt. Ueber die Hälfte unserer Leute ist todt oder verwundet. Die andern haben uns bis auf zwei Indianer verlassen. Ich habe treu zu Dir gehalten; aber ich verlange zu wissen, was Du jetzt thun willst. Im Blockhause sind acht Mann; falls sie heraus kommen, werden sie uns überwältigen, wenn wir auch einige von ihnen kalt machen. Der „Adler" wird bald über uns sein; darauf müssen wir rechnen."

Jim stierte eine Zeit lang finster vor sich hin; dann sagte er zu Jack: „Wohlan! Hole den „Donner". Wir wollen berathen, was zu thun ist."

Nachdem der Sioux herbeigeholt worden, sagte Jack: „Wir sind jetzt nur halb so stark wie die Männer im Blockhause. Wir können also nicht mehr daran denken, es zu nehmen. Die Weißen konnten gestern abziehen, aber sie wollten nicht. Sogar ihre Frauen und Kinder blieben hier. Sie kennen unsere Schwäche und vertrauen darauf, daß in wenigen Tagen die Weißen anrücken werden. Wir haben hier von schmaler Kost gelebt und bei Tage wie bei Nacht Wache gehalten. Das hat nun keinen Sinn mehr und ich bin es müde. Ich bin Dein Freund, Jim, und werde Dir auch weiter fol-

gen; aber Du mußt mir zeigen, daß wir dabei etwas Besseres erbeuten können, als nasse Kleider und Büchsenkugeln."

Jim hielt nun eine seiner Hetzreden, in welcher das von den Weißen gegen die Indianer begangene Unrecht in düstern Farben geschildert wurde; aber obgleich die kleine Zuhörerschaft dem Redner Beifall spendete, so meinte doch Jack am Schlusse der Ansprache: „Das wissen wir ja Alles. Jetzt wollen wir aber erfahren, was Du zu thun gedenkst. Laß hören, was Du vorhast."

Slippery Jim fuhr düster fort: „Nicht alle rothen Männer betraten den Kriegspfad. Nur Wenige folgten mir; nicht genug, um eine Stadt anzugreifen und eine Bank zu plündern. Die „kleine Kräe" ließ eine Woche lang ihre Krieger die einzelnen Ansiedler todtschießen, statt bei Nacht gleichzeitig alle Städte zu überfallen. Nachdem die Weißen gewarnt und gerüstet waren, griff die „kleine Krähe" Neu-Ulm und Fort Ridgely bei Tage an."

Jim machte eine kurze Pause; dann fuhr er fort.

„Die „kleine Krähe" ist geschlagen worden. Auch wir haben viele Leute verloren, weil der „Adler" die Ansiedler warnte und wir statt drei unbewachter Blockhäuser ein Fort fanden, das wir nicht nehmen konnten, trotzdem wir tapfer gekämpft haben."

„Es ist so, wie Du sagst", entgegnete Jack. „Aber nun laß uns hören, was wir thun sollen."

„Little Crow ist mit seinen Leuten abgezogen", fuhr Jim fort. „Die Weißen haben doch genug Krieger gesammelt, um die Sioux zu verfolgen und sie zu vernichten, wenn sie schnell genug sind, Little Crow einzuholen. Entwischt die „kleine Krähe", so wird sie ein

Flüchtling bleiben und Mühe haben, mit dem großen Vater der Weißen Frieden zu schließen. Wenn ihr das gelingt, werden die Weißen den Sioux neue Versprechungen machen, die sie niemals halten wollen und sie werden ihnen das zugewiesene Land rauben, wenn genug Weiße sich da niedergelassen haben, die nach dem Besitze des rothen Mannes die Hände ausstrecken. Ich werde nicht fliehen. Ich bleibe hier. Ich werde, ehe sie mich tödten, so viele Weiße umbringen, wie meine Büchse und mein Messer erreichen; vor Allem den Hund, der mich einmal niedergeschlagen und einmal geschossen hat. Blut will ich sehen und in Blut will ich ertrinken."

„Was gedenkst Du zu thun", fragte Jack abermals. „Du willst doch nicht hier bleiben, bis man Dich todt schießt, wie einen tollen Hund?"

„Wir müssen einige Tage die Gegend verlassen, damit sich die Leute im Blockhause sicher fühlen," erklärte der Mestize. „Während dieser Zeit können wir weiter im Süden nach Skalps und Beute jagen. Wir locken dadurch auch die Verfolger von dieser Gegend fort. Dann kehren wir zurück, legen uns dem Hause gegenüber auf die Lauer und wenn der richtige Augenblick gekommen ist, brechen wir los. Wenn wir Glück haben, können wir die Männer außerhalb des Hauses erschießen und dadurch die Frauen sammt der anderen Beute in unsere Gewalt bekommen."

Der Plan fand den Beifall der drei Verbündeten Slippery Jim's und nachdem die vier Biedermänner sich entschlossen hatten, am nächsten Morgen die Gegend zu verlassen und anderswo Gastrollen im Halsabschneiden und Plündern zu geben, verrammelten sie die Thüre von Innen und legten sich im Uebrigen ganz

sorglos zur Ruhe nieder. Denn sie waren überzeugt, daß die Bewohner des Blockhauses, falls sie überhaupt einige ihrer Leute auf die Kundschaft ausschickten, dies nicht vor dem nächsten Morgen thun würden. Sie waren außerdem der Meinung, daß die Ansiedler auch fernerhin auf die Vertheidigung sich beschränken würden.

Während die beiden Mestizen und die beiden Indianer ihre Anschläge schmiedeten, besprachen auch die bisher Belagerten, was sie fernerhin thun sollten.

Es wurde von sämmtlichen Erwachsenen in dem mehrerwähnten Südwest-Zimmer eine Berathung abgehalten und der Baron eröffnete die Verhandlungen, indem er sagte: „Die Lage der Dinge ist eine sehr eigenthümliche geworden. Die Indianer wurden wiederholt geschlagen; aber die Weißen, soweit dieselben in New Ulm standen, haben sich zurückgezogen. Vom militärischen Standpunkte aus angesehen, war unser Blockhaus ein Außenfort unserer Nachbarstadt; nun letztere geräumt ist, haben wir unseren Stützpunkt verloren und Herr Brenneck hatte nicht unrecht, als er sagte, daß unsere Lage immer noch gefährdet ist. Wenn die Indianer, welche unter Little Crow auf dem Rückzuge sind, von der Räumung New Ulm's hören, werden sie vielleicht zurückkommen. Jedenfalls werden wir uns erst dann einiger Sicherheit erfreuen, wenn der Oberst Sibley mit seinen Streitkräften über diese Gegend hinausgerückt ist und die Indianer weiter westlich getrieben hat. Für uns entsteht nun die Frage, wie wir uns verhalten sollen. Das Sicherste wäre jedenfalls die Behauptung unseres Postens in bisheriger Weise. Wir haben Wasser, Lebensmittel und Schießbedarf in ge-

nügender Menge und in Längstens einer Woche dürfte der Oberst Sibley von St. Peter aus mit seinen Streitkräften hier eingetroffen sein."

Diese Ansichten des Barons theilte auch Herr Wilson. Er hielt es für das Zweckmäßigste, sich auf keine Wagnisse einzulassen, da letztere durch die Umstände in keiner Weise geboten würden. „Es liegt keine Nothwendigkeit vor, durch vorzeitiges Wiederaufnehmen unserer täglichen Arbeiten, oder auch nur durch Absuchen der Gegend nach Feinden das Leben einzelner Mitglieder unserer Besatzung auf das Spiel zu setzen," schloß Wilson seine Auseinandersetzungen, „da wir innerhalb einer Woche ohne jedes Wagniß unsere Freiheit wieder erlangen werden."

Nachdem Arthur mit Benno und Donatus einen Blick des Einverständnisses gewechselt hatte, sagte er: „Wir jungen Leute bitten die älteren Herren um Entschuldigung, wenn wir eine andere Ansicht aussprechen. Wir haben nicht nur, wie alle Ansiedler, die Mord- und Raublust der Indianer zu fürchten, sondern auch noch die Begehrlichkeit und die Feindschaft einiger Mestizen. Selbst wenn die meisten Indianer vor den Streitkräften des Oberst Sibley sich zurückgezogen haben, werden die Halbblut-Indianer, von welchen wir sprachen, immer noch unsern jungen Damen nachstellen und unser Aller Leben unsicher machen. Deshalb möchten wir um die Erlaubniß bitten, unter der bewährten Führung unseres Freundes White das Blockhaus verlassen und die tückischen Feinde aufsuchen zu dürfen. Donatus hat ja seinen besonderen Gegner bereits unschädlich gemacht; Benno und ich haben aber diese Pflicht noch zu erfüllen.

„Wenn der Oberst Sibley mit seinen Leuten diese Gegend besetzt und abgesucht hat, werden auch die Mestizen entweder getödtet oder geflohen sein," sprach Frau Wilson, „und ich wünsche, daß die jungen Leute dieses abenteuerliche Unternehmen aufgeben. Die Herren haben ja tapfer gekämpft, als sie mußten, aber die Gefahr aufzusuchen, erscheint mir als eine Herausforderung des Schicksals."

„Auch ich halte, wie ich ja schon erklärt habe, die Vertheidigung des Blockhauses für das einfachste und sicherste Verfahren", sagte Herr Radloff; „aber ich kann doch nicht einfach das verwerfen, was Herr Arthur Wilson soeben sagte. Mitunter liegt im Angriff die beste Vertheidigung."

„Was denken Sie über die Lage, Herr White," fragte Wilson den alten Trapper.

„Ich bin der Ansicht, daß Herr Arthur auf der richtigen Fährte ist," entgegnete White. „Slippery Jim und Red Jack sind hinter den beiden jungen Damen her und werden in ihren Anschlägen nicht nachlassen, so lange sie noch irgend welche Hoffnung auf Erfolg hegen. Selbst wenn die andern Indianer diese Gegend verlassen haben, werden jene beiden desperaten Strolche sich hier in den Wäldern verborgen halten und neue Anschläge auszuführen suchen. Die einzige Art, sich der Mestizen zu entledigen, ist, sie aufzusuchen und todt zu schießen."

Diese Entscheidung gefiel weder der Frau Wilson noch der Baronin; aber bei den Männern hatte sie großes Gewicht und Alle fügten sich ihr. Obschon Johnson dringend wünschte, sich White, Arthur und Benno anschließen zu können, so bestand doch Werner auf sei-

nem Vorrechte, als Waffenbruder seiner beiden Freunde in dem Kampfe gegen die Halbblut-Indianer an dem Zuge Theil zu nehmen.

Arthur wünschte sofort das Blockhaus zu verlassen und zunächst den Wald am Ufer des Cottonwood-Flusses abzusuchen; aber White meinte, es wäre zweckmäßiger, wenn sie nach Einbruch der Dunkelheit den Zug antreten würden; denn, falls die Feinde noch auf der Wacht wären, könnten sie bei Tage den Austritt der vier Männer aus dem Hause wahrnehmen und würden die Gegner in diesem Falle auch leicht mehrere der Belagerten niederschießen.

Es wurde also beschlossen, den Zug nach Einbruch der Nacht zu beginnen. Bis zum Morgen sollten White, Arthur, Benno und Donatus gegenüber dem Hause campiren und dann am nächsten Morgen den Fährten der Mestizen nachspüren. Leider hatte der Bluthund in der Nacht des Ausfalles, in welcher Smith fiel, den Weg in's Freie gefunden und war nicht wieder zurückgekehrt. Mit der Hülfe dieses Thieres würde es verhältnißmäßig leicht geworden sein, den Spuren Slippery Jim's und seiner Spießgesellen zu folgen. Wie die Dinge lagen, waren die vier Männer auf ihren Scharfsinn und auf die Erfahrung Sam White's angewiesen.

Nachdem White, Arthur, Benno und Donatus sich mit Decken, Lebensmitteln und Schießbedarf für mehrere Tage versehen hatten, nahmen sie Abschied. Elisabeth machte ihrem Geliebten keine Vorwürfe über seine Betheiligung an dem Zuge. Sie küßte Werner herzlich und sagte: „Nun liegt ja eine der abenteuerlichen Fahrten vor Dir, von welchen Du so oft gesprochen

hast und an welchen ich so wenig Gefallen finde. Gott schütze Dich und führe Dich bald zurück. Du wirst Deine Schuldigkeit thun; aber gedenke mein und setze Dich keiner unnöthigen Gefahr aus. So lange Du fern bist, werde ich keinen ruhigen Augenblick verleben."

„Wir stehen überall in Gottes Hand, mein Lieb", entgegnete Donatus, „und ich habe nie das Gefühl der Furcht gekannt, welches manche Leute angesichts einer Gefahr überkommen soll. Ich werde immerdar Dein gedenken und darauf achten, daß weder Arthur noch Benno sich unnützen Fährlichkeiten aussetzen. Bei White ist das nicht zu befürchten. Ein Vorgefühl sagt mir, daß wir uns bald wieder sehen werden." —

Nach Einbruch der Dunkelheit öffnete sich geräuschlos die Thüre des Blockhauses und vier Männer schlüpften in's Freie, um alsbald am Waldesrande zu verschwinden.

Dreißigster Abschnitt.

Während Little Crow sich mit seinen Sioux zurückzog, rüsteten auch die Bewohner New Ulm's sich zum Abzuge und am Montag den fünfundzwanzigsten August Morgens verließen gegen 150 Wagen, gedeckt von den bisherigen Vertheidigern, die schwer heimgesuchte Stadt. Sechsundfünfzig dieser Fuhrwerke waren mit Verwundeten und Kranken beladen, die anderen mit Frauen, Kindern und etwas Hausgeräth. Vieles, was nicht mitgenommen werden konnte, blieb auf den Straßen im bisherigen Geschäftstheile liegen und, nachdem die Bewohner abgezogen waren, sah New Ulm aus, als

wäre es vom Feinde erobert, ausgeplündert und größtentheils niedergebrannt worden.

Die Ansiedler, welche jetzt die Stätten ihrer bisherigen Thätigkeit verließen, hatten meist alle ihre Habe verloren; manche obenein theuere Familienglieder; einzelne alle ihre Lieben. Die Stimmung der Armen war deshalb eine überaus traurige und dazu kam bei Vielen noch die Furcht vor einem Angriffe der Indianer. Als der Wagenzug durch das mit Bäumen und Gesträuch bewachsene Thal des Cottonwood-Flusses ging, hätten hundert Indianer trotz der Bedeckungs-Mannschaften ein schreckliches Blutbad anrichten können; aber glücklicher Weise hatten die Rothhäute keine Ahnung davon, daß die New Ulmer ihre Stadt verließen.

Am nächsten Morgen erreichte der Wagenzug das achtundzwanzig Meilen von New Ulm gelegene Städtchen Mankato, wo die Unglücklichen herzlich aufgenommen und bewirthet wurden. Auf Anordnung der Behörden mußten aber die Verwundeten und Kranken nach dem zwölf Meilen entfernten St. Peter geschafft werden, wo umfassende Vorkehrungen für deren Unterbringung und Verpflegung getroffen waren.

Manche Ansiedler, welche durch die Indianer heimgesucht waren, hatten den Muth verloren, den Kampf um's Dasein noch einmal auf der Stätte aufzunehmen, wo sie schwer gelitten. Sie zogen weiter nach St. Paul, Milwaukee und Chicago; aber die meisten Theilnehmer an den von uns geschilderten Kämpfen warteten in den unweit New Ulm gelegenen Städten auf das Vorrücken der von dem Gouverneur Alexander Ramsey aufgebotenen Mannschaften, um auf ihre Heimstätten zurückzu-

kehren. In den Männern und Frauen, welche das Wagniß unternahmen, sich an der Indianergrenze niederzulassen, leben unbeugsamer Muth und eine schier unüberwindliche Ausdauer. Denn ängstliche, wankelmüthige Menschen denken nur ausnahmsweise daran, sich den Gefahren des Grenzlebens auszusetzen.

Herrn Alexander Ramsay, dem damaligen Gouverneur von Minnesota, ist von seinen Gegnern der Vorwurf gemacht worden, daß er früher, in seiner Stellung als Indianer-Agent, den Händlern und andern Leuten gegenüber, welche es auf die Uebervortheilung der Rothhäute abgesehen hatten, zu nachsichtig gewesen sei. Jedenfalls hat er als Gouverneur mit ebenso viel Umsicht wie Thatkraft gehandelt, als es galt, die Westgrenze des Staates gegen die aufständischen Sioux zu schützen.

Herr Ramsey ernannte den früheren Gouverneur H. H. Sibley zum Oberst und zum Oberbefehlshaber der gegen die Indianer aufgebotenen Streitkräfte. Eine bessere Wahl hätte er kaum treffen können. Herr Sibley hatte lange Zeit unter den Rothhäuten gewohnt und eine Halbblut-Indianerin geheirathet. Er kannte ihre Sprache wie ihreSitten und war ihnen wohlgesinnt. Er wußte, daß er die schnell zusammengerafften Mannschaften vorsichtig führen und besonders darauf achten mußte, daß sie nicht von den Wilden unverhofft überfallen oder gar in einen Hinterhalt gelockt wurden. Derartige Ueberraschungen können kampfgewohnte Truppen allenfalls überstehen; aber den unerfahrenen Freiwilligen werden sie fast immer verhängnißvoll.

Der Oberst Sibley schlug sein Hauptquartier in St. Peter auf und sammelte dort die ihm zur Verfügung

gestellten Mannschaften. Am fünfundzwanzigsten August bestimmte der Gouverneur Ramsey, daß der Oberst Benjamin F. Smith aus den Rekruten, welche zur Bildung neuer Regimenter gesammelt wurden, um im Rebellionskriege verwendet zu werden, tausend Mann zusammenraffen und dem Obersten Sibley zuführen sollte. Von allen Seiten strömten Freiwillige herbei; meist unbewaffnet, aber kampfesmuthig. Herr Sibley hatte Mühe, die nöthigen Gewehre sammt Schießbedarf herbeizuschaffen.

Die Schnelligkeit, mit welcher die Ansiedler schaarenweise zu den Waffen eilten, gereichte ihnen zu hohem Ruhme. Viele dieser Leute hatten ihre Ernten noch theilweise auf den Feldern; andere waren kleine Geschäftsleute, noch andere Handwerker und Tagelöhner. Alle diese Männer erlitten durch ihren Dienst als Freiwillige erhebliche Verluste und dazu kam noch die Gefahr eines Krieges gegen einen blutdürstigen Feind, von dem bekannt war, daß er seine Gefangenen oft in teuflischer Weise zu Tode marterte.

Kennzeichnend für die Stimmung dieser Freiwilligen; aber auch für die Schwierigkeiten, welche deren Unabhängigkeit, um nicht zu sagen Zuchtlosigkeit, den Befehlshabern veranlaßte, war ein „Streik“, der in einer Reiterabtheilung ausbrach und hier erwähnt werden mag. Der Oberst Sam McPhaill erhielt den Auftrag, mit 180 berittenen Freiwilligen von St. Peter aus so schnell wie möglich nach Fort Ridgely zu ziehen, um der bedrängten Besatzung Hülfe zu leisten. Eine stärkere Infanterie-Abtheilung folgte. Die Mannschaften verließen am sechsundzwanzigsten August St. Peter und die Reiter langten schon am nächsten Morgen am Ziele

ihrer Bestimmung an. Sie waren Tag und Nacht geritten, hatten keinen Feind gesehen und verlangten nun, weiter vorwärts gegen die Indianer geführt zu werden. Sie wurden zunächst bedeutet, daß man auf das Eintreffen des Fußvolkes warten müsse und als dieses am 28. August eintraf, sagte man den Leuten, sie möchten sich nun ausruhen, bis weitere Befehle vom Hauptquartier angelangt wären.

Das war aber nicht nach dem Geschmacke der Leute. Sie sagten ihrem Oberst, sie wären in den Dienst getreten, um die mörderischen Indianer zu vertreiben, zu verfolgen und für die begangenen Mordthaten zu bestrafen; nicht aber um thatenlos in einer Gegend umher zu ziehen, wo kein Indianer mehr zu sehen wäre. Da hätten sie Besseres zu thun. Nach dieser Erklärung bestiegen die meisten dieser freiwilligen Reiter ihre Pferde und trabten heimwärts. Alle Gegenvorstellungen des Obersten erwiesen sich als vergeblich.

Solcher Art waren die Mannschaften, welche zur Unterdrückung des Indianer-Aufstandes zu den Waffen eilten: tapfer und opferwillig; aber eigensinnig und deshalb ganz unzuverlässig. Die Führer konnten nur auf ihre Leute rechnen, wenn sie im Einklange mit deren Wünschen handelten. Von einem einheitlichen Operationsplan, der von einem Oberbefehlshaber entworfen und von den Unterbefehlshabern pünktlich ausgeführt wird, konnte unter solchen Umständen nur bedingungsweise die Rede sein und es litten natürlich die kriegerischen Bewegungen unter diesem Uebelstande, welcher allen Offizieren zur Genüge bekannt war.

Die Zuschauer bei kriegerischen Vorgängen und selbst die Theilnehmer an denselben sind häufig geneigt,

die Schwierigkeiten zu unterschätzen, welche sich den Befehlshabern bieten. Ein Haufen zusammengelaufener muthiger Leute bildet noch keine kampffähige Truppe. Diese Freiwilligen müssen erst mit Waffen und Schießbedarf, mit Lebensmitteln und Kochgeschirr, mit Decken und Zelten, mit Offizieren und Aerzten hinreichend versehen werden. Manche Rekruten sind erst in den Gebrauch der Waffen und in einheitlichen Bewegungen der Truppenkörper zu unterweisen. Geht der Marsch in ein vom Feinde verwüstetes Gebiet, so muß ein Weg sicher gestellt werden, auf welchem Wagen Lebensmittel nachführen und auf welchem, wenn nöthig, auch der Rückzug erfolgen kann. Alle diese Vorbereitungen, an welche viele Leute nicht denken, erfordern Zeit und viel langsamer, als die Betheiligten und die Zuschauer es wünschten, setzte sich auch der Oberst H. H. Sibley in Bewegung. Aber die Verhältnisse gestatteten dem erfahrenen Manne kein so schnelles Vorrücken, wie es die bedrängte Lage der Ansiedlungen wünschenswerth machte.

Inzwischen hatte sich von Fort Ridgeley aus ein Theil der dortigen Mannschaften unter den Kapitänen Grant und Anderson auf den Marsch nach der unteren Indianer-Agentur begeben, um in der dortigen Gegend nach Rothhäuten zu spähen, die Sicherheit wieder herzustellen und die Ermordeten zu begraben. Sie fanden keine Indianer; dagegen siebzig erschlagene Ansiedler, welche sie beerdigten, und eine Frau, welche Mitte August einem Blutbade in der Nähe von Patterson-Rapids entgangen war. Die Unglückliche hatte durch einen Schrotschuß eine furchtbare Wunde erhalten und bis zum 1. September, an welchem Tage man sie fand, sich

in dem Walde verborgen. In diesen vierzehn Tagen lebte sie von einigen Beeren. Das arme Weib war, als man es fand, fast verhungert, mehr todt als lebendig und ganz sprachlos. Sie konnte anfangs nur flüssige Nahrung zu sich nehmen und wurde in einem der Wagen untergebracht, welche die Expedition mit sich führte.

Am Abende des ersten Septembers schlugen die beiden Kapitäne ihr Lager am Birch Cooley, drei Meilen von der unteren Indianer-Agentur auf.

Leider zeigten die Führer bei Auswahl des Lagerplatzes keine große Umsicht. Es fehlte zwar nicht an Wasser und an Holz; aber in der Nähe befand sich eine Schlucht, rings herum hohes Gras und etwa zweihundert Schritt vom Lager ein Gehölz, von wo aus ein Feind die Truppen beschießen konnte.

Die Mannschaften zündeten ihre Feuer an, bereiteten das Abendessen und die beiden Kapitäne stellten um die aufgeschlagenen Zelte herum zehn Schildwachen auf. Die Pferde wurden an die Wagen gebunden.

Bis nach Mitternacht störte nichts die Ruhe des kleinen Lagers, in welchem sich im Ganzen hundert und fünfzig Leute befanden. Aber gegen zwei Uhr Morgens glaubte einer der Posten im hohen Grase einen dunklen Gegenstand zu sehen, der sich bewegte. Er rief „Indianer"; aber gleichzeitig mit seinem Alarm-Rufe krachten Schüsse von allen Seiten und die Rothhäute ließen ihr gräuliches Schlachtgeschrei hören.

Wären sie mit ihren Messern und Tomahawks in das Lager gedrungen, wo die Leute schlaftrunken zu ihren Waffen eilten, so hätten sie wahrscheinlich alle Weißen niedermetzeln können, ehe diese zu wirksamem Widerstand bereit waren. Aber anstatt entschlossen vor-

zugehen, beschränkten sich die Sioux darauf, aus allerdings kurzer Entfernung das Lager zu beschießen.

Die erste Salve tödtete hauptsächlich Pferde, weil die Soldaten meist in ihren Zelten lagen und die Kugeln über sie hinweg gingen. Nachdem die Ueberraschten aber aufgesprungen waren, wurden viele von ihnen getroffen. Inzwischen erklang durch die Nacht der Befehl der Führer: „Werft Euch nieder, sucht Deckung hinter den Wagen und schießt dahin, wo Ihr einen Indianer vermuthet.“

Dieser Befehl wurde befolgt und sobald die Sioux die Kugeln der Vertheidiger pfeifen hörten, zogen sie sich zurück und suchten Schutz vor dem Feuer der Weißen. Die Angegriffenen löschten ihre Lagerfeuer aus und sobald wieder völlige Dunkelheit eingetreten war, hörte von beiden Seiten das Schießen fast ganz auf. Erst am nächsten Morgen begann das Feuergefecht wieder; aber da sich beide Theile möglichst gedeckt hielten, fügten sie einander keine erheblichen Verluste zu.

Am zweiten September Morgens zwei Uhr lauschten im Fort Ridgely einige Posten, indem sie ein Ohr auf die Erde legten, nach irgend einem Geräusch, welches auf den Feind schließen ließ. Sie vernahmen deutlich das Feuern bei Birch Cooley, obschon der Lagerplatz mehr als fünfzehn englische Meilen vom Fort entfernt war.

Die Posten meldeten, was sie vernommen hatten und nachdem der Oberst Sibley, der sein Hauptquartier von St. Peter nach dem Fort Ridgely verlegt, sich durch eigene Wahrnehmung davon überzeugt hatte, daß im Westen ein starkes Feuergefecht im Gange war, sandte er den Obersten McPhaill mit 50 Reitern und 105

Infanteristen den Bedrängten zu Hülfe. Die Truppe nahm eine Kanone mit und trat Vormittags den Marsch an.

Um zwei Uhr Nachmittags stieß sie auf eine berittene Indianer-Schaar, welche bedeutend stärker, als die Mannschaft des Obersten war und einen heftigen Angriff auf letztere machte.

Mittelst der Kanone gelang es McPhaill ohne Schwierigkeiten, den Feind zurückzuschlagen. Aber er hielt weiteres Vorrücken in die ihm unbekannte Gegend und angesichts der Ueberlegenheit des Feindes für zu gewagt und sandte deshalb einen gut berittenen Boten nach dem Fort mit der Bitte um weitere Verstärkungen.

Oberst Sibley brach nun selbst mit allen verfügbaren Leuten und zwei weiteren Kanonen zum Entsatz der vorgerückten Mannschaft auf und nach langem hartnäckigem Kampfe befreite er am Morgen des dritten September die bei Birch Cooley Belagerten. Letztere hatten bei einer Gesammtstärke von 150 Mann einundzwanzig Todte und fünfundvierzig Verwundete verloren, sowie sämmtliche Pferde. Bemerkenswerth ist, daß die verwundete Frau, welche man in einem der Wagen untergebracht hatte, keine weitere Verletzung erhielt, obschon das Fuhrwerk durch Schüsse von verschiedenen Seiten durchlöchert wurde.

Die gesammte Mannschaft trat, nachdem die Todten begraben waren, den Rückzug nach Fort Ridgely an, das sie um Mitternacht erreichte.

Der Erfolg, welchen die Sioux bei Birch Cooley erfochten hatten, stärkte ihren Kampfesmuth wieder etwas und sie zeigten dies durch einzelne Streifzüge.

Aber die Vorbereitungen zu einem entscheidenden Schlage gegen Little Crow nahmen ihren Fortgang.

Oberst Sibley, der die Indianer genau kannte, hatte in Birch Cooley vor seiner Rückkehr nach dem Fort, auf einer Stange ein Schreiben zurückgelassen, welches folgendermaßen lautete: „Falls Little Crow mir Vorschläge machen will, mag er mir einen Halbblut-Indianer senden. Derselbe wird auf seinem Wege zum Lager und zurück geschützt werden. H. H. Sibley, Oberst und Befehlshaber der militärischen Expedition.“ Dieses Schreiben hatte den Zweck, wenn irgend möglich Auskunft über das Schicksal der Gefangenen zu erhalten.

Am Abend des siebenten September erschien vor dem Fort ein mit einem Maulesel bespanntes Fuhrwerk, welches eine weiße Fahne führte. Auf dem Wagen befanden sich Thomas Robertson und Thomas Robinson, welche ein Schreiben des Sioux-Häuptlings überbrachten. Dasselbe lautete folgendermaßen:

Yellow Medicine, 7. September 1862.

„Geehrter Herr. Aus welchen Gründen wir diesen Krieg begonnen haben, will ich Ihnen sagen. Major Gilbrait ist schuld. Wir machten einen Vertrag mit der Regierung, wonach wir Weniges für Vieles erhalten sollten. Aber wir bekamen auch das Wenige nicht und als unsere Kinder schon vor Hunger starben, sagte der Händler Myrick, die Indianer sollten Gras oder ihren eigenen Dung fressen. Herr Forbes sagte den Sioux an der unteren Agentur, sie wären keine Männer. Robert wäre mit seinen Freunden an der Arbeit, uns um unser Geld zu betrügen. Wenn meine jungen Männer die Weißen bedrängt haben, bin ich verantwortlich.

Lassen Sie den Gouverneur dies wissen. Ich habe viele Gefangene, Frauen und Kinder. Die Winnebagoes haben mitgefochten. Zwei sind getödtet worden. Wir sind also nicht allein schuldig. Senden Sie mir durch die Ueberbringer Antwort. Achtungsvoll, Ihr Freund X" (Handzeichen von Little Crow).

Am nächsten Morgen sandte der Oberst dem Indianer-Häuptling folgendes Schreiben:

„Little Crow! Sie haben viele unserer Leute ohne Grund ermordet. Schicken Sie mir Ihre Gefangenen unter einer Parlamentär-Flagge; dann werde ich mit Ihnen wie ein Mann reden. H. H. Sibley, Oberst und Befehlshaber der militärischen Expedition."

Auf diesen Brief antwortete Little Crow unter dem 12. September, er habe hundert und fünfzig weiße Gefangene (junge Frauen und Mädchen); anderswo seien noch mehr Gefangene. Er wolle hören, unter welchen Bedingungen er Frieden schließen könnte. Die Gefangenen würden gut behandelt.

Der Ueberbringer dieser Zeilen, ein Halbblut-Indianer Namens A. J. Campbell, erhielt folgenden Brief:

„An Little Crow, Sioux-Häuptling. Ihr heutiges Schreiben habe ich erhalten. Sie haben nicht meinem Wunsche gemäß die Gefangenen frei gelassen. Das sollten Sie thun. Ihren ersten Brief habe ich an den Gouverneur geschickt, aber noch keine Antwort erhalten. Seit Sie ihren ersten Brief schrieben, haben Sie Ihren jungen Leuten erlaubt, neun weitere Mordthaten zu begehen. Ist das die Art, Fieden zu schließen? H. H. Sibley, Oberst."

Am zwölften September erhielt Herr Sibley auch von einem anderen Sioux-Häuptling, Namens Wa-

bashaw, ein Schreiben, in welchem dieser versicherte, daß er ein Freund der Civilisation und des Christenthums wäre. Wabashaw nannte Little Crow einen Friedensstörer und erbot sich, mit allen den Weißen freundlichen Sioux und möglichst vielen Gefangenen nach einem zu vereinbarenden Platz zu kommen.

Da dieses Anerbieten eine Kriegslist sein konnte, die einen Ueberfall einleiten sollte, entgegnete Sibley, er sei mit einer starken Macht im Begriffe, die Mörder der unschuldigen Weißen zu strafen. Unschuldigen Indianern würde Nichts geschehen. Wabashaw möge zum Lager der Weißen kommen, aber nur bei Tag und mit einer weißen Flagge und mit so vielen Gefangenen, wie er befreien könne.

Da bis zum sechszehnten September auf die letzten beiden Schreiben keine Antwort eingelaufen war und die Hoffnung auf Befreiung der unglücklichen Gefangenen durch Verhandlungen sich nicht erfüllt hatte, brach Sibley an dem genannten Tage gegen Little Crow auf.

Durch seine Späher hatte er erfahren, daß der Sioux-Häuptling alle seine Leute zusammengezogen hätte und kampfbereit sei. Der Feind war stark, verschlagen und kühn; Oberst Sibley ging daher nur am Tage vor und zwar gedeckt durch Späher auf allen Seiten.

Am Abend des zweiundzwanzigsten September lagerte der Oberst mit fast viertausend Mann am Wood Lake nahe dem Yellow Medicine Fluß.

Um sieben Uhr am nächsten Morgen griffen die Indianer Sibley's Streitkräfte an und zwei Stunden lang tobte der Kampf unentschieden. Little Crow feuerte seine Krieger selbst zum Angriff an.

Aber obschon 7000 bis 8000 Mann zwei Stunden lang im Kampfe standen und obgleich die Artillerie der Weißen viel Pulver verknallte, waren die Verluste, welche diese „Schlacht“ im Gefolge hatte, in Anbetracht der Zahl der Kämpfenden und der Kampfesdauer nur gering. Die Weißen hatten vier Todte und weniger als fünfzig Verwundete; die Indianer ließen vierzehn Todte auf dem Schlachtfelde zurück. Die geringen Verluste werden, wie schon erwähnt wurde, durch den Umstand erklärt, daß in den Indianerkämpfen beide Theile möglichst gedeckt fechten.

Oberst Sibley und alle Weißen, welche im Kampfe mit den Rothhäuten Erfahrung hatten, waren erstaunt darüber, daß Little Crow auch am Wood Lake wieder von der indianischen Kriegsweise abwich und einem Ueberfalle bei Nacht einen Kampf bei Tage vorzog. Was den Sioux-Häuptling veranlaßte, bei New Ulm, Fort Ridgely und Wood Lake statt bei Nacht am Tage zu kämpfen, ist niemals festgestellt worden. Jedenfalls hat Little Crow dadurch die ohnehin geringe Möglichkeit des Erfolges noch sehr beeinträchtigt.

Wegen Mangels an Reiterei konnte Sibley die flüchtigen Feinde nicht thatkräftig verfolgen; aber letztere waren trotzdem durch die erlittenen Niederlagen sehr entmuthigt. Der Häuptling Wabashaw trennte sich mit 150 Kriegern sofort von der Hauptmacht und schlug ein Lager am Lac qui parle auf; gegenüber der Mündung des Chippewa-Flusses. Wabasha verschanzte sich, weil er einen Angriff von Seiten Little Crow's fürchtete; benachrichtigte aber den Oberst Sibley, daß er bereit sei, sich sammt seinen Gefangenen den Weißen zu ergeben.

Die Streitmacht der Weißen langte am sechsundzwanzigsten September in der Nähe des Indianer-Lagers an, die Zelte wurden etwa fünfzehnhundert Fuß vom letzteren aufgeschlagen und um zwei Uhr Nachmittags ritt Sibley, bis an das Lager von zwei Kompagnien Infanterie begleitet, auf die Zelte Wabashaw's zu. Er forderte Wabashaw auf, seine Unterhäuptlinge zusammen zu rufen und hielt letzteren in der Mitte ihres Lagers eine Rede in der Sioux-Sprache. Er sagte den Sioux, daß er gekommen sei, die Schuldigen zu strafen und verlangte, daß alle Gefangenen sofort in das Lager der Weißen gesendet würden.

Mehrere der Häuptlinge antworteten und verdammten in ihren Reden auf das Entschiedenste Little Crow und dessen Anhänger, welche die Sioux in diesen beklagenswerthen Krieg getrieben hätten, der von ihnen stets gemißbilligt worden sei. Sie seien alle unschuldig an den begangenen Mordthaten und sie fügten hinzu, daß sie es nicht gewagt haben würden, dem Obersten die Hand zu schütteln, wenn an ihren eigenen Händen Blut geklebt hätte.

An Gefangenen hatte Wabashaw einundneunzig Weiße und hundertfünfzig Halbblut-Indianer, welche er dem Oberst Sibley auslieferte.

Die meisten der Mädchen und jungen Frauen waren außer sich vor Freude über die Befreiung aus der furchtbaren Gefangenschaft, in welcher sie fortwährenden Mißhandlungen ausgesetzt wurden; aber einzelne waren durch letztere stumpfsinnig geworden und der Wechsel ihrer Lage schien auf sie gar keinen Eindruck zu machen.

Der Oberst setzte sofort ein Kriegsgericht ein, welches zunächst die Aussagen der Gefangenen entgegennahm.

Als werthvoller Zeuge erwies sich ein Mulatte, Namens Godfrey, welcher mit einer Indianerin verheirathet war und sich besonders in der Nachbarschaft von New Ulm durch seine Greuelthaten ausgezeichnet hatte. Godfrey gab letztere zu, behauptete aber, unter Zwang von Seiten der Indianer gehandelt zu haben, und gegen letztere legte er dann Zeugniß ab, durch welches Viele der grauenhaftesten Verbrechen überführt wurden. Herr Sibley und andere Offiziere waren anfangs nicht geneigt, den Aussagen des Mulatten großes Gewicht beizulegen; aber der Kerl schilderte die entsetzlichen Vorgänge so ausführlich, daß die Beschreibungen keine Phantasie-Gebilde sein konnten und, da endlich die meisten Angeklagten eingestanden, daß die Aussagen Godfrey's in allen Theilen richtig seien, so wurde er ein sehr werthvoller Zeuge, ohne welchen die Verurtheilung der scheußlichsten Mörder unmöglich gewesen wäre.

Die Aussagen des Mulatten ließen erst erkennen, welche unsäglichen Martern viele Ansiedler und deren Kinder vor ihrem Tode durch Indianerhand zu erdulden hatten und welches schreckliche Schicksal die Mädchen und jungen Frauen heimsuchte, die als Gefangene in die Hände der Wilden fielen. Wir wollen über dieses schaurige Zeugniß nicht weiter berichten, das erkennen läßt, bis zu welchem Grade die Bestie im Menschen die Herrschaft über seine edleren Gefühle gewinnen kann.

Little Crow zog sich mit den ihm treu gebliebenen Leuten, etwa 100 Krieger stark, zuerst nach dem Big Stone Lake zurück und dann weiter nach den Yankton Sioux, welche am St. Jarmes-Fluß in Dakota ansässig waren.

Oberst Sibley erfuhr durch seine Kundschafter, in welch ungünstiger Lage Little Crow sich befand und er würde den Sioux-Häuptling leicht eingeholt haben, wenn es ihm nicht an Reiterei gefehlt hätte.

Viele Häuptlinge und Krieger, welche Little Crow verlassen hatten, suchten das Lager Sibley's auf, um Verzeihung oder leichte Strafen zu erbitten. Viele der früheren Bundesgenossen des flüchtigen Sioux-Häuptlings hatten aber ein gemeinschaftliches Lager bezogen in der Hoffnung, daß Sibley sie nicht weiter beachten würde. Aber darin täuschten sie sich. Am fünften Oktober sandte der Oberst Boten in jenes Lager, welche erklärten, der Oberbefehlshaber der Weißen würde der Reihe nach Alle verfolgen und niederwerfen, welche ihre Waffen gegen unsere Regierung erhoben hätten; sie könnten für sich und ihre Familien nur auf Gnade hoffen, wenn sie sich sofort ergeben würden.

Bis dahin waren im Ganzen hundert und sieben weiße Gefangene und hundert und zweiundsechszig Halbblut-Indianer ausgeliefert worden. Etwa fünfzehn weiße Mädchen, welche Häuptlinge oder hervorragende Krieger zu ihren Weibern gemacht hatten, befanden sich noch bei der flüchtenden Bande LittleCrow's; ebenso ein weißer Knabe, der den Indianern als Fuhrknecht diente.

Dagegen hatten mehr als zwei tausend Indianer, welche an dem Aufstand betheiligt waren, ihre Unterwerfung angezeigt und am achten Oktober stand keine größere Anzahl Rothhäute in den Ansiedlungen des westlichen Minnesota mehr im Felde.

Allerdings befanden sich noch einige versprengte Indianer-Banden in jenem Theile des Staates; aber Herr

Sibley verfolgte dieselben durch Streif-Commandos und suchte sie unter die Botmäßigkeit des Staates zu bringen.

Wir betrachten es nicht als unsere Aufgabe, den Grenzkrieg, der damals tobte, in allen Einzelnheiten zu schildern. Wir haben den Lesern ein Bild gegeben von den Gefahren der Ansiedler, von dem muthigen Widerstande, den sie leisteten, und von der Opferwilligkeit, mit welcher aus allen Theilen des Staates Hülfe gewährt wurde.

Das Kriegsgericht, welches der Oberst Sibley eingesetzt hatte, verurtheilte nach eingehender Untersuchung und nach Vernehmung der verhältnißmäßig wenigen Personen, die von den Grausamkeiten der Angeklagten Zeugniß ablegen konnten, (da fast alle Opfer derselben todt waren), dreihundert und drei Gefangene zum Tode und achtzehn zu Gefängnißstrafen.

Ein und dreißigster Abschnitt.

Nachdem White, Arthur, Donatus und Benno am Waldesrande gegenüber dem Radloff'schen Hause übernachtet hatten, suchten sie am nächsten Morgen nach Spuren des Feindes. Donatus und Arthur gingen östlich nach Wilson's Hause zu; während White und Benno sich westlich wendeten. In einer Stunde wollten die vier Männer sich am Ausgangspunkte wieder zusammen finden.

Arthur und Donatus konnten trotz des Thaus, der ihre Füße näßte, nirgendwo irgend welche frischen In-

dianer-Spuren entdecken. Als sie das Wilson'sche Haus eine Weile vom Walde aus beobachtet und kein lebendes Wesen bemerkt hatten, gingen sie mit schußfertigen Gewehren näher. Die Hausthüre stand offen. Sie traten ein. Nichts rührte sich. Sie durchschritten die wohlbekannten Räume und fanden, daß dieselben allerdings theilweise verunreinigt waren; aber der angerichtete Schaden schien nicht so groß, wie sie erwartet hatten. Denn beim Beginn der Belagerung fürchteten die Ansiedler, daß die Indianer das Wilson'sche Haus niederbrennen würden.

Die beiden jungen Leute waren schon vor Ablauf einer Stunde nach dem Ausgangsplatze zurückgekehrt; aber sie mußten auf Benno und White warten.

„Das lange Ausbleiben des Trappers beweist, daß er eine Spur gefunden hat," sagte Arthur, „und der Umstand, daß wir keinen Schuß gehört haben, läßt darauf schließen, daß der Feind über alle Berge ist."

„Das ist wohl möglich," antwortete Werner; „möglich ist aber auch, daß White eine Fährte entdeckt hat, daß der Feind noch in der Nähe weilt und daß unser Freund alle Umstände feststellen will, ehe er uns aufsucht."

„Wenn es sich um einen mehrtägigen Verfolgungsmarsch handelt, dann könnte mein Heldenbein am Ende den Dienst versagen," meinte Arthur. „Die Wunde ist zwar nahezu verheilt; aber noch nicht ganz und ein mehrtägiger Marsch ist mehr, als ihr zugemuthet werden darf."

„Dann solltest Du Johnson an Deine Stelle treten lassen," schlug Donatus vor. „Du weißt, wie gern

dieser tapfere Plattdeutsche die Expedition mitmachen wollte."

„Ich selbst will mit dem elenden Mestizen endgültig abrechnen, der Irma raubte und uns so hart bedrängt hat," erklärte Arthur. „Wir werden ja sehen, wie die Dinge liegen. Einen Tag oder zwei halte ich das Marschiren schon aus. Handelt es sich aber um eine längere Jagd, so mag Johnson an meine Stelle treten."

Jetzt hörten die beiden jungen Leute Schritte und kurze Zeit darauf erschienen White und Benno auf dem Lagerplatz.

„Slippery Jim und seine Gefährten haben in Ihrer Baracke übernachtet, Herr Werner," berichtete der Trapper. „Die Strolche können höchstens eine halbe Stunde vor unserer Ankunft das Nest verlassen haben. Die Spuren im Thau waren noch ganz frisch. Es sind vier Mann. Wir verfolgten ihre Spur. Sie sind über den Cottonwood-Fluß südwärts gegangen. Das erscheint mir als ein Beweis, daß sie zurückkehren und uns nochmals angreifen wollen. Wären sie mit der Absicht aufgebrochen, ihre Häute in Sicherheit zu bringen, so hätten sie sich nach Westen oder nach Norden gewendet. Sie wollen uns sicher machen und uns dann überfallen. Wenn wir tüchtig ausschreiten, können wir die vier Halsabschneider heut Abend erreichen und ihre Lebenslichter ausblasen. Wie steht es mit Ihren Wunden?"

Auf diese Anfrage wiederholte Arthur, was er soeben gesagt, und Werner erklärte, daß der Streifschuß am Arm fast ganz verheilt sei und ihn jedenfalls nicht hindern würde, durch einen Gewaltmarsch den Feind einzuholen."

„Ich rechne, daß die vier Kerle sich ganz sicher vor Verfolgung wähnen und deshalb sehr gemächlich ausschreiten werden," sagte White. „Wenn Sie bis zum Abend gehen können, werden wir Slippery Jim und seine Spießgesellen ganz gewiß einholen und wir können sie ohne Zweifel überraschen. Und fünf Minuten später werden dann vier Halsabschneider weniger im Staate Minnesota leben. — Werden Sie zehn Stunden gehen können?"

„Ich denke wohl und will es jedenfalls versuchen," erklärte Arthur. „Es ist meine Pflicht, den Kampf mit dem Mestizen auszufechten und ich will meine ganze Kraft daran setzen."

„Slippery Jim ist ein starker, gewandter Mensch und ein ziemlich guter Schütze," sagte White. „Ich halte es für ein tadelnswerthes Wagniß, wenn Sie in Ihrem Zustande zehn Stunden marschiren und dann eine Art Zweikampf mit dem Kerl aufführen wollen. Denn so fasse ich Ihre Erklärung auf. Ich bin Ihr Freund und Ihnen gern zu Diensten; aber bei einem solchen Unternehmen werde ich Ihnen nicht behülflich sein."

„Ich meine auch, daß die Chancen in einem solchen Zweikampf für Dich fast so ungünstig wären, wie die Ivanhoes in dem Rennen gegen den Tempelritter, als ein Gottesurtheil über die als Hexe angeklagte schöne Jüdin entscheiden sollte," sagte Werner. „Es handelt sich hier um keine Zweikämpfe, sondern um Beseitigung von Verbrechern. Ein Kerl wie Slippery Jim ist Dir gegenüber gar nicht satisfactionsfähig."

„Er hat Irma entführt und uns geschädigt, wo er konnte, und ist meiner Rache verfallen," grollte Arthur.

„Die Entführung Irma's zu rächen, bin ich als ihr Bruder doch auch berechtigt," sagte Benno vermittelnd, „und geschädigt hat er uns Alle; mithin sind wir auch Alle berechtigt, ihn zu bestrafen."

„Wohlan denn," erklärte Arthur. „Ich werde mich der Verfolgung anschließen, so weit ich kann. Ich bin ziemlich sicher, daß ich bis zum Abend aushalten werde. Der Angriff auf die vier Hallunken mag dann ein allgemeiner sein."

„Am einfachsten ist ein Ueberfall," schlug White vor. „Da schießen wir die Kerle nieder, ehe sie zur Besinnung kommen."

Donatus sah den Trapper ganz erstaunt an. „Sie wollen die vier Leute niederschießen, ohne daß ihnen eine Gelegenheit gegeben wird, sich zum Kampfe zu stellen?"

„Freilich will ich das, wenn ich kann," entgegnete White trocken.

Ich muß gestehen, daß mir das gegen das Gefühl geht," erklärte Werner. „Ich bin bereit, die vier Leute zu bekämpfen und sie im Kampfe zu tödten; aber es widerstrebt mir, die Kerle in wehrloser Verfassung niederzuschießen, wie tolle Hunde."

White schüttelte den Kopf. „Sie haben eben noch gesagt, daß es sich um Beseitigung von Verbrechern handelt, die Herrn Arthur moralisch nicht ebenbürtig sind und daß dieser deshalb mit Slippery Jim keinen Zweikampf bestehen könnte. Jetzt wollen Sie aber mit jenen Verbrechern einen Achtkampf aufführen. Darin sehe ich keinen Sinn. Wir haben ein moralisches Recht, die Strolche ebenso zu bekämpfen, wie sie uns befehden

und deshalb befürworte ich einen gut geplanten Ueberfall."

„Zwischen einem Zweikampf und einem allgemeinen Angriff besteht doch ein Unterschied," sprach Werner seine Ansicht vertheidigend. „Der Umstand, daß Slippery Jim und seine Genossen ihre Gegner im Schlafe überfallen und ermorden, macht solche Handlungsweise nicht respectabel oder gar nachahmenswerth. Wir sollten meiner Ansicht nach nicht zu der Kampfesweise jener Leute hinabsteigen, sondern unsern Streit wie weiße Männer ausfechten."

Arthur und Benno schlossen sich der Meinung Werner's an und White sagte in Folge dessen: „Wenn Ihr jungen Leute auf Grund romantischer Vorstellungen Euer Leben unnützer Weise in Gefahr bringen wollt, so werde ich Euch deshalb nicht verlassen. Ich habe ja ohnehin nur noch wenige Jahre zu leben. Aber ich erkläre hiermit auf die Gefahr hin, daß Ihr das sehr übel nehmt, daß ich es für heillosen Unsinn halte, das Leben und die Gesundheit anständiger Menschen bei der Beseitigung bösartiger Verbrecher in ganz überflüssiger Weise zu gefährden. Nach Eurer Auffassung dürfte man auch eine Klapperschlange nicht tödten, ohne ihr eine Gelegenheit gegeben zu haben, sich zur Wehre zu setzen. Doch nun laßt uns aufbrechen."

Die drei jungen Leute eilten noch schnell einmal in das Blockhaus, erstatteten Meldung über ihr Vorhaben und kehrten dann zu White zurück, der im Walde geblieben war; weil er, wie er sagte, bei den nochmaligen Abschiedsfeierlichkeiten der Jünglinge nicht stören wollte.

White übernahm die Führung. An einer Stelle, wo der im Sommer sehr flache Cottonwood-Fluß besonders niedrig war, wurde letzterer überschritten und dann folgten die vier Weißen den sehr deutlichen Spuren der Feinde. Die Fährte verlor sich alsbald auf der nächsten Landstraße, welche südlich führte. Der Trapper durchsuchte sorgfältig das Gras an beiden Seiten des Weges und dann letzteren selbst. Die Straße war seit dem Ausbruch der Indianer-Unruhen fast gar nicht benutzt worden und es wurde deshalb White nicht sehr schwer, die Spuren Slippery Jim's und seiner Gefährten aufzufinden. .

„Die Strolche sind, wie ich erwartete, ziemlich sorglos und fürchten offenbar keine Verfolgung," sagte White. „Die Leutchen unterschätzen uns und das ist immer ein Fehler. Wollen Sie, Herr Werner, auf der linken Seite der Straße bleiben und sorgfältig darauf achten, ob irgendwo das Gras niedergetreten ist. Sie, Herr Radloff, nehmen die rechte Seite des Weges und Herr Arthur wird mit mir die Spur verfolgen."

So schritten die vier Männer munter vorwärts; doch wurde überall, wo der Wald sich bis an die Straße zog, Vorsicht beobachtet, um einen Hinterhalt zu vermeiden. Um ein Uhr erreichten die Weißen eine Stelle, an welcher die Indianer an einer Quelle rechts vom Wege gerastet und gegessen hatten. Die Verfolger thaten das Gleiche und setzten alsbald die Jagd fort. Arthur ertrug die Anstrengungen ziemlich gut und gegen Abend erblickten sie vor sich auf dem ansteigenden Wege vier Gestalten, welche sich am Himmel scharf abzeichneten. Es waren die Gesuchten. Die Verfolger blieben nun etwas zurück und begaben sich erst, als die Däm-

merung bevorstand, wieder auf die Verfolgung. Alsbald erreichten sie eine Stelle am Wege, wo die Indianer links abgewichen waren. In kurzer Entfernung von der Landstraße war ein kleines Gehölz sichtbar, in welchem Slippery Jim und seine Genossen offenbar übernachten wollten.

Hier mußte es zum Kampfe kommen und die Verfolger suchten Deckung hinter einem Gebüsch, um ungesehen ihr Abendbrot einzunehmen und über den bevorstehenden Angriff zu berathen.

„Wir müssen die Leute natürlich entweder im Walde angreifen, oder wenn sie aus dem Gehölze herauskommen," sagte White. „Falls wir hier gute Wacht halten, können wir morgen früh, wenn die Kerle wieder diese Straße gewinnen wollen, jeden Einzelnen so bequem niederschießen, wie ein Prairie-Huhn, das auf einem Zaunpfahl sitzt. Das wäre das Zweckmäßigste; da es aber mit den romantischen Ideen der jungen Herren nicht im Einklange steht, so müssen wir einen anderen Plan fassen."

„Ich schlage vor, daß wir vor Einbruch der Dunkelheit in jenes Gehölz dringen, daß Herr White sein Kriegsgeschrei erschallen läßt und daß wir alsdann den Kampf beginnen. Versuchen die Feinde zu entweichen, so müssen sie aus dem kleinen Gehölz auf die Prairie flüchten und dort können wir sie leicht niederschießen. Sie müssen sich also stellen und den Kampf ausfechten."

Dieser Vorschlag Arthur's wurde zum Beschlusse erhoben und nachdem das Abendessen eingenommen war, schlichen sich die Verfolger durch eine leichte Bodensenkung bis in die Nähe des Wäldchens, das sie, ohne ent-

deckt zu werden, erreichten. Die Indianer fürchteten offenbar keine Verfolgung.

Die Weißen näherten sich vorsichtig einer Stelle, wo ein Feuerschein anzeigte, daß Slippery Jim dort sein Lager aufgeschlagen hatte. Die beiden Mestizen und die beiden Indianer rauchten ihre Pfeifen, als ob sie sich in ihren Zelten befänden und keinen Angriff zu befürchten hätten.

Da ertönte der Adlerschrei. Die geübten Ohren der um das Feuer Lagernden erkannten sofort, daß der Ton nicht aus den Lüften, sondern aus dem Wäldchen kam. Sie wußten, daß der Adler auf ihrer Spur war und sie vermutheten, daß er Gefährten hatte. Sie ergriffen daher die neben ihnen liegenden Gewehre, sprangen auf und suchten hinter den nächsten Bäumen Deckung zu gewinnen. Da krachte die Büchse White's und Slippery Jim stürzte nieder. Abermals ertönte der Adlerschrei, den jetzt die Feinde mit ihrem Schlachtruf beantworteten und eine Kugel aus Red Jack's Büchse schlug in den Eichbaum, hinter welchem der Trapper stand.

„Sicher ist sicher," sagte dieser, seine Büchse wieder ladend. „Ich lasse mich auf keine romantischen Flausen ein und schieße auf meinen Mann, wo ich ihn finde. — Nun deckt Euch, meine jungen Freunde, damit wir keinen von Euch auf einer Bahre heimtragen müssen."

Das hatten die drei jungen Leute gethan und sie bemerkten jetzt, daß die Feinde sich langsam zurückzogen; wahrscheinlich in der Hoffnung, nach Einbruch der Dunkelheit entwischen zu können.

Dabei gab der „Donner" sich eine Blöße und eine Kugel Arthur's zerschmetterte ihm den rechten Arm.

White war von seinem verdeckten Platze hinter der Eiche verschwunden und Arthur's Augen suchten den Trapper vergeblich. Da blitzte wieder ein Schuß auf, abermals erklang der Adlerruf und hinter einem Ahornbaum brach Red Jack zusammen.

„Der Kerl schoß nach mir und er hat jetzt seinen Lohn," sagte White und rief dann mit lauter Stimme: „Wenn Euch beiden Indianern Eure Pelze lieb sind, dann kommt hierher und legt Euere Büchsen nieder."

Der „Donner" und der „stehende Bär" kamen heran und thaten, wie ihnen geboten war.

White nahm die Waffen der beiden Gefangenen und der Gefallenen an sich und sagte dann: „Jetzt geht in Euere Dörfer. Treffen wir Euch noch einmal auf dem Kriegspfade, dann schießen wir Euch ohne Gnade nieder."

„Wie können zwei Krieger ohne Waffen in ihre Dörfer kommen?" fragte der „stehende Bär".

„Das ist Euere Sache," entgegnete White trocken. „Ihr habt die gute Behandlung nicht verdient, die Euch widerfährt. Jetzt packt Euch fort und zwar schnell, ehe unsere Nachsicht uns leid wird."

Die Indianer gehorchten und zogen, nachdem sie die Landstraße überschritten, westlich weiter, wo zur Zeit die Winnebagoes ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Nachdem sich White überzeugt hatte, daß die beiden Mestizen todt waren, entschuldigte er sich bei Arthur und Benno, daß er das Rachewerk in seine Hand genommen und suchte dann einen Platz für das Nachtlager, das unter einer Eiche aufgeschlagen wurde. Die vier Männer hielten abwechselnd Wache und mit Anbruch des nächsten Tages traten sie den Heimmarsch an,

nachdem sie die Büchsen der beiden Mestizen und Indianer zerschlagen hatten.

Gegen Abend trafen die vier Männer im Blockhause ein; ermüdet, aber doch froh, daß der Zweck des Zuges erfüllt war.

Nach dem Abendessen berichtete Arthur, dessen Wunde übrigens wieder stärker schmerzte, als vor zwei Tagen, auf allgemeinen Wunsch sehr eingehend über die Verfolgung der Gegner und über das Zusammentreffen mit letzteren. Der junge Mann konnte sein Mißvergnügen darüber nicht ganz verhehlen, daß der Trapper die beiden Halbblut-Indianer getödtet und dadurch dem Kampfe für die anderen Betheiligten allen Reiz geraubt hätte. White legte seine Ansichten über die romantischen Schrullen der jungen Leute dar und erklärte, er glaube sowohl im Sinne des gesunden Menschenverstandes, wie auch nach Wunsch der Mütter und der jungen Damen gehandelt zu haben, als er die beiden Mestizen hinderte, noch mehr Unheil anzurichten und am Ende gar einen der romantischen drei Helden zu erschießen.

Mit diesen Auseinandersetzungen fand White nicht nur bei sämmtlichen Damen, sondern auch bei den Männern Beifall; ja die impulsive Mary ging zu dem alten Trapper, gab ihm einen Kuß und sagte: „Da haben Sie gut und weise gehandelt, Onkel White, und wir Alle sagen Ihnen unseren herzlichen Dank für Ihr schnelles Schießen, durch welches Sie vielleicht Tod und Jammer von diesem Hause ferngehalten haben."

Zweiunddreißigster Abschnitt.

Nachdem die Mestizen ihr verdientes Ende gefunden hatten und der Oberst Sibley mit seinen Mannschaften über Fort Ridgely hinausgezogen war, beschlossen die Ansiedler am CottonwoodFlusse, ihre Häuser wieder wohnlich einzurichten; beziehungsweise das Haus Werner's zu vollenden. Allerdings streiften immer noch einzelne Indianer und kleine Banden umher und Vorsicht war geboten. Aber man beschloß doch zur alten Ordnung der Dinge zurückzukehren. Braun und Johnson begaben sich nach New Ulm, Mankato und St. Peter, um Handwerker zu werben, welche die zerstörten Baulichkeiten auf der Radloff'schen Besitzung wieder errichten und die Gebäude Werner's vollenden sollten.

Es war in jener Gegend nicht leicht, für solche Arbeit die geeigneten Leute zu finden; denn viele Handwerker hatten sich geflüchtet, andere waren unter Oberst Sibley's Befehl gegen die Indianer gezogen und die übrigen hatten in New Ulm vollauf zu thun; denn es fanden sich doch von den Abgezogenen bald manche wieder ein, um ihr altes Heim für Wohnzwecke herzurichten.

Dennoch trieben Johnson und Braun vier Männer auf, welche bereit und im Stande waren, die nöthigen Arbeiten zu verrichten. Sie nahmen in der Baracke Quartier. Die Pferde, Kühe und Ackergeräthschaften wurden von St. Peter herbeigeholt und der landwirthschaftliche Betrieb wieder aufgenommen. Allerdings streifte White mit dem einen oder anderen Begleiter in der Nachbarschaft umher, nach Indianerspuren Ausschau haltend; aber es fanden keine ernstlichen Störun-

gen durch die Rothhäute statt, obschon sich noch vereinzelte Indianer umhertrieben, auf die Gefahr hin, „beseitigt" zu werden. Denn seit dem Aufstand erschoß jeder Weiße jeden Indianer, dessen er ansichtig wurde, ohne nach der Schuld oder Unschuld der Rothhaut zu fragen. „Der beste Indianer ist ein todter Indianer" hieß es und danach wurde verfahren.

Zu den ersten Maßregeln der Ansiedler gehörte die Beerdigung des Mannes, den sie nur als John Smith kannten, auf dem Friedhofe von New Ulm. Ein Grabstein enthielt die kurze Inschrift: „John Smith starb am 16. August 1862 für Andere."

Donatus erwartete täglich den Besuch Brenneck's. Statt dessen traf aus New Ulm ein Brief ein, welcher lautete:

„Mein lieber junger Freund!

Es wird Sie vielleicht befremdet haben, daß Sie noch nicht von mir hörten und ich glaube Ihnen eine Erklärung schuldig zu sein. Nachdem Oberst Sibley eine genügende Streitkraft gesammelt hatte, um Ihre Gegend vor weiteren Indianer-Angriffen zu schützen und Ihre Lage demnach bei Beobachtung angemessener Vorsicht gefahrlos geworden, erhielt ich einen Brief von einem New Yorker Geschäftsfreunde, welcher meine Anwesenheit in diesem Sodom als wünschenswerth erscheinen ließ. Mit meinen geschäftlichen Angelegenheiten will ich Sie nicht behellgen und Ihnen nur einige Mittheilungen senden, welche Sie interessiren dürften.

„Herr Eastman hat sich von dem alten Bunsen getrennt; seine schöne Tochter hat dem jungen Bunsen einen Korb gegeben. Dieser junge Mann und verun-

glückte Spekulationen hatten den älteren Biedermann ruinirt und er hat sich erschossen; einen schnellen Tod der Armuth vorziehend. Sein Sprößling ist gänzlich verkommen und er wird bald im Armenhause, oder im Gefängniß enden. Ihren anderen hiesigen Bekannten geht es gut; hoffentlich auch Ihnen und Ihren Freunden. Mt besten Grüßen verbleibe ich Ihr ergebenster

Wolfgang Brenneck."

Werner beantwortete dieses Schreiben umgehend und theilte seinem Freunde mit, daß er im Frühjahr mit Arthur, Benno, White und noch einigen Begleitern nach Idaho ziehen würde, um einige Wünsche des verstorbenen Herrn Smith zu erfüllen.

Er stellte sich Brenneck vor, wie dieser über das abenteuerliche Unternehmen lächelte und war auf einen spöttischen Brief gefaßt. Darin wurde er aber enttäuscht. Der Deutsch-Amerikaner antwortete vielmehr, es freue ihn, bei den jungen Leuten am Cottonwood-Fluß soviel Pietät, Idealismus und Wagemuth zu sehen. Wäre er selbst nicht durch wichtige Angelegenheiten in New York gefesselt, so würde er sich den jungen Männern gerne anschließen.

Inzwischen dauerte bei den vertriebenen in St. Peter, Mankato und anderen Orten auf einen Umschwung der Dinge wartenden Ansiedlern das Gefühl der Unsicherheit fort. Es lag die Gefahr vor, daß die Leute des Wartens müde und nach anderen Gegenden ziehen würden.

Der Gouverneur Ramsey erkannte die Lage der Dinge sehr wohl und um sie zu ändern bewirkte er die Versetzung des Oberstleutnants Wilhelm Pfänder in

den Grenzdienst. Mit ihm, der sich um die Besiedelung New Ulms und der umliegenden Gegend sehr verdient gemacht hatte, berieth er über die geeigneten Maßregeln, um die Ansiedler zur Rückkehr auf ihre Farmen zu veranlassen. Pfänder gab dem Gouverneur den Rath, aus den vertriebenen Männern drei oder vier Milizkompagnien zu bilden; die Leute auf einige Monate in Sold zu nehmen und dann von ihnen die Gegend durchsuchen zu lassen, in welcher ihre Heimstätten lagen. Dadurch würden die dort noch etwa herumlungernden Indianer vertrieben und die Miliz-Soldaten überzeugt werden, daß nunmehr dort Sicherheit herrsche und sie ihre Familien getrost wieder heimführen könnten.

Der Gouverneur fand den Rath Pfänder's vortrefflich und die damals in St. Paul tagende Staatsgesetzgebung von Minnesota bewilligte sofort die zur Ausführung des Planes nöthigen Mittel. Sobald unter den Farmern, welche die Rückkehr auf ihre Heimstätten ersehnten, bekannt gemacht wurde, daß sie unter dem Oberbefehl Pfänder's Compagnien zur Wiederherstellung der Sicherheit in den Ansiedlungen bilden sollten, meldeten sie sich schaarenweise. Auch White, Arthur, Donatus und Benno schlossen sich der militärischen Organisation an und bald streiften kleine gut bewaffnete Trupps durch die ganze von den Indianern verwüstete Gegend. Manchem dieser wackeren Männer wurde es schwer um's Herz, wenn er auf halb verweste Leichen guter Nachbarn und Freunde stieß oder auf verkohlte Trümmerstätten da, wo vor noch nicht langer Zeit Wohnhäuser, Ställe und Scheunen gestanden hatten. Die Leichen wurden begraben und die Gegend von einzelnen Rothhäuten gründlich gesäubert.

Nachdem diese anstrengenden Streifzüge einige Wochen gedauert und die Leute sich überzeugt hatten, daß in der ganzen Gegend keine Rothhäute mehr zu finden waren, äußerten sie den Wunsch, aus dem Dienste entlassen zu werden, damit sie mit ihren Familien auf ihre Besitzungen zurückkehren und wenigstens vor Eintritt des Herbstes Blockhütten errichten konnten, wo die alten Häuser niedergebrannt waren. Gern bewilligte der Gouverneur auf Empfehlung des Oberstleutnant Pfänder solche Gesuche und gestattete den Männern auch, bis auf Weiteres die Gewehre zu behalten; eine Maßregel, die nothwendig erschien.

So kehrten schneller, als dies sonst geschehen wäre, gegen vierhundert bewaffnete Ansiedler auf ihre Heimstätten zurück und ihr Beispiel veranlaßte wiederum viele Andere, ein Gleiches zu thun. Pfänder blieb auf Wunsch des Gouverneurs mit einer Truppe von berittenen Freiwilligen in Fort Ridgely, von wo aus er die Ansiedlungen durchstreifte und dadurch das Gefühl der Sicherheit bei der so schwer heimgesuchten Bevölkerung vermehrte. Diese Streifzüge waren übrigens weder überflüssig noch ungefährlich. Mehrere Male stießen die Reiter noch auf Indianer, welche sich wieder in Ansiedlungen gewagt hatten und auf Beute ausgingen. Konnten die Rothhäute sich nicht als Freunde der „Bleichgesichter“ ausweisen, wurden sie ohne Weiteres niedergeschossen; denn wie wenig diesen umherstreifenden Sioux zu trauen war, bewiesen einzelne Mordthaten, die von ihnen begangen wurden; allerdings außerhalb der Ansiedlungen um Fort Ridgely und New Ulm.

Es entstand nun in der Familie Wilson die Frage, was mit der Smith'schen Hinterlassenschaft zu thun sei;

sintemalen die Eröffnung und Durchsicht aller Papiere erst feststellen mußte, welche Verpflichtungen Smith seinem Haupterben auferlegte.

Eines Sonntags Nachmittags versammelten sich Radloff's, Wilson's und Werner. Der alte Trapper war durch das schöne Wetter zu einem längeren Ausfluge veranlaßt worden und entschuldigte seine Abwesenheit. Man öffnete das eiserne Kästchen Smith's. Es enthielt außer einigen Geschäftsbriefen eines St. Pauler Anwalts, der mehrmals Geld für den Verstorbenen angelegt hatte, Eisenbahn-Aktien im Werthe von ungefähr zwanzig tausend Dollars und ein Schriftstück, das auf dem Umschlage die Ueberschrift „Geständnisse“ trug.

Herr Wilson nahm ein genaues Verzeichniß der Papiere auf und ließ dasselbe von Herrn Radloff und Werner als richtig bescheinigen. Dann las Arthur Smith's „Geständnisse“. Dieselben lauteten:

„Noch vor sechs Monaten hätte ich die Zumuthung, eine kurz gefaßte Geschichte meines Lebens zu schreiben, entschieden abgewiesen. Denn ich habe keine hohe Meinung von dem, was man das Urtheil der Welt nennt und kann zudem von einem solchen Urtheile nicht viel Günstiges für mich erwarten.

„Der Ruf eines Menschen wird mitunter durch das Gerede irgend einer klatschsüchtigen alten Frau begründet. Was sie erzählt, wird verändert und ausgeschmückt weiter berichtet. Jedenfalls machen die meisten Leute sich ganz falsche Vorstellungen von ihren Mitmenschen. Der Gute wird meist besser, der Böse schlimmer geschildert als er ist. Denn diejenigen, welche in solcher Weise über einen Mitmenschen urtheilen, kennen denselben nur

selten und wiederholen nur — oft noch entstellt — was Andere gesagt haben. Wer Nachts eine Landstraße entlang zieht, wird mitunter von einem wachsamen Hofhunde angebellt. Dieser vierbeinige Wächter weiß, weshalb er bellt. Alsbald aber schlagen weit und breit alle Köter an. Sie wissen nicht, weshalb sie bellen. Sie kläffen nur, weil irgendwo ein Hund angeschlagen hat.

„Die meisten Menschen glauben zudem von andern lieber Schlechtes als Gutes und es lohnt sich daher wirklich nicht der Mühe, sich um ein wohlwollendes Urtheil von Seiten der öffentlichen Meinung zu bewerben.

„Der Mensch ist im Wesentlichen das, was die natürlichen Anlagen und die Erziehung aus ihm machen und da er weder die eine noch die andere sich selbst gegeben hat, so sollte man die Guten nicht zu günstig und die Bösen nicht zu ungünstig beurtheilen.

„Aber der moderne Mensch zweifelt an Allem, nur nicht an der Unfehlbarkeit seines Urtheiles und es wäre deshalb ganz vergeblich, die sogenannte öffentliche Meinung zu meinen Gunsten beeinflussen zu wollen. In dieser Gegend steht es fest, daß ich einer der verruchtesten Menschen bin, die jemals über die Erde gegangen sind und da ich selbst durch meine Abwehr der zudringlichen Neugier zur Bildung eines ungünstigen Urtheiles über mich beigetragen habe, so kann es nicht in meiner Absicht liegen, die Meinung der guten Leute in Brown County und Umgegend umzugestalten.

„Diese Zeilen schreibe ich nur für meine nächsten Nachbarn, mit welchen ich im Laufe der letzten Monate in nähere Berührung gekommen bin. Es ist meine Absicht, dem Fräulein Irma von Radloff und ihrem Bräutigam Arthur Wilson nicht nur das zu hinterlassen, was

ich mir durch ehrliche Arbeit erworben habe, sondern ihnen auch ein Bild meines Lebens zu geben. Sie werden daraus erkennen, wie ein Mensch von guten Naturanlagen, dem Erziehung und Familien-Verbindungen eine glänzende Laufbahn eröffneten, durch eine Schwäche nicht einmal, sondern wiederholt, wenn nicht zum Mörder, jedoch zum Todschläger wurde; denn an meinen Händen klebt das Blut von vier Menschen und das Entsetzlichste an dieser Thatsache ist, daß zwei der von mir Getödteten Frauen waren.

„Die Namen meiner Familie und des Ortes, wo meine Wiege stand, sind vom Zwecke dieser Zeilen wohl zu trennen und mögen daher fortbleiben. Ich bin ein Engländer, gehöre einer alten, einflußreichen Familie an, habe in Oxford studirt, hatte zur Zeit, da mein Schicksal sich wandte, größere Reisen durch Europa, Kleinasien und Nordafrika gemacht und durch Briefe an unsere Parteiorgane, in welchen ich die Zustände der bereisten Länder vom Tory-Standpunkte aus besprach, die Aufmerksamkeit unserer Parteiführer erregt. Ich sollte eine junge Dame heirathen, die ich liebte und mit der ich auch seit einigen Wochen verlobt war. Mein Vater hatte für mich als seinen ältesten Sohn den Eintritt in den Staatsdienst vorbereitet, ich sollte sobald wie möglich in das Parlament gewählt werden;—kurz: meine Zukunft lag wie ein lachender Frühlingsmorgen vor mir.

„Da kam die furchtbare Wendung meines Schicksals.

„Am Vormittage des verhängnißvollen Tages hatte ich eine Einladung der Familie meiner Braut ablehnen müssen, weil einer meiner Freunde, der nach Indien gehen wollte, ein Abschiedsmahl gab. Durch die Er-

krankung des Gastgebers wurde das Symposion früher beendet, als beabsichtigt worden war; aber nicht, ehe wir Alle schwer gezecht hatten.

„Es ist mein Verhängniß, daß ich meine Neigung zum Genusse der schwersten geistigen Getränke nicht bezähmen kann und daß ich in aufgeregtem Zustande jede Selbstbeherrschung verliere.

„Anstatt von dem Zechgelage nach Hause zu fahren, fand ich, daß ich noch Zeit zu einem Besuche bei meiner Braut hätte. In deren Hause erhielt ich die Auskunft, sie befände sich in dem großen, parkartig veranlagten Garten. Ich ging hinab und unser Verhängniß wollte es, daß ich sie in einer Laube in den Armen eines Anderen überraschte.

„Dieser Andere war einer der wenigen Feinde, welche ich damals besaß. Ich darf es ohne Ueberhebung sagen, daß er mir im Aeußern, an geistiger Begabung und in seiner gesellschaftlichen Stellung unterlegen war. Auf der Universität hatten wir uns kennen und hassen gelernt. Er schien sonderbarer Weise einen Lebensberuf darin zu suchen, meine Wege überall zu kreuzen. Wahrscheinlich hatte ihn meine Braut benachrichtigt, daß ich anderswo einem Gastmahle beiwohnen würde und so war der Elende erschienen, um durch seine Anwesenheit ein Trauerspiel herbeizuführen.

„Als ich mich der Laube näherte, sprangen die Ueberraschten auf und suchten zu entfliehen. Ich vertrat ihnen den Weg. Die Treulose, welche ihren Galan schützen wollte, stellte sich zwischen uns.

„Nun hätte ich mir sagen sollen, daß ich von Rechts wegen meinem Schicksale dafür danken durfte, daß mir der Treubruch meiner Braut bekannt wurde, ehe sie

mein Weib geworden war. Ich hätte mich von ihr trennen und meinen Nebenbuhler zum Zweikampfe fordern müssen. Wie dieser auch ausgefallen wäre, — er hätte den gesellschaftlichen Ruin der Treulosen zur Folge gehabt.

„Aber zu solchen Erwägungen war mein Herz zu heiß und mein Hirn zu umnebelt. Ich liebte das Mädchen von ganzer Seele und ihre Treulosigkeit erfüllte mich mit grenzenloser Wuth. Hätte diese noch gesteigert werden können, so wäre das dadurch geschehen, daß sie ihren Geliebten zu schützen suchte. Ich packte sie an ihrem linken Oberarm und schleuderte sie mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft der Laube zu, in welcher das Pärchen gesessen hatte. Dann stürzte ich mich auf meinen Feind. Wie durch einen Schleier nahm ich wahr, daß meine untreue Braut mit dem Kopfe gegen den viereckigen Steintisch fiel, welcher mitten in der Laube stand und daß sie blutend niedersank.

„Vergebens suchte mein Nebenbuhler sich zu wehren. Ich versetzte ihm einen kunstgerechten Stoß zwischen die Augen und erwürgte ihn dann.

„Nun wandte ich mich dem Mädchen zu, das ich so sehr geliebt hatte. Ich hob ihr Haupt empor und sah, daß sie mit der rechten Schläfe gegen die Tischdecke gefallen war. Die Verletzung, welche über einen Zoll tief erschien, war unbedingt tödtlich.

„Diese furchtbare Wahrnehmung brachte mich zu mir selbst. Sie ernüchterte mich vollständig. Ich hatte zwei Menschen getödtet, die beide einflußreichen Familien angehörten. Eine Mordanklage, Verurtheilung und schwere Strafe, vielleicht Hinrichtung durch Henkershand, standen mir bevor. Ich war sofort entschlos-

sen, mich diesen entehrenden Strafen zu entziehen und schwankte nur zwischen freiwilligem Tode und schleuniger Flucht. Die Lust zu leben siegte. Weshalb sollte ich dieser beiden Elenden wegen mein Leben enden? — Also fort! —

„Aber wohin sollte ich mich wenden? Ich hatte etwa hundert Pfund bei mir. Ich konnte mich einem meiner Freunde entdecken und von ihm eine größere Summe borgen, die mein Vater gewiß zurückerstattet hätte. Aber dieser Plan widerstrebte mir. Meinem Namen mußte ich entsagen und so wollte ich denn ein neues Leben beginnen ohne die Unterstützung meiner Verwandten und Freunde.

„Diese Gedanken und Entschlüsse durchfuhren blitzschnell mein Hirn. Ich entfernte mich durch eine Seitenthüre aus dem Garten und eilte nach Liverpool, wo ich mir eine Matrosen-Ausstattung kaufte und dann auf einem der zahlreichen, großen Indienfahrer eine Stelle suchte. Da ich mich erbot, für die Ueberfahrt umsonst zu arbeiten und da gerade an Matrosen Mangel herrschte, so fand ich als fünfundzwanzigjähriger Schiffsjunge Aufnahme. Am Tage nach meiner Ankunft wurde das Verstauen der Ladung beendet und wieder einen Tag später befand ich mich auf dem Wege nach Ostindien, von wo aus damals wieder Kriegslärm herübertönte. Ich hatte mich entschlossen, unter angenommenem Namen in die Armee zu treten und der Bellona mein Glück anheim zu stellen.

„Der Schiffsdienst war eine schwere Heimsuchung für mich; denn mehrere der Offiziere und Matrosen behandelten mich mit ausgesuchter Rohheit und Härte. Alle ahnten, daß der „feine Herr“, den sie in mir wit-

terten, nicht lediglich zum Vergnügen als Schiffsjunge Dienst genommen hatte. Aber obgleich es mir mitunter recht schwer wurde, ertrug ich doch mit äußerer Ruhe die schlechte Behandlung, welche mir vielfach zu Theil wurde. Ich verrichtete meine Arbeiten so gut ich konnte und der gute Wille, sowie die Geduld im Ertragen unnöthiger Bürden gewannen mir schließlich die Theilnahme des Kapitäns und der meisten Matrosen. Jedenfalls war die Reise von Liverpool bis zur Kapstadt für mich leidensreicher, als die Fahrt von dort bis nach Bombay, wo ich mich von dem Kapitän und von den mir wohlgesinnt gewesenen Offizieren und Matrosen verabschiedete. Die Reise war übrigens außerordentlich schnell von Statten gegangen.

„Meine Mittel waren nicht ausreichend, mir einen längeren Aufenthalt in der großen Inselstadt zu erlauben. Ich bewarb mich um eine Soldatenstelle, die mir schnell gewährt wurde; denn im Jahre vorher hatten die Afghanen in verrätherischer Weise das britische Heer überfallen und außer den Offizieren und Soldaten auch viele Beamte niedergemetzelt. Jetzt sollten sie den strafenden Arm England's fühlen.

„Ich trat in ein Reiter-Regiment und da ich reiten und die Waffen gebrauchen konnte, so wurde ich bald zur Front geschickt. Die militärische Ausbildung der Mannschaften war übrigens eine überaus kümmerliche und ich konnte den Ausruf eines Unteroffiziers begreifen, der einem seiner Leute zurief: „Webster, Sie sollten sich endlich entschließen, ob Sie vom Pferde fallen oder festen Sitz nehmen wollen."

„Unsere Truppen fielen in drei Heerhaufen in das afghanische Gebiet. Mein Regiment wurde dem Heere

des Generals Pollock zugetheilt und wenige Tage nach unserer Ankunft hatten wir Gelegenheit, mit dem Feinde zusammenzustoßen.

„Es lag nicht in meiner Absicht, als gemeiner Soldat mein Leben zu verbringen und, da sich mein Dasein ohnehin recht freudlos gestaltet hatte, beschloß ich, va banque zu spielen und bei der ersten Gelegenheit mich durch tolles Draufgehen auszuzeichnen. Das geschah am 13. September 1842 bei Tesdein, wo der General Pollock Akbar Khan völlig in die Flucht trieb.

„Der General ließ sich die Leute vorstellen, welche sich ausgezeichnet hatten und richtete an manche derselben einige Worte; auch an mich. Aus meiner Antwort entnahm er, daß ich eine gute Erziehung genossen hatte und, indem er mich zum Unteroffizier beförderte, kommandirte er mich zum Dienste in seinem Stabe.

„Diese Auszeichnung gereichte mir zum Unheile; denn ein junger Offizier, der vor einigen Tagen aus London eingetroffen war, erkannte mich und theilte Pollock mit, daß ich ein wegen zweifachen Mordes gesuchter Verbrecher sei. Der General verhörte mich unter vier Augen und, nachdem er den ganzen Vorgang erfahren hatte, sagte er:

„Dem Gesetze nach sollte ich Sie als Gefangenen nach England schicken. Da Sie aber Ihrem Vaterlande werthvolle Dienste geleistet haben, werde ich Sie erst morgen amtlich zur Verantwortung ziehen, wenn Sie noch hier sind. Brauchen Sie Reisegeld?“

„Ich hatte meinen Sold erhalten, als ich vom Regiment in den Stab versetzt wurde und war mit Geldmitteln nothdürftig versehen. Aber ich zweifelte, daß ich in Uniform meinen Weg nach Bombay finden würde.

„Der General ging einigemale in seinem Zelte auf und nieder; dann blieb er vor mir stehen und sagte: „Das Schicksal und Ihr Mangel an Selbstbeherrschung haben Ihnen übel mitgespielt. Sie dauern mich und ich wünsche, daß Sie Gelegenheit erhalten, ein neues Leben zu beginnen. Lassen Sie sich von einem meiner Adjutanten, der Ihre Figur hat, einen Civil-Anzug geben; ebenso die Bescheinigung, daß Sie in meinem Auftrage nach Bombay reisen."

„Pollock setzte sich nieder, schrieb einige Zeilen an seinen Adjutanten und übergab mir den Brief mit den Worten: „Beherrschen Sie sich künftig und Gott behüte Sie."

„Der Adjutant war ein liebenswürdiger Mann, dem ich kurz von meinem Fehlschlage berichtete, unter angenommenem Namen ein neues Leben zu beginnen. Er fragte mich, wohin ich mich jetzt wenden wolle und als ich ihm meine Rathlosigkeit bekannte, empfahl er mir San Francisco, in dessen Nachbarschaft nach soeben eingetroffenen Berichten Gold gefunden sei.

„Es gelang mir, San Francisco zu erreichen und obschon die großen Goldfunde in Californien erst mehrere Jahre später stattfanden, so hatte man doch schon damals reiche Goldadern entdeckt und ich wurde bei der mühsamen und gefahrvollen Thätigkeit eines Goldsuchers wenigstens so weit vom Glücke begünstigt, daß ich bedeutend mehr Edelmetall fand, als zur Bestreitung meines Lebensunterhaltes nothwendig war.

„Da ich zu den ersten „Prospectoren" gehörte, war ich auch unter denjenigen, welche im Jahre 1848 an der großen Goldernte Theil nahmen. Ich gewann ein bedeutendes Vermögen; viel mehr als zur Befriedigung

meiner Ansprüche nöthig war und ich ging mit mir zu Rathe, was ich wohl thun könnte, um meine Unthaten zu sühnen. Die Rückkehr nach England war unmöglich, da ich dort erkannt und vor Gericht gestellt werden konnte. Ich hatte viel über das Schicksal der nach Australien deportirten englischen Verbrecher gelesen und in der Annahme, daß sich unter diesen mancher Mensch von meiner Art befinde und von dem Wunsche beseelt, Gutes zu thun, beschloß ich, nach Australien zu wandern und dort mit meinen bedeutenden Mitteln eine Ansiedlung zu bilden, in welcher Deportirte unter meiner Mithülfe Heimstätten erwerben könnten. Im Jahre 1856 trat ich die Reise nach Australien an und landete glücklich in Sydney.

„Die ersten Verbrecher (nahezu 800 Männer und Frauen) wurden 1788 von England nach Australien geschafft und viele andere Deportirte folgten, bis vor vier Jahren (1858) die Verbrecher-Ausfuhr nach Australien eingestellt wurde.

„Als ich in Sydney anlangte, hatte ich die Absicht, zunächst mit vierzig Deportirten einen Versuch zur Begründung einer landwirthschaftlichen Kolonie zu machen. Ich kaufte das nöthige Land, sowie die Baumaterialien. Als ich aber einigen Leuten Mittheilung von meinem Plane machte, blickten dieselben mich an wie einen Mann, in dessen Oberstübchen nicht Alles in Ordnung ist.

„Es wurde eine Art Kosthaus gebaut, in welchem ich die Leute unterbrachte. Ich muß gestehen, daß mir die Männer, welche ich glücklich machen wollte, durchaus nicht gefielen. Sie gingen nur langsam an die Errichtung der Wohnhäuser und Ställe, obschon diese für

sie gebaut wurden, und etwa zwei Wochen nach Beginn der Thätigkeit erschien die ganze Gesellschaft vor der kleinen Hütte, in welcher ich schlief, meine schriftlichen Arbeiten verrichtete und meinen Geldschrank hatte.

„Der Wortführer der Gesellschaft sagte: „Sie meinen es gewiß ganz gut mit uns; aber wenn wir hätten arbeiten wollen, wären wir in England geblieben und nicht nach diesem miserablen Lande gekommen, in welchem das eingeborene größte Thier die lächerliche Beutelratte ist. Sie werden uns am glücklichsten machen, wenn Sie uns das Geld geben, welches Sie in dieses verrückte Unternehmen stecken wollen."

„Vergebens suchte ich den Leuten klar zu machen, daß sie hier aus Strolchen freie unabhängige Bauern werden könnten. Als ich mich zu Drohungen mit der Obrigkeit verstieg, wurde ich ausgelacht und bedeutet, daß man mich—obschon ungern—todt schlagen würde, falls ich den Wünschen der Deportirten nicht sofort nachgäbe.

„Schließlich fügte ich mich in das Unvermeidliche. Das vorhandene Geld wurde getheilt und als ich der Wahrheit gemäß versicherte, daß ich nun bettelarm sei, gab man mir so viel von meinem Gelde, wie die anderen erhielten. Dann lief das Gesindel auseinander.

„Hätte ich von dem Vorfalle Anzeige gemacht, so wäre ich zunächst ausgelacht worden. Dann würde eine Untersuchung eingeleitet worden sein und mich hätte man auf lange Zeit als Zeugen festgehalten. Ich kehrte deshalb nach Californien zurück, hatte dort aber nicht das alte Glück. Immerhin erwarb ich wieder etliche tausend Dollars und ging im Jahre 1860 nach dem Theile Nebraska's, welcher vielfach Idaho genannt

wird, wo große Goldfunde gemacht wurden. Das Glück begünstigte mich wieder und ich legte das Edelmetall, welches ich erbeutet hatte, in den Werthpapieren an, die sich in dieser Kassette befinden.

„Dann kehrte ich an die Arbeit zurück. Ich lernte einen Irländer Namens Sweeney kennen und weil ich mit den Indianern mehrere Kämpfe bestanden hatte, machte ich dem Irländer, der ein kräftiger Mann und guter Schütze war, den Vorschlag, mich zu begleiten und als „Partner" an der Goldwäscherei Theil zu nehmen. Der Bach, in welchem ich schon viel Gold gefunden hatte, war stellenweise flach, dann wieder tief und in den tiefen Stellen war viel von dem gelben Metall abgelagert.

„Sweeney erbot sich, seine Frau mitzunehmen, welche für uns gegen einen guten Lohn kochen und waschen sollte. Ich machte auf die Gefahr aufmerksam, die uns von Seiten der Indianer drohte; aber das beherzte Weib, welches eine eigene Büchse führte, spottete meiner Warnungen und so beluden wir denn drei Pferde mit Lebensmitteln und Geräth und zogen nach dem goldreichen Bach, dessen Lage die beigefügte Karte bezeichnet.

„Leider nahmen wir auch einen großen Vorrath von Rum mit, dem das Sweeney'sche Ehepaar ebenso gern zusprach, wie ich selbst.

„Anfangs schritten unsere Arbeiten nach Wunsch vorwärts. Wir hatten uns in einer geräumigen Felshöhle einquartirt, welche mehrere Abtheilungen bildete und nicht weit vom Bache da belegen ist, wo auf der Karte ein rothes Kreuz steht. Der vordere Theil, der oben eine Oeffnung hatte, durch welche der Rauch abzog, diente als Küche, Wohn- und Eßraum. In dem mittle-

ren Theile schlief ich; im hinteren Theile hauste das Sweeney'sche Ehepaar des Nachts. Dort wurde auch das gefundene Gold aufbewahrt.

„Die Ausbeute von Edelmetall war unerwartet groß und ich freute mich namentlich der Sweeney's wegen über die große Menge von Gold, welche wir im Bache fanden. Denn die Leute waren blutarm und sehr glücklich darüber, daß sie wahrscheinlich mit den Ergebnissen der Arbeit eines Sommers nach Irland würden zurückkehren und dort in mäßigem Wohlstand leben können. Aber mit dem reichen Goldfunde wuchs auch ihre Habsucht.

„An einem feuchten, kalten Tage saßen wir im Vordertheil unserer Höhle und sprachen einer großen Bowle Rumpunsch zu, die ich gestiftet hatte. Anfangs unterhielten wir uns behaglich über unseren schnell wachsenden Reichthum und erörterten die Frage, ob wir im nächsten Jahre wieder zurückkehren würden.

„Frau Sweeney, die bald sehr angeheitert war, äußerte die Absicht, mit dem Beginne des kalten Wetters nach ihrer Heimath zu ziehen und ihr Mann hatte gegen diesen Plan nichts einzuwenden. Mit den zwei Drittheilen des Goldes, welche ihm und seiner Frau zukämen, sagte er, könnten sie in Irland wie ein Lord und eine Lady leben.

„Nun hatten wir ausdrücklich vereinbart, daß Sweeney und ich gleich berechtigte Theilhaber sein sollten und daß Frau Sweeney einen ebenfalls vereinbarten guten Lohn für ihre Arbeit erhalten würde.

„Auf dieses Uebereinkommen machte ich aufmerksam und fügte hinzu, daß ich genug besitze und daß ich, wenn

man mich bitte, die Ausbeute auch gleichmäßig unter uns Drei vertheilen würde.

„Davon wollte aber Sweeney nichts hören. Er wollte nicht um etwas bitten, was ihm und seiner Frau von Rechtswegen zukäme.

„Wäre ich ganz nüchtern gewesen, so würde ich des Goldes wegen, an dem ich nie gehangen, keinen Streit geführt haben. Leider waren wir aber alle Drei angetrunken, sprachen dem Feuerwasser immer noch zu und geriethen dadurch schließlich in eine sinnlose Wuth.

„Ich warf den Sweeney's mit Recht Undankbarkeit vor; denn ich hatte die vorher armen Leute wohlhabend gemacht, indem ich sie an meinen Goldbach führte. Aber dieser Vorwurf entwaffnete ihren Groll nicht, sondern vermehrte ihn nur, eben weil er berechtigt war. Wir hatten uns beide erhoben, der Mann zog sein Bowie-Messer und drang auf mich ein. Ich that dasselbe und nach einem kurzen Ringen gelang es mir, sein Herz zu durchbohren. Nun sprang die Frau auf. Sie ergriff ihres Mannes Messer und, obschon sie trunken war, hatte sie doch Kraft genug, mehrere Stöße gegen mich zu führen. Ich beschränkte mich auf die Vertheidigung. Sie hatte mich schon mehreremale um das Feuer herum getrieben und wir mußten dabei jedes Mal über den Leichnam Sweeney's steigen. Endlich gelang es ihr, mich am linken Arm zu verwunden mit einem Stoße, der gegen meine Brust gerichtet war. Ich fühlte, daß meine vom Trinken schweren Füße mich kaum noch trugen und der Anblick meines Blutes raubte mir den letzten Rest meines Denkvermögens. Als das Weib wieder auf mich eindrang, streckte ich ihr mein Messer entgegen und sie lief in dasselbe. Mit dem Aufschrei „elen-

der Mörder" stürzte sie zu Boden und gab nach kurzem Röcheln ihren Geist auf.

„Auch ich selbst fiel nieder, von den Wirkungen des starken Getränkes bewältigt.

„Als ich am nächsten Morgen erwachte, befand ich mich begreiflicher Weise in einer entsetzlichen Gemüthsverfassung. Wegen meiner ersten Bluthat hatte ich nie besonders heftige Gewissensbisse empfunden. Meine Braut und deren Galan hatten mich schändlich betrogen. Ich glaubte mich zur Rache berechtigt und meinte, daß der Verlust meiner gesellschaftlichen Stellung und das unstäte Leben, welches ich seit der blutigen That geführt, eine nahezu hinreichende Sühne für letztere sei.

„Anders verhielt es sich mit der Tödtung Sweeney's und seiner Frau. Ich hatte mich wie ein Mensch ohne Erziehung betrunken und in diesem Zustande wegen des Besitzes von Gold im Streite zwei Menschen erstochen, die geistig und sittlich so tief unter mir standen, daß ich mich niemals mit ihnen in einen Kampf um elenden Mammon einlassen durfte.

„Ich konnte es nicht über mich gewinnen, Gräber für die beiden Erschlagenen zu graben; es drängte mich vielmehr, den Ort so schnell wie möglich zu verlassen. Ich brachte deshalb die beiden Leichen in den hintersten Theil der Höhle, in welchem das gewonnene Gold lag, wälzte einige Steine vor den engen Zugang, um Raubthiere fernzuhalten, fing eins der Pferde ein und zog, mit den nothwendigsten Lebensmitteln ausgestattet, davon.

„Es ist nun mein Wunsch, daß Herr Arthur Wilson, den ich nebst Fräulein Radloff zum Erben meines Vermögens einsetze, in einigen Zeitungen der Stadt Cork

in Irland einen Aufruf an die Erben der Familie Sweeney erläßt, welche dort leben. Diese Erben sollen die eine Hälfte des Goldes erhalten, welches in der Idahoer Höhle liegt. Die Leichen sollen begraben werden. Sollte Herr Wilson die andere Hälfte des Goldes aus Rücksicht auf das Blut, welches um das gelbe Metall geflossen ist, nicht annehmen wollen, so soll es nach Abzug aller aus meinen Anordnungen entstehenden Unkosten zu wohlthätigen Zwecken verwendet werden. Ueber meinen Antheil an der Goldwäscherei kann Herr Arthur nach seinem Belieben verfügen.

„Ich schließe diese Zeilen mit dem Wunsche, daß es mir vergönnt sein möchte, so bald wie möglich in anständiger Weise aus einem Leben zu scheiden, das durch meine eigene Schuld ein ganz verfehltes geworden ist und das mir durch schreckliche Träume erschwert wird, in welchem immer wieder die von mir Getödteten erscheinen." —

Nachdem Arthur geendet, schwiegen die Zuhörer eine Zeit lang gedankenvoll. Niemand hatte das Verlangen, über den Verstorbenen und seine Thaten ein Urtheil zu fällen.

Endlich fragte Herr Wilson seinen Sohn, ob er geneigt sei, die Smith'sche Erbschaft anzutreten, welche ihm Verpflichtungen auferlege, die nicht leicht wären.

„Die Wünsche Smith's würde ich zu erfüllen suchen, auch wenn er mich nicht zu seinem Erben gemacht hätte; denn seine Mithülfe zur Befreiung Irma's aus den Händen der Mestizen war ein Dienst, den ich gar nicht vergelten kann. Auch starb der Mann, um uns Alle zu retten. Sobald wir uns wieder frei bewegen können, werde ich, mit Deiner Zustimmung und Mitwirkung,

lieber Vater, die Anzeigen in den Corker Zeitungen erlassen und mit den Sweeney'schen Erben nach Idaho ziehen, um den Bestimmungen des Verstorbenen gemäß zu verfahren."

„Ein Zug nach Idaho", meinte Herr Wilson, „wird in nächster Zeit gefährlich sein. Denn auch die Indianer im Westen, welche sich an dem Aufstande der Sioux nicht betheiligten, werden davon gehört haben und sehr geneigt sein, jedes Bleichgesicht zu skalpiren, das sie in ihre Gewalt bekommen."

„Ich rechne sehr darauf, daß Herr White mich begleiten wird und daß ich so Vortheile aus seiner Erfahrung ziehen kann", sagte Arthur. „Es fehlt mir ja nicht ganz und gar an Muth und Selbstvertrauen; aber ich möchte doch nicht allein mit etlichen unerfahrenen Einwanderern nach dem fernen Idaho ziehen, um dort den Wünschen Smith's gemäß zu handeln."

„Du darfst auch die Gefahren nicht unterschätzen, welche aus der plötzlich erwachsenden Geldgier entstehen", meinte Herr Wilson. „Sweeney und dessen Frau wurden ein Opfer dieser Gier und Smith's letzte Lebensjahre wurden dadurch verbittert. Wenn Du, wie ich annehme, selbst nach Idaho ziehen willst, mußt Du Dich gegen einen möglichen Angriff der Leute sicher stellen, welche auf Deine Anzeige hin aus Irland herüber kommen werden."

Dieser Ansicht stimmte Herr Radloff bei und er meinte, Benno werde seinen Freund jedenfalls begleiten wollen und wahrscheinlich Donatus auch.

Jetzt kehrte White von seinem Streifzuge zurück. Man erzählte dem bewährten Freunde kurz den Inhalt der Smith'schen Geständnisse und übergab ihm auch das

Schriftstück zur Durchsicht. Als er hörte, daß die jungen Leute gesonnen wären, mit den Sweeney'schen Erben, falls diese herüber kämen, nach Idaho zu ziehen, sagte der alte Trapper, er werde sich gern der Expedition anschließen; aber er fügte hinzu:

„Kommt Zeit kommt Rath. Vor der Hand müssen wir uns der Feinde ganz erledigen, welche uns immer noch bedrohen. Ehe diese Ansiedlungen vor jedem Angriffe ganz sicher sind, können die jungen Herren nicht daran denken, in ferne Gegenden zu ziehen. Wenn ich nicht irre, ist es von hier bis nach Idaho weiter als von hier nach New York. Eisenbahnen giebt es westlich von hier nicht, ja nicht einmal Fahrwege. Sie werden also entweder zu Pferde mit Packthieren reisen, oder sich eines sogenannten „Prairie-Schooners" bedienen müssen, eines mit Segeltuch überzogenen Wagens, in welchem man einen Kochofen hat, dessen Rohr durch das Zeltdach ragt und einen seltsamen Anblick gewährt."

„Sind Sie schon einmal mit einem „Prairie-Schooner" gereist", fragte Arthur.

„Ja. Ich habe einmal sechs Maulesel getrieben, welche gewöhnlich vor so ein Gefährt gespannt werden und ich darf wohl sagen, daß dies die härteste Arbeit war, die ich jemals in meinem Leben verrichtet habe." Sam White lächelte vor sich hin, als er an die damals überstandene Aufgabe dachte, und sagte dann: „Ich werde Sie, wenn Sie es wünschen, auf Ihrer Fahrt nach Idaho begleiten; aber sechs Maulesel treibe ich niemals wieder; denn jede dieser Kreaturen hat mitunter ihre eigene Meinung und es kommt vor, daß zu derselben Zeit das eine Maulthier vorwärts, ein anderes

rückwärts, eins nach rechts und eins nach links gehen will, während die anderen beiden sich nach reiflicher Ueberlegung entschlossen haben, stehen zu bleiben. Gebrauchen Sie dann die Peitsche, so schlagen die Thiere nach allen Richtungen hin aus, verletzen einander, werden immer wüthender und zerreißen das Geschirr."

Arthur lachte. „Dann werden wir uns wohl ohne Maulesel mit Packthieren behelfen", sagte er. „Aber wie machen es dann die Fuhrleute, welche mit Mauleseln fahren?"

„Sie warten, bis es den Eseln gefällig ist, gleichzeitig anzuziehen."

„Ueber die besten Beförderungsmittel können die Herren ja später berathen", schlug Herr Wilson vor; „denn wie Herr White ganz richtig sagte, müssen wir zunächst uns ganz sicher fühlen, ehe wir über unser ferneres Thun Beschlüsse fassen."

Dreiunddreißigster Abschnitt.

„Mein lieber Donatus", sagte am Morgen nach der eben berichteten Unterredung Arthur Wilson. „Du hast die Erbschaft, welche Dir von Herrn Behrend zufiel, zu gleichen Theilen an Elisabeth, Mary, Dich und mich vertheilt; Du wirst es daher in der Ordnung finden, wenn ich mit meinem Antheil an der Smith'schen Hinterlassenschaft das Gleiche thue, nachdem ich letztere angenommen habe."

Werner nickte. „Das ist in der Ordnung; obschon Du bei dieser zweimaligen Erbtheilung zu Schaden

kommst; das heißt, mehr giebst, als Du empfangen hast. Da aber Mary und somit mittelbar auch Benno den Vortheil davon haben, wollen wir Alle mit diesen Abmachungen zufrieden sein."

Nach Tische kamen Radloff's zum Besuche herüber und sprach Herr Wilson noch einmal von dem Zuge nach Idaho, welches damals noch zu Nebraska gehörte. Er sagte: „Dieses Unternehmen erscheint mir langwierig, gefährlich und kostspielig. Ich würde von demselben entschieden abrathen, wenn wir dem Verstorbenen nicht verpflichtet wären und wenn ich nicht wüßte, daß Arthur darauf bestehen wird, den letzten Wunsch des Mannes zu erfüllen, der sich uns gegenüber Smith nannte."

„Ja Vater", entgegnete Arthur, „Smith verdanken wir, wie ich schon gesagt habe, die Rettung Irma's und er starb für uns. Ich würde deshalb allein nach der Stätte ziehen, wo zwei Erschlagene der Beerdigung bedürfen, auch wenn der Verstorbene mich nicht zu seinem Erben eingesetzt hätte."

„Very well", sagte Herr Wilson. „Die Frage, ob der Zug unternommen werden soll, ist entschieden; aber es ist immerhin zweckmäßig, daß wir dessen Aussichten erwägen und feststellen, in welcher Form wir den Aufruf an die Sweeney'schen Erben erlassen wollen. Denn es ist die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, daß die ganze Erbschaft in nichts zerfließt. Goldsucher haben vielleicht den Bach, die Leichen und das Gold entdeckt, letzteres an sich genommen und den Bach seines werthvollen Inhaltes beraubt. In diesem Falle ist gar keine Erbschaft mehr vorhanden. Wir müssen daher die Anzeigen

vorsichtig abfassen, um uns sicher zu stellen und dann erst den Zug nach Idaho unternehmen."

„Mir gereicht es einigermaßen zur Beruhigung, daß Herr White unseren Sohn begleiten will", sprach Frau Wilson. „Er ist ein erfahrener, besonnener Mann und, obgleich ich meine Einwilligung zu dem Unternehmen durchaus nicht versagen will, mache ich sie doch von Deinem Versprechen abhängig, mein lieber Arthur, daß Du den Rathschlägen des Trappers Folge leistest und nicht Wagnisse unternimmst, die vermieden werden können."

„Das verspreche ich Dir, liebe Mutter."

„Und sollte Arthur gelegentlich nicht an sein Versprechen denken und eine waghalsige That unternehmen wollen, so werde ich ihn an beiden Rockschößen zurückhalten", versicherte Donatus.

Frau Wilson sah ihren zukünftigen Schwiegersohn zwar nicht unfreundlich, aber doch etwas zweifelnd an, als sie entgegnete: „In dieser Angelegenheit verlasse ich mich doch lieber auf Herrn White; denn so viel ich weiß, waren Sie es, mein lieber Donatus, welcher einen Achtkampf mit den beiden Mestizen und ihren Begleitern vorschlug und diesen Vorschlag mit den Stimmen zweier anderer Hitzköpfe durchsetzte. Herr White hat dadurch, daß er den Räuberhauptmann ohne weiteres niederschoß, wahrscheinlich das Leben oder doch die Gesundheit eines der drei romantischen Kämpfer gerettet."

„Nach meiner Berechnung wird der Zug nach dem Goldbache in Idaho fast zwei Monate dauern", nahm nun Herr Wilson wieder das Wort; „und selbst wenn keinem der Betheiligten ein schwerer Unfall zustößt, der

einen längeren Aufenthalt verursacht, werdet Ihr daher vier Monate zu Euerer Reise brauchen. Weit über die Grenzen unseres Staates hinaus könnt Ihr nicht auf regelmäßige Erneuerung Eueres Mundvorrathes und Eueres Schießbedarfes rechnen. Ihr werdet deshalb auf die Jagd und auf das angewiesen sein, was Ihr auf einigen Packpferden mit Euch führt."

„Es wird aber doch schön sein", meinte Benno. „Wir werden ein Stück amerikanischer Romantik durchleben; hinlänglich gewürzt mit einigen Gefahren, um nicht langweilig zu werden."

„Ein viermonatlicher Aufenthalt, meist unter dem freien Himmel, wird Euch die Romantik wohl für den Rest Eueres Lebens verleiden", sagte der Baron. „Das gelegentliche Reinigen Euerer Leibwäsche und Kleidung wird zur Erhöhung dieser Romantik auch nicht wesentlich beitragen."

„Du solltest nicht in so leichtem Tone von den Gefahren reden, lieber Benno", sprach Frau von Radloff. „Nach Ansicht des Herrn White werden wegen des Sioux-Aufstandes die Indianer während des ganzen nächsten Jahres unruhig und geneigt sein, alle Weißen zu tödten, welche sie überfallen können."

„Dazu kommt die Möglichkeit, daß die Erben, welche aus Irland herüber kommen, unverträgliche Herren sind und am Ende zu der Ueberzeugung kommen, daß es besser für sie ist, wenn sie die ganze Erbschaft an sich nehmen", gab Herr Wilson zu bedenken.

„Ich weiß, daß die Expedition eine sehr gefährliche ist", erklärte Arthur, „und ich habe deshalb meine Bedenken, die Begleitung Werner's und Benno's anzunehmen. Es genügt, daß Einer von uns sein Leben an die-

sen Zug wagt. Ich bin dazu verpflichtet und es wäre für beide Familien besser, wenn nur White, Johnson und Braun mitgingen, welche das Unternehmen zu reizen scheint."

„Ich bin dem Befreier meiner Schwester ebenso verpflichtet, wie Du, lieber Arthur", entgegnete Benno, „und ich werde mich von der Expedition unter keinen Umständen ausschließen lassen."

„Elisabeth wird mir bezeugen, daß ein solcher Zug immer das Endziel all meines Sehnens gewesen ist, daß ich zu diesem Zwecke nach den Vereinigten Staaten gekommen bin"; betheuerte Donatus, „und wenn Arthur mich von seinem Unternehmen ausschließen will, werde ich ein ähnliches von gleicher Zeitdauer veranstalten. Ich werde es mir nicht gefallen lassen, daß Arthur und Benno die Ehre und das Vergnügen einer solchen Fahrt allein genießen und dann späterhin jeden Abend von ihren herrlichen Abenteuern erzählen können, während ich, beschämt schweigend, mich mit der Rolle eines Zuhörers begnügen muß."

Herr Wilson lächelte und fuhr fort: „Es ist, wie gesagt, immerhin möglich, daß die ganze Reise sich als überflüssig erweist. In diesem Falle werden die Reisenden die weite Fahrt vergeblich gemacht haben und wenn auch unsere jungen Leute sich über diesen Mißerfolg trösten würden, so könnten doch die Verwandten des Sweeney'schen Ehepaares die Enttäuschung sehr übel aufnehmen und am Ende Schadenersatz von uns verlangen. Deshalb müssen wir zunächst die Anzeigen vorsichtig abfassen und dann ein Schriftstück aufsetzen, welches die Verhältnisse klar legt und durch welches die Sweeney'schen Erben sich verpflichten, keinerlei An-

sprüche an uns zu machen, falls die erwartete Erbschaft in Nebel zerfließt. Und dieses Dokument muß in Cork vollzogen und dort notariell beglaubigt werden, ehe wir uns mit den Sweeney'schen Verwandten in weitere Verhandlungen einlassen."

Diesem Vorschlage Wilson's stimmten selbstverständlich Alle bei und er wurde gebeten, sofort die nöthigen Schritte zum Erlaß des Aufrufes zu thun und das Document abzufassen.

„Auch der Kostenpunkt sollte sorgfältig erwogen werden", meinte Herr Radloff. „Wenn die Herren White, Johnson und Braun die Fahrt mitmachen, so werden sich die Ausgaben, selbst im Falle die Packpferde die Anstrengungen glücklich überstehen, auf mindestens $600 stellen; unter Umständen aber auch auf das Doppelte, ohne daß dabei die Zeitversäumniß berechnet wird. Wenn die Verwandten der Erblasser ebenso arm sind, wie diese waren, ehe sie an den Smith'schen Goldbach kamen, so wird es den Leuten schwer werden, die großen Kosten für eine so weite Fahrt und für mehrere Männer aufzubringen. Und bei der Unsicherheit der ganzen Erbschaft werden sie am Ende auf die Reise verzichten."

„In diesem Falle unternehmen wir den Zug allein, erstatten Bericht an die Erben und senden ihnen, falls wir etwas vorfinden, was ihnen zukommt", sagte Arthur.

„Vorsichtshalber wollen wir versuchen, eine Vollmacht für die Vertretung der Erben von letzteren zu erhalten, falls keiner von ihnen die Reise unternehmen will", schlug Herr Wilson vor. „Wir haben noch viel Zeit

bis zum nächsten Frühjahr und die Sache wird sich daher genügend und gründlich vorbereiten lassen."

Damit endete die Unterredung. Die jungen Leute begleiteten die Familie Radloff nach Hause und auf dem Heimwege besprachen Elisabeth und Donatus die Angelegenheit noch einmal. Die beiden Liebenden gingen langsam den schönen Weg entlang und fanden deshalb Zeit zur ungestörten Aussprache.

„Mitunter vermag ich kaum zu unterscheiden, ob Du im Ernst oder Scherz sprichst", begann Elisabeth. „Was Du über Deine Neigung sagst, Züge in die Wildniß auf der Suche nach Gold mitzumachen, steht zwar im Widerspruch mit Deinem Wunsche, sobald wie möglich Dein eigenes Heim zu beziehen; aber im Einklange mit dem, was Du über Deine Sehnsucht nach der Ritterzeit, nach Lanzenbrechen u. s. w. mir betheuert hast. Wir haben in den letzten Tagen keine Gelegenheit gehabt, uns auszusprechen und ich freue mich, daß wir dies jetzt thun können."

„Was zunächst das Lanzenbrechen anlangt", entgegnete Donatus, „so schwärmte ich für dasselbe nur, weil es Gelegenheit bietet, einer Dame ritterlich zu dienen und deren Herz zu gewinnen. Nachdem mir dies durch gänzliche Hingabe an die schöne Elisabeth Willson und durch Aufopferung jeder Selbstständigkeit gelungen ist, hat das Lanzenbrechen allen Reiz für mich verloren und ich urtheile über dasselbe wie ein Spießbürger, welcher den Schaden berechnet, der durch solchen Unfug an Kleidung, Rüstung und Pferden angerichtet wird."

„Du hast also geflunkert, als Du für das Ritterspiel schwärmtest". sagte Elisabeth strenge. „Ich habe gedacht, daß man Dir alle Zeit glauben dürfte."

„Das darf man auch", versicherte Donatus. „Um Dich zu gewinnen, hätte ich nicht nur Lanzen gebrochen, sondern auch Glieder und Schädel. Aber was man unternimmt, um das Herz eines edlen Weibes zu rühren, betreibt man nicht nachher als tägliches Geschäft. Was würdest Du sagen, wenn ich über unserer Hausthür ein Schild anbringen ließe mit der Inschrift: Donatus Werner, Lanzenbrecher. Sprechstunden von zehn bis zwölf Uhr Vormittags.

Elisabeth lachte beruhigt. „Also das Lanzenbrechen willst Du aufgeben. Wie denkst Du nun über abenteuerliche Züge nach Goldländern?"

„Dein Vater hat gelächelt, als ich Dein Zeugniß über meine Lust nach solchen Fahrten anrief", versetzte Werner; „und jetzt fragst Du, meine Zeugin, wie ich darüber denke! Ich halte diese Expedition nach Idaho für einen heillosen Unsinn; aber ich werde sie unter allen Umständen mitmachen, weil Dein Bruder sie unternimmt. Und da sie unvermeidlich zu sein scheint und ich Deinem Bruder allezeit ein treuer Kamerad sein will, so hätte es keinen Sinn, ihm von einem Unternehmen abzureden, welches er für eben so durch heiliges Pflichtgefühl geboten erachtet, wie die Ritter, welche das heilige Grab befreien wollten, ihre Kreuzzüge."

„Auch ich wünschte, daß die Reise unterbleiben könnte", sagte Elisabeth seufzend.

„Stände uns diese Don Quixotiade nicht bevor", grollte Donatus, „so könnten wir jetzt heirathen und unser Heim beziehen. Es wird mir sehr schwer, die Bitte

zu unterdrücken, daß Du vor dem Zuge nach Idaho mein Weib wirst. Aber es könnte mich doch auf der Fahrt der Tod ereilen und dann würde ich Dich als Wittwe zurücklassen und vielleicht als Mutter einer Waise. Du hast mein Werben oft als zu stürmisch abgewiesen und wirst hoffentlich an meiner Liebe jetzt nicht zweifeln, wenn ich dieser das schwere Opfer der Entsagung auf lange Zeit bringe."

Elisabeth sah ihm in die Augen, küßte ihn und entgegnete: „Du bist gut und ich schwöre Dir, daß ich nie eines anderen Mannes Weib sein werde, solltest Du bei diesem thörichten Unternehmen zu Grunde gehen. Aber ich werde Gott täglich bitten, daß er Dich in seine Hut nimmt und in die Arme Deiner Elisabeth zurückführt."

Donatus dankte dem schönen Mädchen bewegt und sagte dann: „Diese Fahrt nach Idaho ist eine Illustration dafür, wie sehr die Geschicke der Menschen miteinander verwebt sind, wie stark der Eine durch den Andern beeinflußt und wie Mancher zu Handlungen veranlaßt wird, die er für thöricht hält. Der Mann, der sich Smith nannte, tödtete trunkenen Muthes zwei Menschen und er wünscht seine That möglichst zu sühnen, indem er die Leichen begraben läßt (was er selbst hätte thun können) und indem er den Erben der Erschlagenen die Erbschaft der Letzteren zuwendet; was er bei Lebzeiten auch selbst hätte thun können, ohne sich dabei der Gerechtigkeit auszuliefern."

„Daran habe ich noch nicht gedacht", sagte Elisabeth.

„Das Einfachste wäre doch nun, die Erben kommen zu lassen, ihnen, falls sie die Leichen beerdigen, das im

Bache und in der Höhle befindliche Gold zu überlassen, das Niemand von uns haben will, und dadurch der Sache ein Ende zu machen. Wollten die Erben die Reise nicht wagen angesichts der Möglichkeit, daß die Schätze bereits von anderen Goldsuchern gehoben wurden, so könnten wir die betreffenden County-Behörden davon benachrichtigen, daß in der zu beschreibenden Höhle Leichen und Gold liegen sollen, daß wir die Beerdigung der Leichen wünschen, dafür zweihundert Dollars bezahlen wollen und daß der Leichenbestatter das Gold nehmen könnte, falls es noch da ist."

„Das klingt viel geschäftsmäßiger, als Du sonst zu sprechen pflegst", meinte das junge Mädchen.

„Statt dessen äußerte Smith, dessen excentrischer Charakter sich schon in seinem starken Trinken und in seinen wiederholten Todtschlägen kund gab, den Wunsch, daß w i r mit den Erben der Sweeney's nach Idaho ziehen, dort die Getödteten beerdigen und die Erbschaft theilen sollten. Es wird von uns verlangt, durch ein von feindseligen Indianern besetztes Land zu ziehen und eine Arbeit zu verrichten, die man uns vernünftiger Weise nicht zumuthen sollte."

„Ich schaudere bei dem Gedanken an die Gefahren, welche Euch bevorstehen und vor dem Widerwillen, welchen der Anblick der verwesten Leichname hervorrufen muß", sagte Elisabeth.

„Was mich persönlich anlangt, so habe ich kein Verlangen nach irgend welchem Golde, das Idaho bergen mag", fuhr Donatus fort. „Wir haben mehr, als wir zur Führung eines einfachen Haushaltes gebrauchen, und alle Schätze Indiens könnten mich nicht veranlassen, meine Hochzeit auch nur einen Tag hinauszuschie-

ben. Der verstorbene Herr Sweeney und seine Gemahlin mögen ja, wenn sie nicht betrunken waren, vortreffliche Leute gewesen sein; aber der Gedanke, daß ich mit Lebensgefahr über tausend Meilen weit zu Fuß reisen soll, um das zu begraben, was von dem Ehepaare noch übrig ist, erscheint an sich doch ganz verschroben, wenn nicht thöricht und tadelnswerth."

„Weshalb willst Du Dich denn der Fahrt anschließen", entgegnete das junge Mädchen.

„Smith hat Irma davor bewahrt, daß sie das Opfer eines Schurken wurde. Er ist für uns gestorben. Arthur liebt Irma merkwürdiger Weise ebenso sehr, wie ich Dich. Arthur ist Dein Bruder und mein Freund. In Arthur steckt so viel Idealismus und poetischer Schwung, daß man damit drei Frühlingsdichter ausstatten und noch einen ganzen Posten dieser Eigenschaften übrig behalten könnte. Er würde Smith's thörichten Wunsch erfüllen, selbst wenn er in die Hölle hinabsteigen und den Beelzebub zwingen müßte, bei der Bestattung der schätzbaren Reste des Sweeney'schen Ehepaares mitzuwirken. Was kann ich da thun? Soll ich meinen Freund, den Bruder meiner Elisabeth, im Stich lassen, wenn sein Leben gefährdet ist? Was würdest Du von mir denken, wenn ich zur Hochzeit drängte und nach derselben behaglich im neuen Heim säße, während Dein Herz um das Leben des Bruders bangt? Du siehst, daß die Fäden, welche das Schicksal um Alle schlingt, uns nach Idaho ziehen. Ich halte diese Fahrt für eine Thorheit erster Klasse mit Eichenlaub; aber ich muß sie mitmachen. Es geht nicht anders. Also möge der Herr uns schirmen auf dem langen Zuge."

Sie betraten jetzt das Haus, von welchem aus am nächsten Tage die von Herrn Wilson sorgfältig abgefaßten Anzeigen und Schriftstücke nach Cork in Irland abgingen.

Nach ungefähr sechs Wochen traf von einem Cork'er Rechtsanwalt ein Schreiben ein, in welchem dieser im Namen der Erben sich nach den Einzelnheiten des Vermächtnisses erkundigte. Herr Wilson theilte mit, was er wußte und sagte, er und die Seinigen würden sich in kein Zusammenwirken mit den Sweeney'schen Erben einlassen, wenn diese nicht die von Herrn Wilson verfaßte Darlegung der Verhältnisse mit dem Hinzufügen bescheinigten, daß sie von letzteren Kenntniß genommen hätten und weder Herrn Arthur Wilson noch dessen Angehörige für irgend welche Verluste an Zeit und Geld und Gesundheit verantwortlich machen würden, welche etwa auf der Reise nach Idaho entständen.

Die Erben unterzeichneten die gewünschte Erklärung und theilten mit, daß im Frühjahre zwei junge Männer sich als Vertreter der Familie in Neu-Ulm einstellen würden, um gemeinschaftlich mit Arthur Wilson und dessen Begleitern den Zug nach Idaho zu unternehmen.

Vierunddreißigster Abschnitt.

Der Winter verging den Ansiedlern am Cottonwood-Flusse so schön wie der vorhergehende. White war mit dem Einbruch der kalten Jahreszeit wieder zum Fallenstellen ausgezogen und auf die Vorstellungen seiner Freunde, die Gefahr zu meiden, hatte er wieder geant-

wortet: „Fallenstellen ist mein Geschäft, und den Gefahren, welche damit verbunden sind, muß man begegnen.“ Braun und Johnson, für ihre Dienste während der Belagerung angemessen entschädigt, hatten sich White angeschlossen, da sie im Frühjahre den Zug nach Idaho mitmachen und gemeinschaftlich mit dem Trapper rechtzeitig auf dem Sammelplatz sein wollten.

Obschon Oberst Sibley's Kriegsgericht mehr als dreihundert Indianer zum Tode verurtheilt hatte, wurden die meisten der Rothhäute vom Präsidenten Lincoln begnadigt und nur 38 erlitten am 26. Dezember 1862 zu Mankato gleichzeitig den Tod am Galgen. Alle starben wie Männer. Ihr Tod, die wiederholten schweren Niederlagen der Sioux und die Fortschaffung vieler Theilnehmer an den Mordthaten nach entfernten Plätzen flößte den übrigen Indianern in Minnesota einen heilsamen Schrecken ein und trug abermals zur Beruhigung des Grenzbezirkes bei.

Die bevorstehende lange und gefahrvolle Expedition veranlaßte Arthur und Benno, mit ihren Eltern, sowie mit denen ihrer Geliebten über ihre Neigung und über ihre Zukunftspläne zu sprechen, und es wurde beschlossen, daß nach glücklicher Rückkehr der drei jungen Männer die Hochzeit des Brautpaares und die Verlobung der jüngeren Leute gefeiert werden und daß diese alsdann im nächsten Jahre ihre eigenen Heimstätten gründen sollten.

In den ersten Tagen des April trafen die beiden Vertreter der Sweeney'schen Erben ein. Es waren Bruderssöhne des Erblassers. Sie nannten sich Michael und Patrick und machten den Eindruck stämmiger, lustiger und gutmüthiger Burschen. Beide besaßen in vol-

lem Maße den Mutterwitz und die Fähigkeit, drollige Einfälle gut vorzutragen, welche so viele Söhne der grünen Insel auszeichnen. Sie erzählten, daß es den Familien sehr schwer geworden wäre, die Mittel zur Reise aufzubringen, und sie ersuchten daher in anständiger Form, aber dringend, Arthur und seine Gefährten, so bald wie möglich aufzubrechen.

White, welcher schon im fernen Westen gejagt hatte, belehrte die beiden Sweeney's, daß man mit Packpferden erst dann über die Ebenen und Berge ziehen könne, wenn Gras gewachsen sei, weil es sonst an Futter für die Thiere fehlen würde. Inzwischen wurden die Vorbereitungen für die Fahrt eifrig betrieben. Arthur und Donatus kauften vier kräftige, aber nicht zu schwere Pferde, zwei Zelte für je vier Personen, Schießbedarf, die nöthigen Gummi-Decken, Kochgeschirr und an Mundvorrath vornehmlich Speck, Schiffszwieback und Mehl, die im Verhältniß zu ihrem Nährwerth sehr leicht sind. Dazu kam eine Menge anderer nothwendiger Dinge, deren Aufzählung unnöthig erscheint.

Vor der Abreise hatte Donatus noch eine geheime Unterredung mit den Herren Radloff und Wilson, über deren Inhalt er seinen beiden jungen Freunden gegenüber Schweigen beobachtete.

Der Abschied, welcher am Montag den vierten Mai in aller Frühe stattfand, war kein leichter. Herr Wilson und Herr Radloff sagten ihren Söhnen und deren Begleitern ernst Lebewohl; aber die Mütter und die jungen Mädchen weinten bittere Thränen. Curt Radloff bemühte sich vergeblich, seiner Rührung Herr zu werden, und die jüngeren Geschwister umarmten immer

wieder ihren lieben Bruder Benno. Aber muthig zog die kleine Schaar von dannen.

So lange wie möglich ergänzten die Reisenden ihre Vorräthe durch neue Einkäufe und bis sie den Missouri-Fluß erreichten, hatten sie keine Abenteuer zu bestehen. Sie gewöhnten sich recht schnell an das Nomadenleben. Die Zelte wurden rasch aufgeschlagen und ebenso schnell abgebrochen. Selten fehlte es an guter Weide; denn die Pferde fraßen mit Begier das junge Gras, welches jetzt fast überall emporsproß; aber das Wasser war nicht immer befriedigend und mitunter für Menschen und Thiere ungenießbar. Das waren schwere Tage. Um die Mundvorräthe zu schonen und um die lediglich auf Weide angewiesenen Pferde nicht zu sehr anzustrengen, wurde meist nach einer kurzen Tagreise Halt gemacht und dann gejagt zur großen Freude zweier Hunde, die Donatus mitgenommen hatte.

Jenseits des Missouri-Flusses trafen die Reisenden mehrfach auf frische Indianerspuren.

„Wir müssen sehr vorsichtig sein; denn die vier Pferde werden die Begehrlichkeit der Rothhäute reizen und bei der Stimmung, die jetzt unter ihnen herrscht, werden sie uns niederschießen und unser Gepäck als gute Beute ansehen." So sprach White, indem er von einer Anhöhe aus auf mehrere Rauchsäulen deutete, welche aus einem Gehölze an den Ufern eines Flüßchens aufstiegen.

„Sie meinen, daß dort Indianer lagern"; fragte Benno. „Können es nicht Weiße sein?"

„Das ist möglich; aber nicht wahrscheinlich", entgegnete der Trapper. „Ich zähle fünf Rauchsäulen; das beweist natürlich, daß dort fünf Feuer brennen. In so

großer Zahl, daß sie fünf Feuer zur Bereitung ihrer Mahlzeiten brauchen, pflegen die Weißen nicht umher zu streifen. Ich bin der Meinung, daß wir wohl thun werden, jenen Rauchsäulen aus dem Wege zu gehen."

Das wurde denn auch beschlossen. Die kleine Karawane bog südwärts aus ihrem Wege, um die Indianer zu umgehen und es gelang auch den Reisenden, ihre Fahrt unbemerkt fortzusetzen.

Sie hatten fast die Grenze des jetzigen Staates Wyoming ungefährdet erreicht und nahezu die Hälfte des Weges zurückgelegt. Die Fahrt war bisher viel schneller von Statten gegangen, als sie erwarteten, und Donatus gab sich bereits der Hoffnung hin, daß sie in den ersten Tagen des August wieder am Cottonwood-Flusse sein könnten. Da bemerkten sie gegen Mittag, als sie eben Halt machen und ihre Mahlzeit bereiten wollten, vor sich einen Trupp von etwa dreißig Indianern. Trotz der weiten Entfernung, welche zwischen den Reisenden und den Rothhäuten lag, hatten letztere die Karawane ebenfalls bemerkt und beeilten sich, heran zu kommen.

„Schnell zurück nach der Bodensenkung, welche etwa zweitausend Schritte hinter uns liegt", rief White. „Vier von uns steigen zu Pferde und die Uebrigen laufen neben den Thieren her, sich am Gepäck festhaltend!"

Der Rückzug wurde schnell ausgeführt und, da unsere Reisenden einen bedeutenden Vorsprung hatten, erreichten sie die Deckung und hatten Zeit, Athem zu schöpfen, ehe die Indiner heran kamen. Diese liefen so schnell sie konnten. Sie glaubten offenbar, die Weißen würden, ohne anzuhalten, ihre Flucht fortsetzen.

Jeder der beiden Sweeney's erhielt den Auftrag, zwei Pferde nach der tiefsten Stelle der Bodensenkung zu führen und dort die Thiere festzuhalten. Die sechs anderen Männer legten sich nieder und, sobald der Feind in Schußweite kam, begann ein langsames, aber wirksames Feuer.

Die Indianer versuchten Anfangs, die Stellung der Weißen im Anlauf zu nehmen, aber nachdem acht von ihnen getödtet oder verwundet waren, warfen sie sich ebenfalls auf den Boden und krochen langsam näher, nun auch ein lebhaftes Feuer eröffnend. Es fehlte ihnen aber die Deckung und, nachdem sie abermals mehrere Todte und Verwundete verloren hatten, ohne ihren geschützten Gegnern Schaden zufügen zu können, traten sie den Rückzug an, ihre Verwundeten mit sich nehmend. Die Weißen setzten das Gefecht fort, bis die Rothhäute außer Schußweite waren. Die ließen acht Todte auf dem Kampfplatze zurück.

„Nun werden wir das Gesindel auf den Fersen haben", sprach White, seine Büchse ladend. „Ich schlage vor, daß wir uns so schnell wie möglich bis zum Einbruch der Dunkelheit zurückziehen, dann die Pferde füttern und uns noch weiter südlich wenden. Dort ist offenes Land, in dem wir mit Hülfe unserer Pferde schneller vorwärts kommen können, als die nicht berittenen Indianer uns folgen können. Dann gilt es einen Gewaltmarsch von mehreren Tagen."

Der Rath des Trappers wurde befolgt und bis zum Einbruche der Dunkelheit zog die kleine Karawane südwärts. Dann wurde gerastet und am nächsten Morgen der Weg südwestlich genommen.

Vom Feinde war nichts zu sehen; aber die Reisenden beschleunigten ihren Marsch während der nächsten zwei Tage so sehr sie konnten, um einen guten Vorsprung zu gewinnen. Vier Männer ritten, öfters im Trapp, und die vier Anderen liefen, so schnell sie konnten, neben und hinter den Pferden her. Wenn sie sehr ermüdet waren, lösten sich die Reiter ab. Für Menschen und Thiere war diese Flucht gleich anstrengend; aber man wollte, wenn irgend thunlich, ein Gefecht und die Möglichkeit eines Verlustes von Todten und Verwundeten vermeiden.

Als sie an einen Bach kamen, der südwärts floß, folgten sie auf White's Rath demselben im Wasser mehrere Meilen weit, damit die Feinde, falls sie folgten, die Spur verlören.

„Es war ein Glück für uns, daß die Rothhäute keine Pferde bei sich hatten", sagte Arthur; „denn in diesem Falle hätten wir bis zum Aeußersten kämpfen müssen."

„Wahrscheinlich waren es Indianer aus dem gebirgigen Lande, in welches wir jetzt kommen", entgegnete White. „Wir sind schon in Idaho; aber noch lange nicht an dem Bache, der auf der Karte Smith's verzeichnet ist. Ich war vor mehreren Jahren schon einmal hier; aber ich kenne die Gegend nicht genügend, um als Führer dienen zu können. Ich weiß aber, daß die vielen Berge das Jagen zu Pferde erschweren und während die Rothhäute in den Ebenen meist Ponies halten, findet man hier nur wenig Pferde; auch sind die Indianer nicht sehr zahlreich."

Die Karawane zog, nachdem sie bergiges Land erreicht hatte, nun langsam vorwärts, um Menschen und Thieren die nothwendige Erholung zu gönnen. Am

dritten Tag kreuzten sie den Platte River und zogen dann mühsam zwischen den hohen Bergen hin. Es war zeitweise ein beschwerliches Steigen; aber der Reichthum an Wild, gutem Wasser und reicher Weide machten die Fahrt zu einer verhältnißmäßig angenehmen.

Eines Morgen zogen sie im Bette eines Gebirgsbaches hin, der jetzt nur ein Rinnsal mit wenig Wasser bildete; dessen Ufer aber davon Zeugniß ablegten, daß er im Frühjahr oder nach starken Regengüssen den Boden des ziemlich breiten Thales bedeckte. Allmälig zog ein Gewitter herauf, das sich schließlich mit der furchtbaren Heftigkeit entlud, welche im Gebirge nicht selten ist.

Die mit kurzen Unterbrechungen niederfahrenden Blitze wurden von Donnerschlägen begleitet, welche mehr als ein Echo zwischen den zerklüfteten Bergen fanden.

Johnson schlug vor, unter einem hervorragenden Felsen Schutz zu suchen; da rief Benno, welcher zu der Zeit das hinterste Pferd leitete: „Zurück, zurück, der Fels stürzt nieder!“

Unwillkürlich rissen Johnson und die anderen vor Benno befindlichen Rosselenker ihre Thiere zurück, da löste sich auch der ungeheure Felsen, unter welchen Johnson sein Pferd leiten wollte, langsam und majestätisch von dem Platze los, an welchem er wahrscheinlich Jahrtausende lang gestanden, und stürzte mit einem furchtbaren Krachen in die Tiefe. Die Männer standen entsetzt, fast athemlos da. Sie waren allesammt knapp dem Tode entgangen. Zwei der Pferde rissen sich los und konnten nur mit Mühe eingefangen und beruhigt

werden. Der ungeheure Felsblock füllte fast das ganze Thal und das Wasser des Baches begann sich zu stauen.

„Schnell vorwärts", rief Arthur. „Wenn wir lange zaudern, wird die Fluth in dem engen Durchfluß so anschwellen, daß wir nicht mehr hindurch können und vielleicht Tage lang nach einem anderen Wege westwärts suchen müssen."

Mit Mühe gelang es, die am ganzen Leibe zitternden Pferde an dem Felsen vorbei und durch die enge Schlucht zu bringen, in welcher das Wasser bereits kniehoch stand.

Alsdann verzog sich das Gewitter, die Luft wurde klar und würzig und die Reisenden schlugen an einer prächtig bewaldeten Stelle des kleinen Thales ihre Zelte auf.

Es war dies das letzte Abenteuer auf ihrem Zuge nach dem Goldbache, den sie dreiundfünfzig Tage nach ihrem Abmarsch vom Cottonwood-Flusse erreichten.

Im höchsten Grade geistiger Spannung näherten sich sieben der acht Männer der Stelle, wo das gelbe Metall, wie schon so oft, Anlaß zum Blutvergießen geworden war. Sie erreichten den Bach spät am Nachmittage. Die Sonne goß ihre Strahlen über das stille Thal aus, das von hohen Bergen umringt und von einzelnen schönen Bäumen geschmückt, wie ein friedliches Idyll vor den Reisenden lag. Sie folgten den Windungen des Wassers, bis sie an die Stelle kamen, an welcher auf Smith's Karte ein rothes Kreuz die Lage der Höhle bezeichnete.

Die beiden Sweeney's, Braun und Johnson machten kein Hehl daraus, daß für sie die Frage, ob das Gold noch in der Höhle liege, die bei Weitem wichtigste

war. Arthur, Donatus und Benno waren froh, daß sie die eine und wahrscheinlich beschwerlichste Hälfte der langen Fahrt überstanden hatten; aber sie näherten sich der Höhle mit Wißbegierde. Sam White allein blieb anscheinend kühl und ruhig wie immer.

Als sie der Höhle gegenüber anlangten, deren Lage Patrick und Mike Sweeney nicht genau kannten, verlangten sie sofort nach derselben geführt zu werden, aber der alte Trapper erhob Einspruch, indem er sagte: „Die Lebenden gehen den Todten vor. Erst sorgen wir für die armen Pferde, die von der langen Reise stark mitgenommen sind; dann wollen wir das Loch untersuchen."

So geschah es. Das Gepäck wurde abgeladen, die Pferde auf einem guten Weideplatze am Bache angebunden, die Zelte aufgeschlagen und dann begaben sich die acht Männer mit ihren Gewehren in die Höhle.

Unweit des Einganges lagen noch einige verkohlte Holzstücke. Hier hatte das Feuer gebrannt, neben welchem Smith seinen Partner und dessen Frau niederstach.

Sie betraten die zweite Abtheilung des unterirdischen Gelasses, in welchem Smith gehaust hatte und bemerkten in einer Ecke einige Felle. Mehr konnten ihre an das Tageslicht gewohnten Augen nicht erkennen und sie mußten Licht machen, um den hintersten Theil der Höhle zu untersuchen.

White schlug vor, einen Ast von einem harzigen Baum zu suchen und eine Kienfackel zu entzünden; aber jetzt verließ die beiden Sweeney's ihre ohnehin geringe Geduld. Sie brannten nacheinander einige Streichhölzer an und bei deren unsicherem Scheine erkannte man, daß an einer Stelle im Hintergrunde der zweiten Abtheilung mehrere Steine aufeinander geschichtet waren.

„Es war Nimand hier. Das Gold muß da sein“, rief Patrick entzückt und räumte eifrig die Steine hinweg. Mike und Braun halfen ihm und bald war der Eingang zur dritten Abtheilung frei.

Nun betraten die acht Männer nacheinander den hinteren Raum. Beim unsicheren Licht der Streichhölzer sahen sie zwei menschliche Körper neben einander und alsbald fanden die Suchenden in einer Ecke einen beträchtlichen Haufen Goldkörner und Goldstückchen, welcher den Tod zweier Menschen veranlaßt hatte.

„Morgen früh werden wir die beiden Leichen begraben“, sagte Arthur, „und dann können wir das vorhandene Gold so theilen, wie Herr Smith es bestimmt hat. Wir wollen dann auch feststellen, ob und unter welchen Bedingungen das Suchen nach Gold im Bache fortgesetzt werden soll.“

Dieser Entscheidung fügten sich Alle, obschon Einige lieber gleich „getheilt“ hätten.

Am nächsten Morgen wurden die sterblichen Ueberreste der von Smith Getödteten beerdigt und alsdann zunächst dem dringenden Wunsche der beiden Sweeney's gemäß die Theilung des Goldes vorgenommen, was mittels einer Waage geschah, welche Arthur zu diesem Zwecke mitgebracht hatte. Es fand sich, daß auf jeden der beiden Theile so viel des gelben Metalles entfiel, daß daraus etwa zwanzig tausend Dollars geprägt werden konnten.

Arthur belohnte Braun und Jones reichlich für ihre Dienste und bat dann den Trapper, ebenfalls einen Theil des Goldes anzunehmen.

„Sie haben uns Alle durch Ihren Rath, durch Ihre Hülfe und endlich auch noch durch Ihre Theilnahme an

diesem Zuge so tief verpflichtet", sagte der junge Wilson, „daß wir immer in Ihrer Schuld bleiben werden. Aber Sie sollten wenigstens als ein Zeichen unserer Dankbarkeit und als eine Entschädigung für die viele uns geopferte Zeit einen Theil dieses Goldes annehmen. Sie haben es reichlich verdient."

White lächelte, als er sagte: „Ich habe nur meine Sommer-Ferien mit Ihnen verlebt; das heißt die Zeit, in der ich meinem Berufe nicht nachgehen konnte. Ich bin Ihr Gast gewesen. Sie haben mich sehr gut bewirthet und dafür stehe ich eigentlich in Ihrer Schuld. Die Dienste, welche ich Ihnen erwies, leistete ich aus Freundschaft für Sie und dafür lasse ich mich nicht bezahlen. Uebrigens habe ich mir im Laufe der Jahre so viel erspart, daß ich davon leben kann, wenn das Alter mich am Fallenstellen hindert und ich in meinem Berufe nicht einen plötzlichen Tod finde."

Bei dieser Entscheidung beharrte der Trapper, trotz lebhaften Zuredens von Seiten der jungen Leute.

Es wurde dann das Abkommen getroffen, daß die beiden Sweeney's, Johnson und Braun im Bache weiter nach Gold sehen sollten; Braun und Johnson für Rechnung Arthur's. Dieser verpflichtete sich, seinen Antheil mit den beiden Männern zu theilen, welche treu zu den Ansiedlern am Cottonwood-Flusse gehalten hatten. Sie waren sehr dankbar für Wilson's Anerbieten und man besprach nun die bevorstehende Trennung.

Arthur erklärte sich bereit, den Goldsuchern die Hälfte der Lebensmittel und des Schießbedarfs zu überlassen und White sagte:

„Wenn Ihr Herren meinem Rathe folgen wollt, so macht Ihr Euch sofort nach der Pacific-Küste auf den

Weg, verkauft dort Euer Gold, schafft mehr Lebensmittel und noch etliche Werkzeuge an, deren Ihr bedürft, ladet das Alles auf zwei oder drei Packpferde und kehrt hierher zurück. Die drei Herren vom Cottonwood-Flusse und ich treten mit den vier Pferden die Rückreise nach Minnesota an. Der Stille Ocean ist von hier in zwanzig Tagen zu erreichen und die Reisenden werden bald auf Ansiedlungen treffen. Sie brauchen deshalb zur Hinreise keine Packpferde."

Diese Vorschläge fanden allseitige Zustimmung und White fuhr fort:

„Es leben weder hier noch in Oregon, welches die Herren durchziehen müssen, viele Indianer; doch warne ich Euch, vor ihnen auf der Hut zu sein; denn sie sind, wie wir ja erfahren haben, gefährliche Feinde. Von ihrem Scharfsinne habe ich einst am Devil's Lake, als ich dort Fallen stellte, ein merkwürdiges Beispiel erlebt. Es waren dort außer mir mehrere Trapper thätig, Weiße und Indianer. Eines Tages traf ich bei einem Streifzug eine Rothhaut, die sich beklagte, daß ein alter Weißer, ein kleiner Mann mit einem kurzen Gewehre und einem kleinen Hunde mit einem Stumpfschwanze, ihm Hirschfleisch gestohlen hätte, welches zum Trocknen aufgehängt war. Ich fragte den Indianer, wie er im Stande sei, eine so ausführliche Beschreibung des Diebes zu geben und er entgegnete: „Daß der Mann klein war, konnte ich daraus sehen, daß er einige Steine aufhäufen mußte, um an das Hirschfleisch zu gelangen. Dabei hatte er sein Gewehr an einen Baum gestellt und beim Wegnehmen etwas Borke abgekratzt. Daraus ersah ich, daß die Büchse kurz ist. Seine Fußspuren zeigten, daß er mit den Füßen nicht einwärts ging, wie ein

Indianer, sondern auswärts wie ein Weißer und aus seinen kurzen Schritten schließe ich, daß er ein alter Mann ist. Sein Hund hatte sich in den Schnee gesetzt und da konnte ich erkennen, daß er klein ist und einen Stumpfschwanz hat." — Einem weißen Manne wären die meisten dieser Zeichen entgangen, aus welchen die Rothhaut mit Sicherheit eine Beschreibung des Diebes, seines Gewehres und seines Hundes geben konnte. — Zwei Tage später hing der Skalp des Spitzbuben am Gürtel des Indianers."

Nachdem die Theilung des Mundvorrathes und des Schießbedarfs vorgenommen war und Arthur den Goldsuchern eins der beiden Zelte überlassen hatte, traten White, Benno, Arthur und Donatus die Heimreise an. Sie hielten sich, nachdem sie das Thal des Baches hinter sich hatten, etwas weiter südlich und machten kurze Tagreisen, um die Pferde zu schonen. Da sie aber ritten, wo das Gelände dafür günstig war, kamen sie verhältnißmäßig schnell vorwärts.—

Während sie heimwärts zogen, hatte Herr Sibley, welcher mittlerweile zum General ernannt worden war, mit vier tausend Mann einen Zug gegen die Bande Little Crows und diejenigen Indianer unternommen, welche sich seit seiner Niederlage am Wood Lake mit dem Sioux-Häuptlinge vereinigten. Sibley brach am 16. Juni 1863 auf und, nachdem er mehr als fünfhundert Meilen zurückgelegt hatte, befanden sich bei seiner kleinen Armee viele Kranke; namentlich solche, deren Füße wund waren und die nicht weiter marschiren konnten. Der General errichtete daher am Cheyenne-Flusse ein Lager, ließ die zu weiteren Diensten Unfähigen, sowie drei Kompagnien kampffähiger Soldaten

dort zurück und drang mit dem Reste seiner Truppen schnell vorwärts. Am vierundzwanzigsten und am sechsundzwanzigsten Juli hatte er mit der Nachhut der Indianer Gefechte und am achtundzwanzigsten Tage desselben Monats kam es am Missouri-Flusse zu einer entscheidenden Schlacht. Die Indianer waren sämmtlich beritten, etwa 2500 Mann stark und sie leisteten tapferen Widerstand. Aber nach mehrstündigem Kampfe wurden sie vollständig geschlagen. Sie verloren ihre Wagen, ihre Zelte sowie ihre Vorräthe von getrocknetem Fleische und flüchteten über den Strom, wobei eine Anzahl der Krieger in den schäumenden Fluthen ertrank.

Durch diese Niederlage wurde die Widerstandskraft der Sioux gebrochen. Sie zogen so schleunig wie sie konnten weiter nördlich und westlich und die Ansiedlungen wurden dadurch vor Angriffen von Seiten der Rothhäute auf die Dauer sicher gestellt.

Am 13. September langte Herr Sibley mit seinen Truppen wieder in Fort Snelling in Minnesota an. Später wurde er vom Präsidenten zum Mitgliede einer Commission ernannt, welche in Fort Sully mit den feindlichen Indianern einen Frieden vereinbarte.—

Unsere Reisenden zogen mit Vermeidung der Gegend, in welcher sie Indianer vermutheten, vorsichtig vorwärts. Nachts hielten sie abwechselnd Wache und die drei jungen Männer sprachen viel von ihrer Sehnsucht nach ihren Lieben, sowie von ihren Plänen für die Zukunft.

Die Fahrt der kleinen Karawane verlief ohne Störung, bis sie den Nord-Platte-Fluß erreicht hatten. Sie konnten sich jetzt durch das Gebirge nordöstlich wenden,

um den südlichen Theil Dakota's zu erreichen. Das war der kürzeste Weg nach der Heimath.

„Jetzt hat unser verhältnißmäßig sorgloses Reisen ein Ende", sagte am Abende eines Marsches durch ein sehr unebenes Gelände White, als die kleine Gesellschaft beim Essen saß. „Reiten wir nordöstlich durch das Gebirge, so kommen wir bald auf die Ebene und wenn, wie wir annehmen müssen, die Sioux westlich getrieben wurden, werden in Dakota mehr von ihnen umherstreifen, als uns lieb sein kann. Vielleicht wäre es deshalb am besten, wenn wir auf dem südlichen Ufer des Platte-River blieben, bis wir in eine besiedelte Gegend kommen, um dann nordwärts nach Minnesota zu gelangen. Es wäre das ein weiter Umweg; aber die Straße wäre meiner Ansicht nach bedeutend sicherer als der Weg durch die Ebenen von Dakota."

„Unsere Pferde sind jetzt in gutem Zustande", meinte Donatus, „und wir können ihnen einen scharfen Ritt zumuthen; besonders dann, wenn wir das Zelt und andere schwere Gepäck-Stücke zurücklassen, die wir allenfalls entbehren können. Was mich anbelangt, so will ich lieber von jetzt an jede Nacht im Freien schlafen und noch einen Kampf mit den Indianern ausfechten, als acht Tage später am Cottonwood-Flusse anzukommen."

„Die Frage ist nur, ob wir überhaupt Minnesota jemals wieder sehen, wenn wir den kürzesten Weg einschlagen", entgegnete der Trapper. „Ich rechne, daß Dakota jetzt von Sioux wimmelt, welche ohne Zweifel jeden Weißen skalpiren möchten, dessen sie habhaft werden können. Unsere Pferde sind allerdings in gutem Zustande; aber die Indianer-Ponies dürften an Ausdauer unsere Thiere doch übertreffen und viele Hunde

sind des Hasen Tod. Wir sind zu schwach, um uns gegen eine herumziehende Kriegerschaar mit Erfolg zu vertheidigen, und selbst wenn wir einen Angriff abschlagen, wird ein Theil der Rothhäute auf unserer Spur bleiben, während andere Verstärkungen herbeiholen."

„Auch mich treibt es heimwärts und ich bin gerne bereit, einige Gefahren mit in den Kauf zu nehmen, wenn wir dadurch unseren Marsch beschleunigen können", erklärte Arthur. „Wenn aber unser erfahrener Freund der Ansicht ist, daß wir Dakota als ein zu gefährliches Gebiet meiden sollten, bin ich bereit, den vorgeschlagenen Umweg zu machen."

„Der Muth ist eine Tugend", sagte White. „In der Uebertreibung wird er aber zur Tollkühnheit und zu einem Fehler. Wenn Ihr jungen Herren das Wagniß unternehmen wollt, werde ich Euch nicht verlassen; ich meine aber, Ihr seid es Eueren Familien und besonders den jungen Damen schuldig, Euch auf keine allzu großen Wagnisse einzulassen."

Donatus dachte an das, was Frau Wilson über das Vermeiden großer Gefahren gesagt hatte und er sprach deshalb: „Wenn Herr White einen Umweg um Dakota herum ernstlich befürwortet, bin ich bereit, seiner Ansicht mich unterzuordnen. Ja ich gestehe, daß mir seine Bedenken jetzt völlig einleuchten."

In Folge dieser Unterredung wurde der North-Platte-Fluß nicht überschritten, sondern die Karawane zog am südlichen Ufer ostwärts.

Damals befanden sich im Territorium Nebraska erst verhältnißmäßig wenige Ansiedler und mehr Indianer. Vorsicht war also auch auf diesem Marsche geboten. White ritt gewöhnlich an der Spitze des Zuges und

hielt sorgfältig Umschau. Das Gepäck war so eingetheilt, daß das Zelt und andere allenfalls entbehrliche Dinge leicht abgeworfen werden konnten und die Pferde wurden geschont, um im Falle der Noth bei Kräften zu sein. Bis zur Vereinigung des nördlichen mit dem südlichen Platte-Flusse erlebten die Reisenden keine Abenteuer. Dort fanden sie die ersten Spuren von Indianern. Etwa vierzig Zelte hatten da gestanden. Sie waren abgebrochen und offenbar nach dem Flußufer geschafft; also in Canoes verschifft worden. Die Spuren von Pferden und Kühen führten stromabwärts. Es hatte sich also ein Dorf, welches mindestens vierzig Krieger zählte, nach andern Jagd- oder Weide-Gründen umgesehen und es zogen jetzt die Rothhäute in derselben Richtung, welche unsere Reisenden verfolgten. Der Umstand, daß der Stamm Boote besaß, ließ außerdem darauf schließen, daß er am Flußufer bleiben würde.

„Die Spuren sind noch ziemlich frisch; höchstens drei Tage alt“, erklärte White. „Die Krieger haben Pferde, würden also im Stande sein, uns beritten zu verfolgen und da sie die Gegend jedenfalls genauer kennen als wir, so wären wir bei einem Zusammentreffen mit diesen Rothhäuten entschieden im Nachtheile. Es bleibt uns nichts übrig, als ihnen auszuweichen und vielleicht ist es am zweckmäßigsten, wenn wir eine Fuhrt suchen, welche uns auf die Nordseite des Platte-Flusses bringt.“

Eine seichte Stelle im Wasser war in dieser trockenen Jahreszeit bald gefunden und, nachdem die Reisenden auf die Nordseite gelangt waren, machten sie einen weiten Bogen nach dem Nordosten, um die Stelle zu umge-

hen, an welcher die Indianer sich wahrscheinlich niedergelassen hatten.

Am zweiten Tage um die Mittagszeit hatten die vier Reisenden sich gelagert, um zu speisen und um ihre Thiere weiden zu lassen. Sie befanden sich in einer kleinen Bodensenkung und waren sehr erstaunt, ja erschreckt, als vielleicht achthundert Schritte von ihnen ein berittener Indianer auftauchte, der die kleine Gruppe ruhig musterte.

White war verschwunden; aber aus einem kleinen Busch, der kaum hoch genug war, ihn in liegender Stellung zu verstecken, tönte gedämpft seine Stimme.

„Der Kerl ist außer Schußweite. Wenn er entkommt, sind wir wahrscheinlich verloren. Bindet mein Pferd fest an jenen großen Stein und dann reitet schnell nordwärts davon, mein Thier scheinbar im Stiche lassend.“

Donatus, Arthur und Benno thaten schnell, was der Trapper ihnen gerathen hatte, und waren in der wellenförmigen Ebene bald den Blicken White's entschwunden. Der Indianer hielt unbeweglich auf derselben Stelle. Er zögerte. Wahrscheinlich überlegte er, ob er den drei Reitern folgen, oder sich des zurückgelassenen Packpferdes bemächtigen sollte. Er kam langsam näher. Er machte Halt und musterte die Stelle, an welcher die Weißen gerastet hatten. Wieder ritt er etwa hundert Schritte und er schien jetzt das niedrige kleine Gebüsch zu mustern, in welchem der Trapper lag. Offenbar war der rothe Krieger mißtrauisch; denn er schickte sich an, die Lagerstelle zu umreiten. Wäre das geschehen, so hätte der Trapper, um schußfähig zu sein, seine Stellung ändern und dadurch seine Anwesenheit verrathen

müssen. Da krachte ein Schuß aus der Büchse White's und das Pferd des Indianers brach zusammen. Der Trapper lud im Liegen sein Gewehr. Der Indianer, der mit seinem Thiere zu Fall gekommen war, sprang auf, zielte und feuerte seine Kugel gegen das kleine Gebüsch ab.

„Du Narr", brummte White, löste sein Pferd, schwang sich auf dasselbe und folgte dem Indianer, der sich durch die Flucht zu retten suchte. Als der Trapper dem Flüchtigen auf etwa hundert Schritte nahe gekommen war, hielt er, stieg ab und legte seine Büchse auf den rothen Krieger an. Er wartete darauf, daß dieser sich zu Boden warf, ging dann näher heran und schoß ihn todt. Darauf bestieg er wieder sein Pferd und folgte seinen Begleitern.

Alsbald traf er mit den jungen Leuten zusammen. „Ich mußte erst das Pferd erschießen, damit dasselbe nicht etwa herrenlos in das Dorf lief und die Krieger alarmirte. Hätte die Rothhaut ihre Kugel im Laufe behalten, bis ich mich erhob, so wäre der Kampf zwischen uns beiden noch ein annähernd gleicher gewesen. Nachdem er sein Gewehr blindlings abgefeuert hatte, war er verloren. — Jetzt aber eine Zeitlang vorwärts in nordöstlicher Richtung, so schnell uns unsere Pferde tragen können; denn es ist wahrscheinlich, daß noch mehr Indianer in der Nähe sind und daß sie bald unserer Fährte folgen werden."

Die Reisenden warfen alles entbehrliche Gepäck ab und sprengten dann eilig davon, bis sie gegen Sonnenuntergang an einen kleinen fast wasserlosen Bach kamen, an dessen Ufern etwas Gebüsch wuchs, in welchem sie Deckung suchten. Die angebundenen Pferde fanden

reiche Weide und genügend Wasser, so daß Menschen und Thiere sich stärken und für die Anstrengungen des nächsten Tages ausruhen konnten.

Die kleine Karawane wurde nicht verfolgt. Wahrscheinlich war der Krieger, welchen Smith erschossen hatte, auf die Jagd geritten und wurde erst nach einigen Tagen vermißt. Da war es demnach für die Verfolgung zu spät. Die vier Männer ritten drei Tage in östlicher Richtung weiter und suchten dann wieder den Platte-Fluß auf, welchem sie folgten, bis sie an die Stelle kamen, wo heute das Städtchen Columbus liegt und wo der Wasserlauf sich östlich wendet. Dort trafen sie auf die ersten Ansiedler und erfuhren, daß der General Sully mit einer starken Truppenmacht den Missouri hinauf gezogen und daß die Gegend frei von Indianern war. Nun ritten sie in nord-, nord-östlicher Richtung auf Minnesota zu und langten ohne weitere Abenteuer Sonnabend den neunundzwanzigsten August gegen Abend etwa zehn Meilen westlich von den Blockhäusern an den Ufern des Cottonwood-Flusses an. Sie hätten noch an demselben Tage daheim sein können; aber sie, wie ihre Pferde, waren ermüdet, es wäre sehr spät geworden und sie beschlossen, lieber am selben Abend eine Reinigung ihrer Kleidung und ihrer Wäsche vorzunehmen; denn sie sahen sehr unsauber und herunter gekommen aus. Es wurde daher im Flusse ein großes Waschfest veranstaltet, man badete gründlich, die vier Pferde wurden geschwemmt, die gewaschenen Hemden am Lagerfeuer getrocknet und die Kleider sorgfältig gereinigt.

Am Sonntag Morgen zu guter Stunde brach der kleine Reitertrupp ostwärts auf. Im leichten Trabe

ging es vorwärts durch die köstliche Morgenluft. Gern hätten die drei jungen Männer, die von Sehnsucht nach all ihren Lieben beseelt waren, eine schärfere Gangart gewählt, aber White mahnte zur Schonung der guten Thiere. welche ihnen fast vier Monate lang so treu gedient hatten.

Als sie um eine Biegung des Weges ritten, erblickten sie nicht weit von Werner's Gehöft zwei neue Blockhäuser nebst den dazu gehörigen Scheunen und Ställen.

„Hier scheinen sich neue Ansiedler niedergelassen zu haben", meinte Benno.

„Die Häuser sind unbewohnt", sagte Arthur.

„Ich hatte gehofft", sprach Donatus, „wir würden uns den Häusern Eurer Eltern so nähern, daß Ihr die neuen Gebäude heut nicht sehen könntet. Dieses Vergnügen ist nun gestört worden. Aber wegen weiterer Aufklärung müßt Ihr Euch an Eure Herzensdamen wenden."

Fünfunddreißigster Abschnitt.

Jetzt erreichten die Reisenden die Blockhäuser.

Beim Scheiden und beim Widersehen fühlt das Menschenherz, wie warm es liebt, und Worte können das nicht schildern. Deshalb überlassen wir es der Vorstellungskraft unserer Leser, sich die Ueberraschung und die Freude auszumalen, welche die zwar ersehnte, aber doch unerwartete Heimkehr der drei jungen Männer und ihres Freundes in den beiden Blockhäusern am Cottonwood-Flusse erregte. Denn auch der alte Sam White wurde bei Wilson's wie bei Radloff's wie ein

Mitglied der Familien angesehen und den vier Radloff'schen Jungen von Curt abwärts erschien der Uncle Sam, wie Sie White nannten, als das Urbild amerikanischen Heldenthums. Die Knaben hörten ihre Eltern, wie auch Benno, Arthur und Donatus von dem alten Manne immer nur mit großer Verehrung sprechen. Die jungen Radloff's wußten, ja sie hatten es bei der Belagerung ihres väterlichen Hauses selbst erlebt, daß Uncle Sam eine Menge Indianer getödtet hatte. Nichts machte die Jungen glücklicher, als die Liebenswürdigkeit, mit welcher White die zahllosen Fragen beantwortete, die von seinen jungen Freunden an ihn gestellt wurden, und nachdem er seinen Bewunderern gar gezeigt hatte, wie man die kleinen Raubthiere in Fallen fängt, welche sich an Flußufern und in der Nähe von Hühnerställen aufzuhalten pflegen, da kannte die Verehrung und die Begeisterung der Jungen für den alten Trapper keine Grenzen mehr.

Der alte Herr wurde denn auch durch das allseitige Zureden und durch die stürmischen Bitten seiner jüngeren Freunde bewogen, sich in dem Radloff'schen Hause von den Anstrengungen des Zuges nach Idaho auszuruhen.

Es gab zunächst viel zu erzählen und dann viel zu thun. Werner sandte einen Brief mit einem kurzgefaßten Reisebericht an Brenneck, deutete an, daß alsbald am Cottonwood-Flusse drei Hochzeiten stattfinden würden und bat seinen Freund dringend, bei dieser Gelegenheit sein Gast zu sein.

Arthur und Benno erfuhren, daß ohne ihr Wissen schon im letzten Winter das Holz für den Bau von Häusern und Ställen oberhalb des Flusses geschlagen wurde,

damit drei Heimstätten für drei junge Paare zum Spätsommer fertig wären. Die beiden Jünglinge wollten Irma und Mary Vorwürfe darüber machen, daß diese über den Plan geschwiegen; aber die jungen Mädchen konnten versichern, daß nur die Eltern und Donatus davon wußten.

Donatus mußte sich manche Vorwürfe von seinen Freunden gefallen lassen. Benno nannte ihn einen Duckmäuser und Arthur behauptete, er könne so stumm sein, wie eine Auster und man müsse sich vor einem so schweigsamen Menschen in Acht nehmen.

Donatus lachte und sagte: „Das kommt davon, wenn man seinen Freunden im Verein mit deren Eltern eine Ueberraschung bereiten will. Da wird man ausgeschimpft. Aber wenn Ihr jetzt nicht artig seid, überrasche ich Euch nie wieder; auch nicht zu Weihnachten."

Elisabeth aber lobte ihren Anbeter, weil derselbe auf einer fast viermonatlichen Reise gegenüber seinen Begleitern ein Geheimniß bewahren konnte und sie gestand, daß sie dies nicht vermocht hätte.—

Arthur, Benno und Werner machten einen gemeinsamen Versuch, Sam White an die Ansiedlung zu fesseln. Sie boten ihm ein Zimmer in ihren Häusern an; hatten aber keinen Erfolg.

„Sie wollen am Ende aus einem nomadisirenden Jäger noch einen seßhaften Mann machen", sagte White lächelnd, nachdem er zugestimmt hatte, bis nach dem Hochzeitsfeste zu bleiben. „Aber so lange meine Kräfte vorhalten, werde ich meinem einmal gewählten Berufe nachgehen. Ich habe mich zu sehr an das ungebundene Leben des Trappers gewöhnt, um ihm entsagen zu kön-

nen, und dieser Winter wird, wegen der Vertreibung aller rothen Jäger, für mich voraussichtlich große Jagdbeute liefern."—

In beiden Familien wurden nun emsige Vorbereitungen für das bevorstehende seltene Fest getroffen. Manches war schon während der Abwesenheit unserer fahrenden Ritter geschehen; aber die Einkäufe des Hausrathes und die innere Einrichtung der Gebäude nahmen doch während der nächsten Wochen die volle Aufmerksamkeit aller Betheiligten in Anspruch und zwischen den Verlobten fanden mancherlei Berathungen statt.

Die Hochzeit war auf Montag den 28. September festgesetzt und Arthur bat seinen Vater, das mitgebrachte Gold vorher zu verkaufen und dem Wunsche Smith's gemäß den Erlös zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden, was auch geschah.

„Der gefahrvolle Zug nach Idaho, der fast vier Monate gedauert hat und von welchem Du so braun wie ein Indianer zurückgekehrt bist, hat hoffentlich Deine große Reiselust und Deinen Durst nach Abenteuern auf lange Zeit befriedigt", sagte Elisabeth lächelnd. „Ich wünsche mir nämlich einen Gatten, der daheim bleibt."

„Wer nicht ein unverbesserlicher Vagabund ist", entgegnete Donatus, „der unternimmt doch Reisen nur zu einem bestimmten Zweck und ist befriedigt, wenn er den erreicht hat. Ich zog aus meiner Heimath in die Ferne, um mein Glück zu suchen und ich habe es gefunden, indem ich das schönste und edelste Mädchen gewann, das jemals lebte."

„Unsere Hochzeit steht bevor", sprach Elisabeth tadelnd, „und Du solltest jetzt aufhören, mir die überschwänglichsten Schmeicheleien zu sagen."

„Leider habe ich Dein Herz erst nach langem Werben und nur dadurch gewonnen, daß ich alle Selbstständigkeit opferte", klagte Werner. „Du solltest aber Deine Gewalt nicht mißbrauchen, indem Du mir verbietest, meiner Liebe zu Dir und meiner Verehrung für Dich Ausdruck zu verleihen. Auch das kleinste Würmchen krümmt sich, wenn es getreten wird und wenn Du es mir wehrst, Dich für die Schönste und Edelste Deines Geschlechtes zu erklären, dann werde ich rebelliren."

„Du kündigst mir also schon vor der Hochzeit den Gehorsam auf, von dem Du so viel geredet hast", sagte Elisabeth. „Wer hat mir denn versprochen, daß alle meine Wünsche für ihn Befehl sein würden, falls ich sein Weib werde? Ich hätte alle diese schönen Versprechungen schriftlich verlangen sollen und es wäre überhaupt rathsam, daß junge Mädchen sich die Betheuerungen ihrer Liebhaber schwarz auf weiß geben ließen. Wenn alsdann der Ehemann von seinen Versprechungen abweichen wollte, konnte sie ihm sein Schriftstück vorlegen."

„Niemals wirst Du Anlaß haben, über meinen Wortbruch zu klagen", versprach Donatus. „Sagte ich heute auch nur ein Wort, das im Widerspruch mit meinen früheren Betheuerungen steht? Ich wiederhole nur, was ich immer versicherte. Habe ich Dir nicht immer gesagt, daß Du das schönste und edelste Mädchen bist? Soll ich jetzt etwa behaupten, Du wärest ein häßliches Ding?"

Elisabeth lachte. „Ich finde es schwer, mit Dir zu streiten", entgegnete sie. „Aber ich bitte Dich ernstlich, Deine überschwänglichen Schmeicheleien zu unterlassen."

„Solcher habe ich mich nie schuldig gemacht", entgegnete Werner „Ich verabscheue sie und finde, daß ein Schmeichler niedrige Gesinnung verräth, indem er Unwahrheiten sagt, und daß er eine geringe Meinung von dem Verstande Derjenigen kund giebt, die er mit Ueberschwänglichkeiten belästigt. Ich aber bin tief betrübt, ja fast empört darüber, daß Du mich für einen Menschen hältst, der sich selbst erniedrigen und Dich beleidigen könnte."

„Jetzt weiß ich wieder einmal nicht, ob Du scherzest oder im Ernste sprichst", entgegnete Elisabeth.

„So glaube mir doch, daß ich Dich bis zur Anbetung liebe und verehre", sagte Donatus innig. „Du sprachst die Hoffnung aus, daß meine Lust am Reisen und an Abenteuern jetzt hoffentlich befriedigt sei, und ich versicherte der Wahrheit gemäß, daß dem so wäre, nachdem ich auf der Jagd nach dem Glücke Dich gefunden. Jedes Wort kam mir vom Herzen. Ich verlange nichts mehr in Gottes weiter Welt, als daß mir meine Elisabeth und ihre Liebe erhalten bleiben. Mögen andere Menschen nach Macht und Herrlichkeit und nach Reichthum streben; ich gönne ihnen die ganze Erde, wenn ich nur meine Heimstätte und das edle Weib behalte, das mir sein Herz geschenkt hat!"

Werner hatte beide Hände des schönen Mädchens erfaßt und sah ihm tief in die Augen. Elisabeth war von seinem Gefühlsausbruch ergriffen. Sie küßte ihn und sagte: „Ich weiß ja, daß Du gut bist und ich wollte Dir gewiß nicht wehe thun. Aber ich hätte es gerne, wenn Du mich über alle anderen Frauen nicht so hoch erheben würdest. Du thust den Andern Unrecht und mir zu viel Ehre an. Es genügt mir vollkommen,

wenn Du mir sagst, daß ich Deine Elisabeth bin, die Du von Herzen lieb hast."

Donatus lächelte wieder, als er sagte: „Ich will versuchen, auch diesen Deiner Wünsche zu erfüllen; aber ich fürchte, der Versuch wird mißlingen. Denn was ich sage, kommt aus dem Herzen und „wessen das Herz voll ist, dessen geht der Mund über", sagt ein altes deutsches Sprüchwort."

„An Deinen Gehorsam glaube ich nicht recht", entgegnete das Fräulein bedenklich; „aber ich hoffe, daß wir uns immer leicht verständigen und im Einverständniß mit einander leben werden, denn ich weiß, daß Du gut und klug bist und mich lieb hast; deshalb werde ich Dir wahrscheinlich nur selten widersprechen."

Werner umarmte und küßte seine Braut. „Wie beklage ich es, daß meine Eltern Dich nicht kennen lernten und Zeugen des reinen, hohen Glückes wurden, das ich Dir verdanke. Wie hätten sie sich gefreut und wie hätten sie Dich geliebt!" —

Die drei Brautpaare verlebten viele selige Stunden mit solchem und ähnlichem Geplauder, dessen Reize Unbetheiligten so unverständlich sind, wie kleinen Knaben algebraische Gleichungen. Dazu kam für die jungen Leute die Freude an der Einrichtung des eigenen Heims, über welche zwischen den jungen Damen, den drei Freunden und den beiden Elternpaaren wiederholt höchst wichtige Verhandlungen stattfanden.

Endlich kam der Tag heran, an welchem die sechs jungen Leute den Bund für's Leben schlossen. Die Feierlichkeit wurde in aller Stille und nur im Familienkreise vollzogen und nach derselben vereinte eine Mahlzeit die drei Brautpaare, deren Eltern, Geschwi-

ster, Brenneck und Sam White zu einem fröhlichen Feste, bei welchem mancher kräftige und witzige Trinkspruch ausgebracht wurde.

Donatus, unterstützt von den andern Herren und Damen, bemühte sich, die beiden Gäste zur dauernden Niederlassung zu bewegen. Dem Trapper stellte er vor, daß er ja von hier aus gelegentliche Jagdausflüge unternehmen könnte und Brenneck suchte er durch die Aussicht zu gewinnen, daß er mit seinen bedeutenden Mitteln sowie mit seiner reichen Erfahrung die Besiedlung der Gegend mächtig fördern und vielfach segnend eingreifen könnte.

White versprach, sich am Cottonwood-Flusse niederzulassen, wenn ihm das Jagen und Fallenstellen beschwerlich fallen sollte und Brenneck entgegnete: „Es ergeht mir just so, wie Herrn White. Auch ich bin kein seßhafter Mann. Seit länger als einem viertel Jahrhundert durchstreife ich dieses Land von New York bis San Francisco und mitunter Theile Europa's. Ich habe gejagt und nach Gold gesucht. Nachdem ich von letzterem eine größere Menge gefunden, begann ich zu spekuliren. Allerdings habe ich das Zustandekommen manches löblichen Unternehmens bewirkt; meist aber habe ich mich nur an solchen Geschäften betheiligt, die einen ansehnlichen Nutzen versprachen. An diese etwas aufregende Thätigkeit bin ich gewöhnt. Zum Patriarchen, der sozusagen als Stellvertreter der Vorsehung wirkt, eigne ich mich gar nicht. Ich habe mich in dieser Rolle einmal versucht und dabei kläglich Schiffbruch gelitten. Ich wollte die Zukunft eines jungen Mannes günstig gestalten, den ich auf einer Ozeanreise kennen gelernt hatte; er aber erwies sich ganz widerwillig."

Donatus rückte etwas unruhig auf seinem Stuhle hin und her; Brenneck aber leerte sein Glas und fuhr dann freundlich lächelnd fort:

„Durch mir befreundete Leute brachte ich meinen Schützling in ein großes Geschäft und verschaffte ihm ebenfalls durch Freunde den Vorzug, daß er in die Familie seines Chefs eingeladen wurde. Dieser hatte nur ein Kind, eine sehr hübsche Tochter, welche den jungen Deutschen alsbald schätzte. Dieser hätte nun leicht der Schwiegersohn seines reichen Chefs werden und dadurch die Pläne verwirklichen können, die ich als selbsterwähltes Werkzeug der Vorsehung entworfen hatte."

Werner saß wie auf Kohlen; aber Brenneck fuhr unbarmherzig fort: „Sie sehen aus dieser wahrhaftigen Geschichte, daß ich mich in der Rolle bereits versuchte, welche mein junger Freund mir zugedacht hat und daß ich einen vollständigen Fehlschlag erlebte; trotzdem ich allen Ernstes versuchte, aus dem hübschen Fräulein und meinem Schützlinge ein Ehepaar zu machen. Dieser behauptete, die junge Dame würde ihm ihre Neigung und ihr Vermögen in die Ehe bringen und da er das nicht vermöchte, müsse er seine gute Stellung aufgeben und nach Minnesota flüchten, um aus einer Lage befreit zu werden, die sich für alle Betheiligten immer peinlicher gestalte. Also: zum Vertreter der Vorsehung eigne ich mich nicht."

Die Tafelrunde hatte schon vermuthet, daß Brenneck auf seinen jungen Freund abzielte; als er aber Minnesota als das Reiseziel seines Schützlings nannte, wurde es Allen klar, wer gemeint war.

Arthur ergriff sein Glas, ließ es an dem Werner's erklingen und sagte: „Allezeit ehrlich und treu!" Und

jeder von der Tafelrunde stieß mit Donatus an, der vor Verlegenheit so roth geworden war, wie ein junges Mädchen, dem ein Verehrer die erste Liebeserklärung macht. Denn er wollte weder öffentlich zugeben, daß er der in Breneck's Erzählung erwähnte Schützling sei, noch konnte er es in Abrede stellen.

Breneck schloß seine unterbrochene Rede mit dem Versprechen, daß er vielleicht in seinen alten Tagen gleich Herrn White am Cottonwood-Flusse eine Hütte bauen werde.

Zu später Stunde trennte sich die Gesellschaft und die drei neuen Ehepaare begaben sich nach ihren Häusern. Durch den Weggang der vier jungen Leute, welche bisher in dem Wilson'schen Hause gewohnt hatten, war letzteres ziemlich verödet. Herr Wilson hatte ein Ehepaar für die häuslichen und Farm-Arbeiten gemiethet, das bereits zugezogen war und auf Einladnug der Frau Wilson hatte Breneck während seines Aufenthaltes ein Zimmer im Wilson'schen Hause bezogen; sich aber schon für den nächsten Tag bei Donatus zu Gaste geladen.

Als dieser mit Elisabeth heim ging, sagte das junge Mädchen: „Von Deinem Verhältniß zu Fräulein Eastman hast Du mir nichts gesagt; ja Du hast diese junge Dame kaum genannt."

„Ich glaubte recht zu handeln", entgegnete der junge Gatte. „Es schien mir allerdings, als ob das Fräulein mehr Theilnahme für mich hegte, als ich für sie und deshalb verließ ich meine Stellung. Dir habe ich aber die lautere Wahrheit gesagt, als ich versicherte, daß ich vor Dir noch nie ein Mädchen liebte. Was würdest Du von mir gedacht haben, hätte ich Dir eine An-

zahl junger Mädchen aufgezählt, die nach meiner Ansicht geneigt gewesen wären, Frau Donatus Werner zu werden? Mit Recht hättest Du mich für einen eiteln Fant und für einen schändlichen Prahlhans gehalten, welcher in höchst taktloser Weise mit den Namen junger Damen Mißbrauch treibt. Es ist Ehrensache für jeden Mann, sich Frauen und Mädchen gegenüber ritterlich zu benehmen und sich niemals irgend welcher Gunstbezeugungen zu rühmen, die ihm etwa gewährt worden sind."

„Du hast auch in dieser Lebenslage das Rechte gethan", sagte Elisabeth; „und wenn ich auch im ersten Augenblick die Entdeckung unangenehm empfand, daß Du ein Geheimniß vor mir hattest, so bin ich doch jetzt mit Deiner Handlungsweise zufrieden."

Am nächsten Vormittage erschien Brenneck im Hause Werner's. „Ich komme mit einem schlechten Gewissen", sagte er. „Ich habe ein Geheimniß meines jungen Freundes preisgegeben und dabei bekennen müssen, daß ich bestrebt war, seine jetzige Gattin um ihren Mann zu bringen."

Elisabeth lächelte, als sie entgegnete: „Donatus hat mir oft erzählt, wie sehr Sie sich um sein Wohlergehen bemüht haben und Sie meinten es gewiß gut, als Sie ihn zum Gatten des Fräuleins Eastman machen wollten."

„Das war allerdings der Fall. Aber stellen Sie sich die Möglichkeit vor, daß es meiner Ueberredungsgabe gelungen wäre, Ihren vortrefflichen Gatten zu einer Ehe mit Mary Eastman zu veranlassen; — dann wären Sie jetzt ohne Ihren Donatus und der Gedanke, daß ich einen so unseligen Thatbestand herbeiführen

wollte, weckt in mir Gewissensbisse, seit ich Ihr schönes Liebesglück kennen lernte."

„Wollen wir es Herrn Brenneck verzeihen, daß er sich bemühte, für mich zu sorgen", fragte Werner lächelnd und die junge Frau reichte dem Gaste freundlich die Hand.

Nach dem Mittagsmahle sagte Donatus: „Ihr geheimnißvolles Walten zu meinen Gunsten ist mir nun klar geworden. Es war nicht der Einfluß des Herrn Adams, welcher Herrn Roberts veranlaßte, mir bei Herrn Eastman eine Stellung und Familienverkehr zu verschaffen; Sie waren es und es hat sich mir schon oft die Frage aufgedrängt, in welchen Beziehungen Sie zu Eastman, Quick und den Bunsen's standen."

Brenneck blickte eine Zeit lang sinnend vor sich nieder; dann entgegnete er: „Durch mein willkürliches Eingreifen in Ihr Schicksal haben Sie eigentlich ein Anrecht darauf gewonnen, das meinige kennen zu lernen. Dasselbe hat zwar nur wenige für Andere interessante Abschnitte, aber ich will Ihnen doch meine Erlebnisse in den Vereinigten Staaten kurz erzählen."

Nach einer kurzen Pause begann Brenneck seine Erzählung.

„Mein Bildungsgang im alten Vaterlande war dem Ihrigen sehr ähnlich und auch ich kam als junger Kaufmann nach New York, um dort eine Stellung zu suchen. Ich fand sie im Comptoir eines reichen Fabrikanten, der Zufall wollte es, daß ich seine hübsche Tochter kennen lernte und daß aus dieser Bekanntschaft eine gegenseitige Neigung entstand. Fräulein Jenny eröffnete mir, daß ihr von Seiten des Herrn Vaters bereits ein Mann zugedacht war; aber sie wäre wohl geneigt gewe-

sen, sich von mir entführen zu lassen, wenn ich einen dahin gehenden Vorschlag gemacht hätte. Ich war aber ein Ledermatz, der in einem Ozean von Täuschungen herumplätscherte. Es widerstrebte mir, ohne Wissen von Jenny's Vater mich weiter um sie zu bewerben und, ohne dem armen Kinde ein Wort zu sagen, warb ich bei dem alten Herrn um Jenny's Hand."

Mit einem harten Lächeln um den Mund fuhr Brenneck fort: „Ich sprach sehr warm und wie ich glaubte zum Herzen. Als ich geendet hatte, erhob sich Jenny's Vater, ging an seinen Geldschrank und zählte mir mein Gehalt für das laufende Vierteljahr auf den Tisch. Dann erklärte er mir, daß er mich für einen geistig etwas beschränkten, aber sehr dreisten Gesellen halte, den er nicht wieder zu sehen wünsche. Sollte ich mich wieder an ihn oder seine Tochter heran drängen, dann werde er die Hülfe seines Hausknechts oder auch der Polizei in Anspruch nehmen. Obschon der Zorn mächtig in mir kochte, entfernte ich mich doch, ohne dem Vater meines Mädchens ein Leid anzuthun."

„Als ich mich einigermaßen beruhigt hatte, schrieb ich an Jenny, bat sie, einige Jahre auf mich zu warten; denn in dieser Zeit würde ich mir eine Existenz gründen und ein Weib heimführen können. Diesen Brief übergab ich einer Freundin Jenny's zur Besorgung.

„Am Abende des nächsten Tages waren meine Vorbereitungen für die Abreise nach Californien getroffen. Ich ging nach der „Ticket-Office"; aber auf dem Rückwege nach meiner Wohnung wurde ich von vier Männern überfallen und trotz meines Widerstandes und meiner Hülferufe gebunden, geknebelt und in einen

Wagen geschafft. Niemand stand mir bei, obschon sich eine Menschenmenge sammelte.

„Man verband mir die Augen und brachte mich nach einem Keller, wo ich einen Strohsack, Wasser und Brot fand. Meine Fragen blieben unbeantwortet; aber man erklärte mir, daß die Wache vor der Thüre mich tödten würde, falls ich Lärm machte. In der Finsterniß konnte ich nicht beurtheilen, wie lange ich in dem übel riechenden Loch eingesperrt war. Erst später fand ich, daß man mich sechs Tage festgehalten hatte.

„Wiederholt wurde mir die Frage vorgelegt, ob ich gegen Jenny's Vater und deren Liebhaber weder gerichtlich noch gewaltsam vorgehen wollte, falls man mich frei ließe. Endlich gab ich die geforderte Betheuerung. Nach meiner Freilassung, die Nachts unter großen Vorsichtsmaßregeln erfolgte, erfuhr ich, daß Jenny Georg Bunsen's Weib geworden war, um mein Leben zu retten. Der Elende hatte ihr gesagt, daß er mich qualvoll ermorden würde, falls sie nicht sofort sein Weib würde. Sie willigte ein und starb sechs Monate später.

„Also der Vater William Bunsen's war es, der Ihr Glück zerstörte", fragte Werner.

Brenneck neigte ernst sein Haupt und fuhr fort: „Damals hätte ich meinen Schwur nicht gehalten und Bunsen getödtet; aber er hatte mit seiner jungen Frau eine Reise nach Europa angetreten. So wandte ich mich dann westwärts nach Californien, wo ich jagte und nach Gold suchte. Ich wurde vom Glück begünstigt, gewann ansehnliche Mittel, kehrte nach New York zurück, spekulirte mit Erfolg und namentlich gegen Bunsen und dessen Schwiegervater. Beide machten nacheinander ge-

waltsam ihrem Leben ein Ende. William, Bunsen's Sohn aus zweiter Ehe, ist körperlich und geistig ganz verkommen.

„Ich bin jetzt zu alt, meinem Leben ein neues Ziel zu setzen. Zu einem thatenlosen, beschaulichen Dasein eignet sich mein Wesen nicht. Ich werde daher weiter spekuliren, bis unser ernster Freund, der Tod, auch meinem Leben ein Ende macht. — Da haben Sie die Geschichte der letzten dreißig Jahre meines Daseins so kurz, wie ich sie erzählen konnte."

Elisabeth und Donatus waren tief ergriffen; denn kein Wort der Klage war verwebt in die Mittheilung der Ereignisse, welche das Lebensglück zweier Menschen vernichteten. Elisabeth schauerte bei dem Gedanken an die schier endlosen Stunden des Schmerzes, welche dieser Mann durchlebte, dessen Herz nur eine große und tiefe Liebe erfüllt hatte.

„Sie haben meinen Donatus wie einen Sohn behandelt und ich ehre Sie wie eine Tochter", sagte sie. „Weshalb wollen Sie nicht bei Ihren Kindern bleiben? Sie sind ja nicht gebunden und können kommen und gehen wie es Ihnen beliebt."

„Ich danke Ihnen mein liebes Kind und werde von Zeit zu Zeit Ihr Gast sein", entgegnete Brenneck freundlich. „Aber der Wandervogel muß ziehen." —

Und so geschah es; aber ehe er schied, wurde noch ein Kaufvertrag abgeschlossen, durch welchen Brenneck einen Theil seines in der Nachbarschaft belegenen werthvollen Landes den fünf Familien für einen sehr mäßigen Kaufpreis abtrat. Das Land sollte vorläufig eingezäumt und zu Weidezwecken benutzt, später aber

an die heranwachsende Jugend der Ansiedler für Heimstätten überlassen werden.

An den Sonntagen kamen die Familien Nachmittags abwechselnd in dem einen oder dem andern Hause zusammen und bei dem „Familien-Kränzchen", welches auf den Landkauf folgte, sagte Frau Wilson: „Wir dürfen unser Schicksal preisen, daß jede unserer Familien ihr eigenes Heim bewohnen kann und daß wir doch nahe genug bei einander leben, um uns täglich sehen zu können."

„Und was mir sehr gefällt", hob die Baronin hervor, „ist der Ankauf von Land durch unsere Familien. Dadurch werden unsere Nachkommen in den Stand gesetzt, als freie Landwirthe auf ihrem eigenen Boden zu leben und ich halte nun einmal die Landwirthschaft für die nothwendigste und schönste Berufsart. Der beständige Aufenthalt in Gottes freier Natur stärkt die Gesundheit und ist ein Glück, das leider Viele gar nicht genügend zu würdigen wissen, die sich in die Städte drängen. Ich habe auch immer mehr stillen Frieden der Seele auf dem Lande empfunden, als in den Städten, deren rauschendste Vergnügungen mir niemals Ersatz bieten konnten für das, was ich verlor, wenn ich das Landleben zeitweise aufgab."

„Ein zahlreicher, einigermaßen wohlhabender Bauernstand ist die kräftigste Stütze jedes Staates", sagte Herr Wilson. „Wir brauchen einen starken Mittelstand in unsern Tagen, da sich die unberechtigte Begehrlichkeit immer dreister zeigt. Auf der einen Seite sehen wir Arbeiter-Vereine bestrebt, die Löhne und die Arbeitszeit willkürlich zu regeln, ohne Rücksicht darauf, ob der Unternehmer bei solchen Bedingungen zu Grunde

geht oder nicht. Und wenn der Arbeitgeber solche Forderungen verwirft, wenn er Leute findet, welche die Stellen der Streiker einnehmen wollen, dann beanspruchen diese das Recht, die Arbeitswilligen zu vertreiben, ja sie zu tödten, das Eigenthum der Arbeitgeber zu zerstören und nach Gutdünken zu brennen und zu morden. Auf der andern Seite suchen Vereinigungen reicher Leute durch Beeinflussung der Gesetzgebungen Vortheile für sich zu erlangen, für welche die Massen des Volkes bezahlen müssen. Solches Treiben bedroht die Gleichberechtigung Aller, auf welcher allein unsere Republik fortbestehen kann. Wirksamer Widerstand gegen solche rechtswidrigen Bestrebungen kann nur der Mittelstand leisten; diesen zu vermehren und zu stärken, muß unser Bestreben sein."

„Wohl uns", sprach Werner, „daß wir uns der Dollarjagd fern halten, daß wir im Gelde nur ein Mittel zur Erreichung vieler Zwecke sehen und ihm nicht erlauben, unser Herr zu werden. Wohl uns, daß wir uns bescheiden. ein einfaches Leben zu führen und dabei zufrieden sind."

„Möge es immer so bleiben", rief Arthur.

„Wir und unsere Nachkommen wollen im treuen Freundschaftsbunde hier am Cottonwood-Flusse hausen", sagte Benno.

„So Gott will", fügte die Baronin hinzu und Frau Wilson sprach das „Amen".—

Friede, Freundschaft, Zufriedenheit und Arbeit herrschten von jetzt ab in der kleinen Ansiedlung, um welche herum sich allmälig viele neue Ankömmlinge niederließen.

Von Johnson und Braun erfuhr man, daß diese gemeinschaftlich mit den beiden Sweeney's den Goldbach

in kurzer Zeit seines werthvollen Inhaltes beraubt, aber dabei genug verdient hatten, um sich als wohlhabende Farmer in dem Territorium niederzulassen.

Little Crow, der so viel Elend über das westliche Minnesota gebracht hatte, wurde beim Beerenpflücken von einem jungen Norweger erschossen, nachdem er noch kurz vorher dem General Sibley höhnisch hatte sagen lassen, er sei in der Gegend von Yellow Medicine allzeit anzutreffen. Bemerkenswerth war nach dem Tode des Sioux-Häuptlings die Entdeckung, daß er doppelte Zahnreihen hatte.

Alljährlich fanden sich White und Brenneck als gern gesehene Gäste ein und als dem alten Trapper das Jagen zu beschwerlich wurde, verstand er sich dazu, das Blockhaus zu beziehen, in welchem Smith gehaust hatte. Von dort aus unternahm er kürzere Ausflüge; aber die meiste Zeit verbrachte „Uncle Sam" damit, seine zahlreichen jungen Freunde in den Künsten zu unterrichten, die er selbst so lange geübt.

Aber auch Trübes wurde den Ansiedlern nicht erspart. In den ersten Tagen des Jahres 1864 erhielt Herr Wilson die Nachricht, daß sein Georg als der Führer einer Streifpatrouille gefallen war. Er hatte tapfer gekämpft, bis ein Schuß durch die Stirn seinem jungen Leben ein Ende machte.

Aber der Schmerz der Eltern wurde alsbald durch die Geburt dreier Enkel gemildert, die schnell kund thaten, daß sie kräftige, stimmbegabte Erdenbürger waren und ihnen folgten im Laufe der Jahre noch viele andere.

Es ist der Menschen Loos, daß sie kommen und vergehen und wohl den Häusern, in welchen das dahin sterbende alte Leben durch fröhlichen jungen Nachwuchs ersetzt wird, wie es bei den Ansiedlern am Cottonwood-Flusse geschah.

—— Ende. ——